

Alpenvereinsjahrbuch

**BERG 2017**

Zeitschrift Band 141





Alpenvereinsjahrbuch

# Berg 2017

Zeitschrift Band 141

Herausgeber  
Deutscher Alpenverein, München  
Österreichischer Alpenverein, Innsbruck  
Alpenverein Südtirol, Bozen

Redaktion  
Anette Köhler, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

# Inhalt



Editorial: Starke Kräfte >> Anette Köhler .....	6
---	---

## BergWelten: Sellrain

Das Sellraintal und seine Berge >> Hannes Schlosser .....	10
„Unser Kapital sind die Wanderwege“. Karl Kapferer und Luis Melmer im Interview .....	22
Sellrainer Stadtwäscherinnen >> Georg Jäger .....	24
Danke, Wasserkraft? Ökologische Herausforderungen der Energiewirtschaft am Beispiel des Kraftwerks Sellrain-Silz >> Luis Töchterle .....	30
Zwischen Trubel und Einsamkeit. Skitourenklassiker im Sellrain >> Stefan Herbke .....	38
„Die Ziele gehen mir nicht aus“. Lukas Ruetz im Interview .....	48
Jeder Schritt ein Abenteuer. Klettern in den Kalkkögeln >> Heinz Zak .....	50

## BergFokus: Wege und Steige

Wo ein Wille, da ist bald ein Weg. Der Aufbau des Alpenvereins-Wegenetzes bis 1914 >> Florian Ritter	58
Der Freiheit entgegen. Ein kulturhistorischer Streifzug zum Thema Wegerecht >> Susanne Gurschler	66
Ohne sie geht gar nichts. Alpine Wegbereiter im Porträt >> Stephanie Geiger .....	72
Wegenetz im Klimawandel. Herausfordernde Entwicklungen um die Kürsingerhütte >> Florian Ritter	82
„Nicht jeder Wanderweg ist heute noch um jeden Preis schützenswert“. Der Schweizer Wanderwegexperte Fredi von Gunten im Gespräch >> Dominik Prantl .....	90
Wege nach menschlichem Maß. Müssen wir das Verschwinden der Pfade und Steige hinnehmen? >> Gerhard Fitzthum .....	98
Geht doch! Unterwegs zwischen Premiumwegen und No-go-Areas >> Axel Klemmer .....	110

## BergSteigen

Die Hölle, das sind die anderen. Spezies Hiker versus Spezies Biker >> Ingrid Hayek .....	120
Miteinander statt nebeneinander. Wie lässt sich Inklusion im Bergsport leben? >> Robert Demmel ..	130
Auf der Suche nach dem Besonderen? Internationaler Spitzenalpinismus 2015/2016 >> Max Bolland	136



Der Nachwuchs startet durch. Die wichtigsten Entwicklungen und Ergebnisse in den alpinen Wettkampfdisziplinen >> <i>Matthias Keller</i> .....	150
Elbsandsteingebirge – „Wiege des Freikletterns“? Fritz Wiessner und das amerikanische Free Climbing >> <i>Nicholas Mailänder</i> .....	156

## BergMenschen

Wie viel Erde braucht der Mensch? Vom Leben des Kugler-Bauern >> <i>Wilfried F. Noisternig</i> .....	170
Die Berge schenken uns einen ganzen Kerl: Raimund von Klebelsberg >> <i>Martin Achtrainer</i> .....	176
„Die Berge sind mein Atem“. Der polnische Ausnahme-Alpinist Voytek Kurtyka im Gespräch >> <i>Bernadette McDonald und Zbyszek Skierski</i> .....	182
Freigeist und Kosmopolit: Rolando Garibotti im Porträt >> <i>Tom Dauer</i> .....	196

## BergWissen

Die Kalkkögel. Ein einst weit gereistes und jüngst wild umstrittenes Gebirge >> <i>Kathrin Herzer</i> .....	206
Bergsteigers beste Freunde. Medikamente können in großer Höhe gesund halten – aber auch Leben gefährden >> <i>Martin Roos</i> .....	214
Crystal Myths. Die Sache mit dem Schnee >> <i>Barbara Schaefer</i> .....	224
„Die Artenvielfalt wird deutlich reduziert“. Dr. Christian Newesely im Interview .....	232

## BergKultur

Der freie Blick. Jürgen Winkler, Fotograf. Ein Porträt >> <i>Axel Klemmer</i> .....	236
Rockin' the Rocks: Über die Vielfalt von Bergmotiven in der populären Musik >> <i>Michael Domanig</i> ...	242
Die Tücken des Normalwegs. Alpine Bildsatiren zu Irrung, Hemmung und Übersprung >> <i>Martin Scharfe</i> .....	248
Autorinnen und Autoren .....	254
Impressum .....	256

# Starke Kräfte

Zur 141. Ausgabe des Alpenvereinsjahrbuches

>> **Anette Köhler**

„So nah, so fern“ lautete vor einigen Jahren der Slogan der Tirol Werbung. Gäbe es ihn noch nicht, müsste man ihn eigens fürs **Sellrain**, das BergWelten-Thema der vorliegenden Ausgabe, erfinden. Die Talschaft, nur wenige Kilometer von Innsbruck entfernt, ist seit jeher eng mit der Tiroler Landeshauptstadt verbunden, gleichzeitig bildet sie aufgrund des von einer engen Schlucht abgeriegelten Zugangs eine abgeschiedene, „ferne“ Welt. Im Sommer 2015 erfuhr diese sprichwörtliche Abgeschiedenheit eine bedrückende Realität, als verheerende Unwetter Muren auslösten, die weite Teile des Tales verwüsteten, und die Melach über Nacht in einen reißenden Fluss verwandelten, der Häuser und Straßen fortriss. Die Talstraße war tagelang unpassierbar, die Sanierungsarbeiten und der Ausbau der Schutzmaßnahmen dauern immer noch an, und vielen Anwohnern sitzt nach den traumatischen Ereignissen bei jedem aufziehenden Unwetter – und deren gab es auch im Sommer 2016 viele und heftige – die Angst im Nacken: *„Berge widerlegen unser exzessives Vertrauen in das von Menschen Gemachte.“*

Wie eng Stadt und Land aufeinander bezogen sind, zeigt der kulturhistorische Beitrag von Georg Jäger (Seite 24). Im Sellrain war über Jahrhunderte ein Wäschereigewerbe etabliert, das den Familien dort ein Auskommen garantierte – und die weitläufige Meinung widerlegt, dass Frauen „früher“ vom Erwerbsleben ausgeschlossen waren. Gleichzeitig war die Bergwelt des Sellrains seit den Anfängen des Alpinismus Naherholungsgebiet und Fluchtpunkt (nicht nur) der Innsbrucker Bergsteiger. Wie eng und über Generationen gewachsen diese Verbindung ist, zeigt auch die Ersteigungsgeschichte der nahen Kalkkögel. Generationen von Kletterern haben dort ihre Kräfte gemessen (lesen Sie dazu den Beitrag von Heinz Zak, Seite 50).

Heute denkt man beim Thema Kalkkögel eher an das Kräftemessen von Gegnern und Befürwortern des erschließungstechnischen „Brückenschlags“ zwischen den Skigebieten Axamer Lizum und Schlick 2000, das dank eines breiten Bürger-Engagements „vorläufig endgültig“ vom Tisch ist (siehe dazu den Beitrag von Katrin Herzer, Seite 206). Wenn wir schon beim Thema Kalkkögel sind: zum Sellrain gehören sie

natürlich nicht. Eigentlich. Aber die Nachbarschaft und das, was diese beiden Gebiete der Stubai Alpen verbindet, sind so unmittelbar, dass es sich anbietet, sie in das BergWelten-Thema miteinzubeziehen. Gleiches gilt für das Kühtai, die passartige, als Skisort und zur Wasserkraftgewinnung erschlossene Hochfläche, die das Ötz- mit dem Sellraintal verbindet. Dort erhebt sich übrigens der Acherkogel, mit 3007 Metern Höhe der nördlichste Dreitausender Tirols, dessen Silhouette Sie auf den ersten Seiten dieses Buches bewundern können. Die Überschreitung des Nordostgrates von Maning- und Acherkogel (im Bild gut zu erkennen) ist sicher die lohnenswerteste hochalpine Kletterei in diesem Tourengebiet.

Sellrain und Kühtai – was für ein Gegensatz: unten im Tal die ruhige, einem Sanften Tourismus verpflichtete Bergsteigerdorf-Region, die Hannes Schlosser in seiner großen Gebietsmonografie vorstellt (siehe Seite 10), oben das im Sommer so gut wie ausgestorbene Ski-Retortendorf mit seinen Stauseen: eine hochalpine Industrielandschaft – und gleichzeitig ein weiteres Tor zum Sellrainer Skitourenparadies mit seinen fantastischen Tourenzielen, von dem unser Autor Stefan Herbke (siehe Seite 38) gemeinsam mit Lokalmatador Lukas Ruetz schwärmt. Dass man in dieser ursprünglichen, oft kargen Bergwelt auch im Sommer prächtig wandern und bergsteigen kann, beginnt sich mehr und mehr herumzusprechen – auch dank der Initiative „Bergsteigerdörfer“ des Österreichischen Alpenvereins. Vor allem aber deshalb, weil weitsichtige Zeitgenossen wie Luis Melmer (siehe Gespräch Seite 22) beizeiten erkannt haben, dass die Ski-Erschließungs- und Wachstumsspirale mit ihren Abhängigkeiten von Investoren kein Modell mit Zukunft sei und einem „Ausverkauf der Heimat“ gleichkäme, und entsprechende Erschließungspläne bereits in den 1980er-Jahren ablehnten.

Das Thema „Ausverkauf der Heimat“ – sprich der wesentlichen Allgemeingüter Wasser und Boden – sollte dann 30 Jahre später wieder brisant werden, als bekannt wurde, dass die Tiroler Wasserkraft AG (TIWAG), Betreiber u. a. der Kraftwerksgruppe Sellrain-Silz, mit amerikanischen Investoren ebenso intransparente wie riskante Cross-Border-Leasing-

Indem sie von stärkeren Kräften zeugen,  
als wir sie beschwören können,  
und indem sie uns mit weitaus größeren Zeitspannen konfrontieren,  
als wir uns vorstellen können,  
widerlegen **Berge** unser exzessives Vertrauen in das von Menschen Gemachte.  
Sie **stellen tief gehende Fragen** über unsere Endlichkeit  
und die Bedeutung unserer Pläne.  
Ich glaube, sie lehren uns Bescheidenheit.

*Robert MacFarlane*

Geschäfte machte. Apropos TIWAG: Das Energieversorgungsunternehmen des Landes Tirol sah sich auf Anfrage der Redaktion nicht in der Lage, Bildmaterial zur Information über den geplanten Ausbau des Kraftwerks Sellrain-Silz für den Beitrag von Luis Töchterle (siehe Seite 30) zur Verfügung zu stellen, der Beitrag sei unsachlich und tendenziell. Am besten machen Sie sich selbst ein Bild.

Aber gehen wir zurück in die Berge: Mit dem Thema „**Wege und Steige**“ steht heuer die alpine Infrastruktur im Mittelpunkt der Rubrik BergFokus. Etwa 55.000 Kilometer Wander- und Bergwege wurden von den alpinen Verbänden in den Ostalpen geschaffen und werden bis heute von ihnen erhalten. Ohne die zumeist ehrenamtliche Arbeit der Alpenvereine gäbe es das „Wanderparadies Alpen“ nicht. Wie vielfältig die Aufgaben und wie hoch ihr gesellschaftlicher Nutzen sind, zeigen die Porträts der „alpinen Wegbereiter“ von Stephanie Geiger (siehe Seite 72).

Lässt sich dieses über Generationen gewachsene Wegenetz angesichts der Probleme, die der Klimawandel mit sich bringt, überhaupt noch erhalten? Sind die alljährlichen „normalen“ Schäden durch Witterungseinflüsse im Hochgebirge und die damit einhergehenden Aufwände der Wegesanie- rung an sich schon enorm, verschärft sich die Situation im Zuge der globalen Erwärmung und stellt alle – Wegemacher wie Wegebenutzer – vor neue Herausforderungen. Besonders markant sind dabei die Veränderungen in der Gletscherregion. Wie dynamisch diese Entwicklung und wie groß der Anpassungsdruck ist, verdeutlicht der Beitrag von Florian Ritter am Beispiel der Kürsingerhütte (siehe Seite 82).

Aber sind nicht die Dogmen der Wirtschaftlichkeit von Hütten-, Alm- und Forstwirtschaft eine weitaus größere Bedrohung? Jede Wette, dass jährlich mehr Pfade und Steige durch sogenannte Infrastrukturmaßnahmen unter einer versiegelten Erdoberfläche verschwinden als durch Naturereignisse verloren gehen. Fußgänger sind die Verlierer der

mobilen Gesellschaft, stellt Axel Klemmer in seinem äußerst lesenswerten Plädoyer „Geht doch!“ fest und ruft durchaus ernst gemeint zu zivilem Ungehorsam auf. Wie er das meint, lesen Sie ab Seite 110.

Gehen als subversiver Akt: Wer denkt da nicht auch an die Bilder des letzten Septembers, als sich Zigtausende Kriegsflüchtlinge zu Fuß auf den Weg gemacht haben, dort gegangen sind, wo sonst niemand geht, entlang der Autobahnen und Bahntrassen, um nach Österreich und Deutschland zu gelangen. Wie auch immer man dazu stehen mag: Dieses Gehen hat neue Realitäten geschaffen.

Tatsächlich haben wir in unserer Gesellschaft das Zufußgehen weitgehend aus dem öffentlichen Raum verbannt, Gehen dient heute kaum noch dem Zweck der Fortbewegung, Wandern ist Freizeitbeschäftigung, ein Luxus. Aber wie sieht eigentlich gutes Gehen aus? Dieser Frage widmet sich Gerhard Fitzthum in seinem erhellenden Beitrag „Wege nach menschlichem Maß“ (siehe Seite 98). Wir wissen es alle: Nichts ist ermüdender, als gleichförmig auf eintönigen Straßen zu marschieren. Wie anders, wenn das Auge seinen Weg finden, der Gang sich an eine wechselnde Oberfläche anpassen muss. Da sind wir wach und „da“, weil mit allen Sinnen gefordert. Genauso beim Biken, Klettern oder Skibergsteigen. Wie unterschiedlich sich die verschiedenen Gesteine anfühlen oder die Vielfalt des Schnees! Kunstschnee kann das (noch) nicht bieten. Warum das so ist, kann Barbara Schaefer berichten (siehe Seite 224). Wer den Unterschied (noch) kennt, weiß: auf mit Kunstschnee beschneiten Pisten Ski zu fahren, gleicht Wandern auf Asphalt. Umgekehrt fängt die Kunst zu gehen dort an, wo Pokémon-Go-Spiele enden. Berge bieten – und konfrontieren – uns mit weit mehr, als wir uns vorstellen oder selbst erschaffen können. Dies langfristig bewusst erlebbar zu machen und zu erhalten, bleibt die große gesellschaftliche Aufgabe des Alpenvereins.



# BergWelten

Traumhänge und kein Lift, so weit das Auge reicht: Blick vom Zischgeles im **Sellrain** auf die umliegende Gipfelparade. Im prächtigen Nordwesthang der Schöntalspitze sind Abfahrtsspuren zu erkennen (links), hinter dem langen Nordgrat der Grubenwand erstreckt sich das Gleirschtal mit dem Gleirschferner, das vom Gleischer Fernerkogel begrenzt wird.



# Das Sellraintal und seine Berge

Die Bergsteigerdorf-Region vor den Toren Innsbrucks

>> **Hannes Schlosser**





*Sollten Sie das Sellrain noch nicht kennen, dann gibt es eine besonders zeitsparende Möglichkeit, sich einen Überblick zu verschaffen: den „Sellrainer 24-Stunden-Marsch“, erstmals 2014 veranstaltet. Aber das ist nur eine von ungeahnt vielen Möglichkeiten.*

### **Sellrainer 24-Stunden-Marsch**

St. Sigmund (1513 m) ist die höchstgelegene und jeweils mit Abstand bevölkerungsärmste und flächengrößte der drei Gemeinden im Tal. Vor dem Gemeindezentrum beginnt der 24-Stunden-Marsch am Freitag um 18 Uhr und dort endet er auch am Samstag um 18 Uhr. Dazwischen liegen 50 Kilometer Fußmarsch und 3500 Höhenmeter rauf und runter. Schlaflos. Die Idee zu dieser Schinderei hatte Karl Kapferer, Bürgermeister von St. Sigmund, Seele und Promotor der Bergsteigerdorfidee im Sellrain. Seit Herbst 2015 ist Kapferer ehemaliger Bürgermeister, wobei es in seinem Fall vielleicht angemessener ist, von emeritiert zu sprechen.

Am Freitag, dem 31. Juli 2015 bin ich um 18 Uhr mit dabei, gemeinsam mit 120 Mitwandernden, darunter Christian und Markus, zwei Freunde, die ich überredet habe, sich auch auf das Abenteuer einzulassen. Mittlere Altersgruppen überwiegen, geschätzt ein Drittel sind Frauen. 20 Bergretter und ein Arzt gehören auch zum Tross. Ein Rat: Allein schaffen den 24-Stunden-Marsch vermutlich nur die Zähesten. Freunde und Freundinnen können sich wechselseitig aufmuntern, bei Tiefpunkten weiterzumachen.

Das Wetter ist gut, die Temperatur angenehm. In gemütlichem Tempo geht es durch lichten Wald zum Weiler Haggen, Ausgangspunkt des Weges ins Kraspestal, dem kürzesten der Sellrainer Seitentäler. Wir steigen zur gegenüberliegenden Sonnseite auf, erreichen in steilen Serpentin den Sellrainer Höhenweg. Dieser verläuft unterhalb der Gipfel von Seejoch, Peiderspitz und Rosskogel annähernd entlang der 2000-Meter-Höhenlinie. Dieser Höhenweg war vor 20 Jahren auch eine Idee Kapferers. Knapp 15 Kilometer lang, reicht er von der Zirnbachalm unterhalb von Küh-

**Ein föhniger Herbsttag und eine Annäherung an die Sellrainer Berge auf dem Weg zum Kühtaier Hirschebensee. In der Mitte die markante Gestalt des Gaißkogls, links der Mittergrat und rechts der Plenderlesseekopf.**

© M. Burtscher



**Abendlicher Aufstieg auf den Haggener Sonnberg am Beginn des Sellrainer 24-Stunden-Marsches.**

**Wesentlich ungeordneter geht es beim Schafabtrieb (rechts) im Bereich der Pforzheimer Hütte im Gleirschtal zu.**

© H. Schlosser



tai bis nach Oberperfuss hinaus. Überwiegend wurde der Weg neu angelegt, so naturnah, als sei er immer schon da gewesen. Die Rucksäcke sind klein und leicht, denn sämtliche Verpflegung ist all-inclusive. Über den Kalkkögeln taucht der anfangs rote Vollmond auf und wird uns die ganze Nacht begleiten. Ich lerne, dass heute „Blue Moon“ ist, so wird die zweite Vollmondnacht innerhalb eines Kalendermonats bezeichnet. Statistisch demnach ein rares Ereignis. Die Stirnlampen bilden eine lange Lichterkette, hübsch anzusehen, schade aber, dass nur wenige der Leuchtkraft des Mondes vertrauen. Gegen Mitternacht weitet sich das Blickfeld, das Lichtermeer von Innsbruck und seiner Umlandgemeinden schafft das nächste visuelle Highlight. Bis zum Kögele (2195 m) war alles leicht, dann geht es fast 1000 Höhenmeter hinunter nach St. Quirin, einem Weiler oberhalb der Gemeinde Sellrain mit einer Wallfahrtskirche, die von der Innsbrucker Innbrücke aus zu sehen ist. Der Weg durch den Wald ist steil und unangenehm. Trostreich in dieser Stunde ist Balou, der Border Collie von Christian, der aufpasst, dass die Herde der drei Freunde, auf die er zu achten hat, sich nicht verliert. Gegen 2 Uhr morgens Würstelpause mitten im Wald, bizarr erhellt von Scheinwerfern der Freiwilligen Feuerwehr.

Oberhalb von Sellrain geht es leicht abfallend und auf breiten Wegen hinunter ins Tal. Die Zerstörungen der Unwetter, die am 8. Juni das vordere Tal betroffen haben, bleiben uns (im Gegensatz zur Anreise) jetzt erspart. Unsere müden Schritte folgen dem „Besinnungsweg“. Im Morgengrauen

gibt es in der Feuerwehrrhalle Gries Torten und Kaffee. Nur wer nicht dabei war, wundert sich über die nächtliche Speisenfolge, Kalorienzählen hat bei einer solchen Tour Pause.

Ein sonniger Morgen, eine gemütliche Wanderung ins Lüsenstal hinein durch lichten Wald, es zieht sich. Die Sonnenstrahlen tun gut, endlich taucht im Süden die wuchtige Gestalt des Lüsener Fernerkogels auf. Mit seinen 3298 Metern ist er *der* Berg, um den sich hier vieles dreht. Im Weiler Praxmar erwartet den Tross nach den improvisierten Verpflegungsstationen ein perfektes Frühstücksbuffet im Alpengasthof Praxmar – Schutzhütte, Wirtshaus, Restaurant und Hotel in einem. Hier ist das Refugium von Luis Melmer, Wirt, Jagdpächter, Naturschützer, Bergfex und 70 Jahre alt. Einige TeilnehmerInnen haben in Praxmar aufgegeben, aber noch immer stellen sich mehr als 100 Menschen der nächsten Herausforderung. Von Praxmar (1687 m) führt der Weg auf das Satteljoch (2735 m) knapp unterhalb der Lampsenspitze – 1000 Höhenmeter nachdem wir seit 16 Stunden unterwegs sind. Es hat sich eingetrübt, nach einem Drittel des Aufstiegs beginnt es zu nieseln. Von oben kommt ein Wanderer, am Joch oben würde es schütten, sagt er. „Das ist doch sinnlos“, sage ich, will nach Praxmar hinunter und nach Hause. Wir sollten noch ein Stück weitergehen, tricksen mich die Freunde aus. Es hört zu regnen auf, problemlos schaffen wir und die Mitwandernden den steilen Aufstieg. Trotzdem, auf das neblige Gipfelglück der Lampsenspitze (2876 m) verzichten viele, wir auch.



Es folgen ein anfangs steiler und schottriger 600-Meter-Abstieg ins karge Gleirschtal und der letzte Gegenanstieg zur Pforzheimer Hütte (2308 m), wo köstliche Knödel warten. Schließlich noch hinunter zur Gleirschalm entlang des seit den Unwettern Ende Juni von zahlreichen Muren zerstörten Fahrwegs. 18 Uhr, Ziel erreicht, geschafft, aber nicht fix und fertig, keine schmerzenden Knie. Auf der Gleirschalm werden alle TeilnehmerInnen als Sieger geehrt, ein Schnitzel gibt es als Zugabe und endlich ein Bier. Zuletzt eine Viertelstunde zurück nach St. Sigmund. Während unserer letzten Schritte frage ich meine Freunde, ob wir nun Helden oder Deppen sind. Die Antwort bleibt aus, und ich habe sie bis heute nicht. Den Topfen, den meine Frau vorsorglich für Kniewickel eingekauft hat, können wir aufs Brot streichen. Kein Muskelkater, auch nicht in den Tagen darauf. Erstaunlich.

2016 führte die von Kapferer und seinem Team ausgetüftelte Route auch ins Fotscher Tal und damit in das dritte große Seitental. Mit dem Windegg (2577 m) war ein zweiter Gipfel dabei, zu überstehen waren gegenüber 2015 nicht nur drei Kilometer und 300 Höhenmeter zusätzlich, sondern auch ein nächtliches Hagelgewitter.

### Innsbrucker Naherholungsgebiet

Das Sellraintal blieb von großen technischen Eingriffen weitgehend verschont. Das ist umso erstaunlicher, als das geschäftige Inntal mit seiner ewig dröhnenden Autobahn und der Tiroler Landeshauptstadt ums Eck liegt. In die Zentren der drei Talgemeinden sind es von Innsbruck aus 18

Kilometer nach Sellrain, 24 nach Gries und 29 nach St. Sigmund. Die Nähe zu Innsbruck ist ein zentraler Faktor für die im Tal lebenden Menschen. Das galt auch in der Vergangenheit, wie z. B. der Beitrag von Georg Jäger (Seite 24) über die Sellrainer Wäscherinnen belegt. Heute profitiert das Sellrain von der Stadtnähe zweifach: Für viele InnsbruckerInnen ist das Sellrain ihr bevorzugtes Naherholungsgebiet.

Der zweite Aspekt betrifft die Arbeitsplätze der Sellrainer Bevölkerung. Nachdem es im Tal außer im Tourismus, bei den Gemeinden und in den wenigen gewerblichen Betrieben kaum Jobs gibt, pendelt die überwiegende Zahl der Erwerbstätigen in den Großraum Innsbruck aus. PendlerInnen kommen auch von landwirtschaftlichen Betrieben, nachdem diese fast ausschließlich nur noch im Nebenerwerb geführt werden.

### Lebensader Talstraße

Unter diesen Voraussetzungen stellt die 5 Kilometer lange Schluchtstrecke der Melach zwischen Sellrain und Kematen für das gesamte Tal wirtschaftlich und sozial eine Lebensader dar. Die Folgen des zweistündigen stationären Gewitters im Juni 2015 haben das nachhaltig unterstrichen. Fünf Wochen war die Straße komplett gesperrt und der Verkehr musste über die Mittelgebirgsdörfer Grinzens und Oberperfuss umgeleitet werden. Diese Zugänge sind noch heute teilweise durch winkelige, enge Straßen gekennzeichnet. Man kann erahnen, wie mühsam und langwierig der Weg ins Sellrain vor 150 Jahren war.

Zu den in den Sommermonaten am häufigsten begangenen Bergwegen zählt jener durch das Längental, wobei das Westfalenhaus für manche der Höhepunkt eines Tagesausflugs ist, für andere hingegen ein Etappenziel auf mehrtägigen und anspruchsvolleren Touren. In der Bildmitte der Hohe Seeblasskogel.

Links: Die Erhaltung der Wege erfordert nicht nur nach jeder Schneeschmelze viel Engagement. Im Sommer 2015 hat ein einziges Unwetter die Hüttenzufahrt zur Pforzheimer Hütte an zahlreichen Stellen vermurt und unbefahrbar gemacht.

© H. Schlosser

Das obere Gleirschtal (unten) ist das kargste der drei großen Sellrainer Seitentäler. Blick nach Süden, in der Bildmitte der langgestreckte Rücken der Grubenwand, links der zackige Grat zwischen Schöntalspitze und Zischgeles.

Wesentlich farbenprächtiger ist ein Sonnenaufgang am Roten Kogel (rechte Seite). Blickrichtung Nord mit Wetterstein (links) und Karwendel (rechts).

© H. Schlosser/  
J. Pfatschbacher (rechte Seite)

1888 war es nach jahrelangen Diskussionen endlich soweit gewesen: Die Talstraße ins Sellrain war fertiggestellt. Ein Foto, aufgenommen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, bildet die Mautstelle Weichenofen am südlichen Ortsausgang von Kematen ab. Es zeigt eine Schotterstraße in einer Breite, die heutzutage gerade noch als Forstweg durchgehen würde. Kurios ist die Absperrung durch ein Gittertor, neben dem eine Tafel mit dem „Zolltarif“ stand. Für Pferde waren zwölf, für Ochsen acht und für Menschen zwei Kronen zu bezahlen. Kinder unter zehn Jahren gingen frei. Erst war im angrenzenden Bauernhaus die Maut zu bezahlen, ehe das Tor geöffnet wurde (siehe Foto S. 16).

Vom Anfang bis in die Gegenwart gefährden diese Straße immer wieder Hochwasser der Melach, Erdbeben und Steinschläge. Allen im Lauf der Zeit errichteten Galerien, Hangsicherungen und Flussregulierungen zum Trotz, ist die Straße wohl auch künftig nicht vor Zerstörungen durch Naturgewalten und Sperren gefeit. Ein Jahr nach der Katastrophe von 2015 waren die Verwüstungen noch nicht zur Gänze beseitigt, mit schwerem Gerät wurde im Flussbett, an rutschgefährdeten Hängen und zusätzlichen Straßengalerien gearbeitet.

### Lawinen- und andere Katastrophen

Die Steilheit der Hänge macht es leicht nachvollziehbar, dass Lawinen, Bergstürze, Muren und Hochwasser ein Dauerthema sind. Ausgebaggerte Rinnen, Schutzdämme, Auffangbecken, Verbauungen aller Art sind im Siedlungsbereich allgegenwärtig. Die größte überlieferte Lawinenka-

tastrophe ereignete sich 1817 im Gleirschtal, bei der zwei Häuser verschüttet wurden, in denen zehn Menschen starben. 1926 wurde dieser Siedlungsraum angesichts der ständigen Gefahr aufgegeben. Am 23. Februar 1970 donnerte eine Lawine vom Peider Sonnberg in den St. Sigmunder Ortsteil Peida. Der traditionsreiche Gasthof Alpenrose wurde zerstört, vier Menschen starben.

Wesentlich häufiger sind schwere Lawinenunfälle im alpinen Gelände. Besonders tragisch war die Verkettung zweier Unglücke am 14. Februar 1988. Drei Frauen und ein Mann aus München kamen bei der Abfahrt vom Wenten im Fotscher Tal unter eine Lawine. Die eingeflogenen Rettungsmannschaften konnten bei drei Opfern nur noch den Tod feststellen, beim vierten gab es noch minimale Überlebenschancen. Mit diesem Opfer an Bord stürzte der Hubschrauber unmittelbar nach dem Abheben ab, ein Rettungsarzt und ein Sanitäter starben. Die letzten per Funk durchgegebenen Worte des Arztes waren: „Ich fühle mich nicht berufen, hier schon den Tod festzustellen. Ich möchte dem Patienten nur jede Chance geben.“

Bemerkenswert ist auch der Lawinenunfall vom 6. Februar 1969, weil er im Rahmen eines Bundesheerkurses geschah. Von der 20-köpfigen Gruppe wurde knapp unterhalb des Zischgelesgipfels ein Schneebrett losgetreten, das drei Soldaten mitriss, zwei konnten nur noch tot geborgen werden. Tatsächlich vergeht kaum ein Jahr ohne Lawinenunfall am Zischgeles (3004 m). Der Gipfel zählt zu den beliebtesten Skitourenbergen weit und breit. Luis Melmer: „Der Zischgeles ist ein Mythos, ein Berg mit zwei Gesichtern, er hat eine







Seit bald 130 Jahren ist die Straße durch die Melachschlucht zwischen Kematen und Sellrain die Lebensader des Tales.

Die Mautstelle am Taleingang (rechts) hat längst ausgedient. Alle paar Jahre kommen neue Galerien hinzu. Die Unwetter vom Juni 2015 beweisen, dass es einen absolut sicheren Schutz der Straße wohl nie geben wird.

© H. Schlosser/Archiv G. Jäger (rechts)

gute Seite, aber auch eine ganz schreckliche. Du hast 30, 40 Leute im Gipfelhang, am Vormittag hat er gehalten und am Nachmittag ist er gegangen.“

Berüchtigt für seine Bergstürze ist der Grieser Hausberg Freihut (2614 m). In zeitgenössischen Beschreibungen des gewaltigen Bergsturzes von 1852, bei dem sich auch der Gipfelaufbau veränderte, heißt es, das „furchtbare Lärmen“ sei bis Innsbruck zu hören gewesen. Anfang des neuen Jahrtausends kam erneut Bewegung in die Ostflanke des beliebten Aussichtsberges. Um die vom Grieser Ortskern ins Lusenstal vorangeschrittene Besiedelung zu schützen, wurde 2003 ein 400 Meter langer und 15 Meter hoher Schutzdamm errichtet.

### Gescheiterte Seilbahnprojekte

Ende der 1970er- und in den 1980er-Jahren gab es im Sellrain massive Bestrebungen zu skitechnischen Erschließungen in den Bereichen Praxmar-Lampsen-Koglalm und Sellrain-Seiges. Die lokalen Projektbetreiber konnten auf die Unterstützung der jeweiligen Gemeinde, aber auch des Landes bauen. Eine am 17. Juni 1979 erlassene Verordnung nach dem Tiroler Raumordnungskonzept sah die Umsetzung eines der beiden Projekte vor, weil man sich davon Entwicklungschancen für die gesamte Region versprach. Der Verordnungstext war so offen formuliert, dass auch eine Genehmigung beider Projekte möglich schien.

Als im Herbst 1979 das Lampsenprojekt öffentlich und ein Baubeginn im Frühjahr 1980 angekündigt wurde, entrüsteten sich Naturschützer

und Alpenverein. Eine Protestskitour mit 200 TeilnehmerInnen im März 1980 begrüßten in Praxmar die Projektproponenten mit einem Transparent („Das Sellraintal grüßt seine Protestierer – beim Liften oder Tourengehen seid ihr alle gern gesehen!“), Marketenderinnen und Schnapsln durchaus freundlich. Letztlich scheiterte das Projekt an Zerwürfnissen zwischen den lokalen Gesellschaftern der Familie Melmer vom Alpengasthof Praxmar (zugleich Grundeigentümer am Lampsen) und jenen aus dem Zillertal, die zur Finanzierung ins Boot geholt worden waren. 1984 wurde das Lampsenprojekt endgültig zu Grabe getragen.

Ab 1981 forcierte die Gemeinde Sellrain massiv die Erschließung der Seiges vor ihrer Haustüre im Fotscher Tal. In den wechselnden Erschließergesellschaften schienen Finanziere bis nach Kanada auf. Im Lauf der Zeit wurden wiederholt adaptierte Projektvarianten eingereicht und mit den Grundeigentümern (Agrargemeinschaft, Bundesforste) Verträge ausgehandelt. Jahrelange Streitereien unter den Projektpartnern zögerten die Realisierung hinaus, bis die Bundesforste und vor allem das Land Tirol umdachten und Ende der 1980er-Jahre ihre Genehmigungszusagen widerriefen.

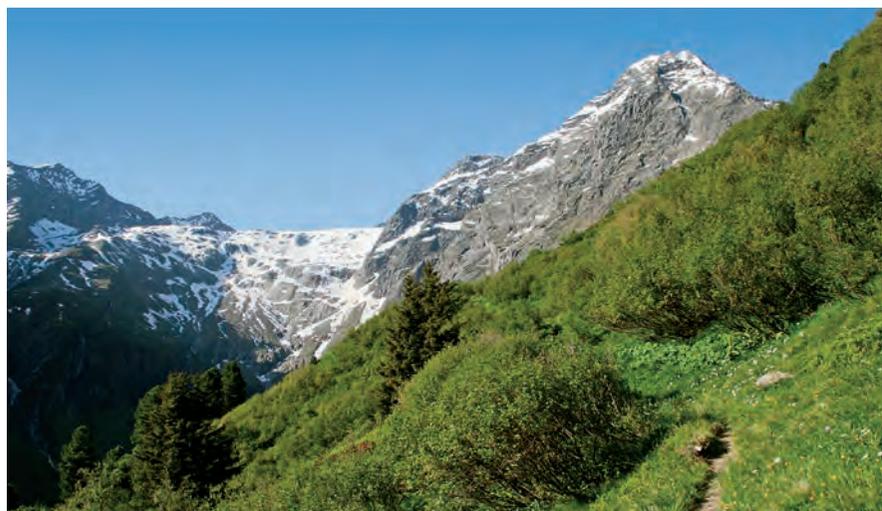
Knapp 30 Jahre später gibt es im Tal kaum noch jemanden, der den Plänen nachweint. Es hat sich herumgesprochen, dass die erhofften wirtschaftlichen Impulse bescheiden geblieben wären und die kleinräumigen Skigebiete heute ums Überleben kämpfen würden. Mit dem Ende der Seilbahnträume wurde der Weg des sanften Tourismus im Sellrain alternativlos. Bezeichnend, dass

von den 1974 über das Tal verstreuten zehn kleinen Schleppliftnanlagen gegenwärtig nur mehr zwei Minilifte existieren.

### Kraftwerk Sellrain-Silz

Nicht erspart blieb dem Sellrain die energiewirtschaftliche Nutzung vieler Bäche für das Pumpspeicherkraftwerk Sellrain-Silz (siehe Beitrag von Luis Töchterle Seite 30). Seit 1981 in Vollbetrieb, ist sein Herzstück der Speicher Finstertal im benachbarten Kühtai. Schwer belastet war das Tal in den Jahren zuvor durch den Baustellenverkehr. Die Restwassermengen liegen teilweise bei null – und wären heute nicht mehr genehmigungsfähige Eingriffe in den Wasserhaushalt. Meist sind die Wasserfassungen gut versteckt und von Wanderwegen kaum einsehbar. Eine Ausnahme ist beim Abstieg vom Westfalenhaus über den Winterweg zu sehen. Unterhalb der Längentaler Alm verschwindet der Bach in einem „Tiroler Wehr“ zur Gänze und hinterlässt ein trockenes Bachbett. Die Gemeinden stehen zu den Verträgen mit dem landeseigenen Kraftwerksbetreiber TIWAG, weil der Kraftwerksbau infrastrukturelle Verbesserungen ermöglicht hat und die budgetschwachen Gemeinden auf die jährlichen Zuwendungen angewiesen sind.

Apropos Kühtai: Der Ort am Übergang ins Ötztal gehört zur Gemeinde Silz und ist quasi eine Antithese zum Sellrain. Abgesehen von der Beeinträchtigung des Landschaftsbildes durch die mächtige Mauer des Finstertalstausees, ist Kühtai ein Retortenskiort mit zahlreichen Liften, 40 Pistenkilometern und 2000 Gästebetten (doppelt so viele wie in der gesamten Region Sellraintal). Gravierend leidet das Sellraintal an Winterwochenenden unter dem Verkehr ins und aus dem Skigebiet.



### Lüsener Fernerkogel

Wird über die „schönsten Talschlüsse der Ostalpen“ geredet, fällt rasch der Name Lüsens. Derartige Attribute neigen zu hohlem Pathos, bloß widersprechen kann man in diesem Fall wirklich nicht. Da passt schon vieles zusammen: der sich weitende, sanft ansteigende Talboden, die Wasserfälle auf der orographisch rechten Melachseite, der Lüsener Ferner – auch wenn der einst mächtige Gletscher kaum noch über die wie mit einem Lineal gezogene Kante reicht. Und dann natürlich der Lüsener Fernerkogel (3298 m). Schon in Gries, am Beginn des Tales, ist seine Spitze sichtbar, spätestens beim Alpengasthof Lüsens zeigt er sich in seiner ganzen wuchtigen Schönheit. Die Vergleiche reichen bis zum Matterhorn.

Die erste dokumentierte Besteigung gelang dem berühmten Alpinisten Peter Karl Thurwieser, ein Salzburger Theologe mit Tiroler Wurzeln, am 24. August 1836. Geführt wurde Thurwieser von den beiden Praxmarer Gamsjägern Philipp Schöpf

Aufstieg vom Alpengasthof Lüsens über den Sommerweg zum Westfalenhaus. Wie mit einem Lineal ist die Kante des Lüsener Ferners gezogen, nur noch wenig Eis ragt darüber hinaus. Rechts die mächtige Gestalt des Lüsener Fernerkogels. Rund um den Standort des Fotografen gibt es ausgedehnte Heidelbeerfelder, wodurch sich im August der zweistündige Aufstieg deutlich verlängern kann.

© H. Schlosser

## Die Region Sellraintal in Zahlen

Gemeinde	Seehöhe	Fläche in km <sup>2</sup>	EinwohnerInnen 2013	Gästebetten 2013	Nächtigungen 2013
Sellrain	909 m	62	1347	164	14.455
Gries im Sellrain	1238 m	22,6	596	451	43.697
St. Sigmund i. S.	1513 m	102,3	167	406	34.566
Region Sellraintal		186,9	2110	1021	92.718

Die Reliefenergie des Sellrains ist beachtlich. Der tiefste Punkt liegt am Beginn der Schluchtstrecke der Melach am Ortsrand von Kematen auf 650 m und erreicht beim Lüsener Fernerkogel und dem Hinteren Brunnenkogel 3300 m.

## Drei Täler, drei Stützpunkte: Alpenvereinshütten im Sellrain

Die drei großen Seitentäler des Sellrains werden nicht zuletzt von drei Alpenvereinshütten geprägt: die Potsdamer Hütte im Fotscher Tal, das Westfalenhaus im Lüsener Längental und die Pforzheimer Hütte im Gleirschtal. Für alle drei Sellrainer AV-Hütten gilt, dass sie in attraktiven Skitourengebieten liegen und daher zweisaisonal geführt werden. Die Hüttennamen weisen darauf hin, dass ihre Gründungssektionen aus Deutschland kommen – bei den Tiroler AV-Hütten mehr Regel denn Ausnahme. Die drei Hütten wurden 1908, 1926 und 1932 eröffnet, also relativ spät, was auch ein Hinweis darauf ist, dass es sich bei den Sellrainer Bergen nicht um eine alpintouristisch früh begehrte Region handelt.

### Westfalenhaus

Die Sektion Münster/Westfalen entstand 1903, das Attribut „alpenfern“ passt perfekt. Obwohl ihr anfangs nur 60 Mitglieder angehörten, konkretisierte sich innerhalb eines Jahres der Traum von einem Haus in den Alpen. Der Standort im Talschluss von Innichen gefiel der Sektion, ein Vertrag aber kam nicht zustande. Wir werden sehen, ein glückliches Scheitern. Es kam der Bauplatz im Lüsener Längental ins Spiel, der bereits einige Zeit in AV-Zeitschriften favorisiert worden war. 1906 einigte sich die Sektion mit dem Grundstückseigentümer, dem Innsbrucker Stift Wilten, über einen langfristigen Pachtvertrag. Am 3. September 1908 konnte die mit sechs Schlafplätzen ausgestattete Hütte auf 2273 Meter Höhe eröffnet werden.

Der bis heute unveränderte Standort ist optimal: lawinensicher und vom Tal (Praxmar bzw. Lüsens) in zweieinhalb Stunden erreichbar (sofern man nicht im August in den schier unerschöpflichen Heidelbeerefeldern hängen bleibt). Zudem ist das Westfalenhaus ein ideal gelegener Knotenpunkt für die Übergänge zu

Pforzheimer Hütte, Winnebachseehütte und Amberger Hütte (Gletschertour), zugleich Ausgangspunkt für zahlreiche Gipfeltouren (Seeblaskogel, Längentaler Weißkogel, Schöntalspitze, Grubenwand etc.). Zum 100. Hüttengeburtstag hat sich die Sektion mit einer Generalsanierung beschenkt. Heute verfügt die Hütte über 56 Schlafplätze und zeitgemäße Standards im Umweltbereich. Das Diesellager hat fast ausgedient. Die Kochkünste von Hüttenwirt Rinaldo di Biasio und seinem Team sind legendär.

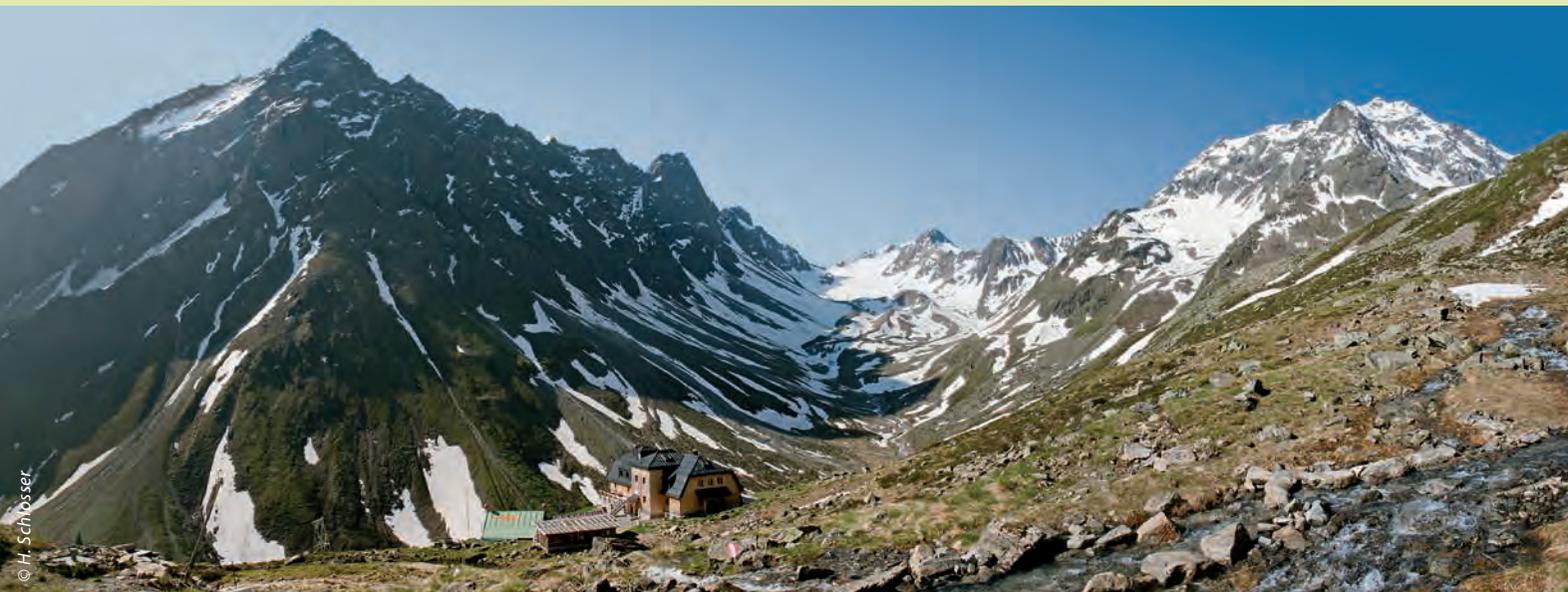
### Pforzheimer Hütte

Die Gründung der Sektion Pforzheim datiert bereits in das Jahr 1891. Zehn Jahre später eröffnete sie ihren alpinen Stützpunkt in der Südtiroler Sessvennagruppe. Nach dem Ersten Weltkrieg und der Abtrennung Südtirols widerfuhr den Pforzheimern die ersatzlose Enteignung, so wie allen anderen Sektionen des DuOeAV mit Hütten auf nunmehr italienischem Staatsgebiet.

Dieser Verlust entmutigte die wachsende Sektion (1925: 600 Mitglieder) nur kurz und sie fand mit Unterstützung von Innsbrucker Freunden eines der wenigen Gebiete der Ostalpen, in dem ein Hüttenbau noch möglich war: *„Insbesondere entbehrte eines der schönsten Sellrainer Seitentäler, das zu stolzen, gletschergeschmückten Gipfeln führende Gleirschtal eines Stützpunktes für Bergsteiger. Diese Lücke soll die Neue Pforzheimer Hütte füllen. Neben dem Gleirschtal und seinem Bergkranz umfaßt das Arbeitsgebiet der Sektion Pforzheim noch ein weiteres Sellrainer Seitental, das kurze Kraspetal und die es umschließenden Gipfel“*, schrieb der langjährige Sektionsobmann Adolf Witzenmann nach der Eröffnung der Neuen Pforzheimer Hütte (2308 m) am 5. September 1926.

Bis heute trägt die Unterkunft auch den Namen Adolf-Witzenmann-Hütte. Witzenmann wird nachgesagt, dass er alle 56 Gipfel

**Das Westfalenhaus, links der Lüsener Fernerkogel, im Hintergrund in der Mitte der klein gewordene Längentaler Ferner. Hier stürzte am 8. 8. 2012 ein Bergsteiger aus Bayern in eine 15 Meter tiefe Gletscherspalte, aus der er erst sechs Tage später nahezu unverletzt gerettet wurde.**





**Die Potsdamer Hütte (links) und die Pforzheimer Hütte (rechts) sind die alpinen Unterkünfte im Fotscher bzw. Gleirschtal. Sie sind Ausgangspunkt zu Wanderungen und hochalpinen Touren sowie (mit dem Westfalenhaus) Etappenziele der Sellraintaler Hüttenrunde.**

des Gleirsch- und Kraspestals bestiegen hat. Über den 1937 verstorbenen Adolf Witzemann ist allerdings auch zu erwähnen, dass er als Mitglied des Hauptausschusses dazu beitrug, den Alpenverein im nationalsozialistischen Gedankengut auf- und damit untergehen zu lassen. Im Unterschied zu vielen anderen AV-Hütten waren die drei im Sellrain während des Zweiten Weltkriegs fast durchgehend bewirtschaftet. Genutzt wurden die Hütten primär für Erholungsurlaube von Frontsoldaten und die paramilitärische Ausbildung der Hitlerjugend.

Heute befindet sich die Pforzheimer Hütte gemeinsam mit dem benachbarten Westfalenhaus im Zentrum der Sellraintaler Hüttenrunde. Nach zahlreichen Erweiterungen und Adaptierungen zählt die Pforzheimer Hütte mit 46 Schlafplätzen (+ zehn Notlager) zu den bestausgestatteten AV-Hütten im weiten Umkreis. Zur ausgezeichneten Bewirtung durch das Team von Hüttenwirtin Ingrid Penz zählen seit einiger Zeit auch nepalesische Spezialitäten.

Vom Talort St. Sigmund ist die Hütte in zweieinhalb Stunden erreichbar, Übergänge führen zum Westfalenhaus, zur Schweinfurter Hütte, Winnebachseehütte und nach Praxmar. Zu den beliebtesten Gipfeltouren gehören Zwieselbacher Rosskogel, Rotgrubenspitze, Zischgeles und Lampsenspitze.

## Potsdamer Hütte

Einen wunderschön gelegenen Bauplatz für ihr alpines Refugium hat die 1907 gegründete Sektion Potsdam im hinteren Fotscher Tal auf 2020 m gefunden. Die Eröffnung der Potsdamer Hütte fand am 24. Juli 1932 statt und schloss eine Lücke zwischen dem Senderstal am Fuße der Kalkkögel im Osten (Adolf-Pichler-Hütte, Kemater Alm) und dem Lüsenstal im Westen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg lag Potsdam in der sowjetischen Besatzungszone und in der Folge in der DDR. Für die Potsdamer Bergsteiger war weder eine Wiedergründung ihrer Sektion möglich, noch ihr Sellrainer Arbeitsgebiet erreichbar. Als sich 1953 eine Rückgabe der von den Alliierten als deutsches Eigentum beschlagnahmten AV-Hütten an ihre früheren Besitzer abzeichnete, wurden darauf auch ehemalige, in der BRD lebende Mitglieder der Sektion Potsdam aufmerksam. Einige darunter gründeten

1955 im mittelfränkischen Dinkelsbühl die „Sektion Potsdam des DAV – in Dinkelsbühl e.V.“ Wenig später war diese neue Sektion Eigentümerin der Potsdamer Hütte, sie heißt inzwischen „Sektion Dinkelsbühl des DAV e.V.“ Mit der nach der deutschen Wiedervereinigung neu entstandenen Sektion Potsdam bestehen freundschaftliche Beziehungen. Heute schmückt sich die Potsdamer Hütte mit dem Prädikat kinderfreundlich und verfügt über 56 Schlafplätze. Abgesehen vom Roten Kogel, über den ein Übergang nach Lüsens führt und der als einer der schönsten Skitourenberge Tirols gilt, sind die Gipfel rund um die Potsdamer Hütte eher wenig bekannt. Das ändert nichts daran, dass es attraktive Bergtouren von leicht bis schwierig gibt, die allesamt als aussichtsreich gelten. Die Potsdamer Hütte besticht mit ihrem historischen Ambiente in der Stube, Hüttenwirt Michael Schaffenrath sorgt für klassisch-bodenständige Küche.

Der Zustieg vom Tal kann in Sellrain oder Tanneben beginnen. Nach dem Gasthof Bergheim teilt sich der Zustieg in den Sommer- und Winterweg. Einen wunderschönen „Umweg“ gibt es über die Almindalm und den Schellenberg. Eine geschützte Naturschönheit ist der mäandernde Fotscher Bach bei der Hinteren Alm. Einen eindrucksvollen Blick darauf hat man von der Potsdamer Hütte. Nicht zuletzt führt in die Fotsch eine der längsten Rodelbahnen Tirols, die nach zweieinhalbstündigem Aufstieg in winterlicher Traumlandschaft bei der Potsdamer Hütte endet.

## Die wichtigsten Gipfel

- Hinterer Brunnenkogel (3325 m)
- Vorderer Brunnenkogel (3306 m)
- Lüsener Fernerkogel (3298 m)
- Hoher Seebaskogel (3235 m)
- Gleischer Fernerkogel (3189 m)
- Lüsener Spitze (3186 m)
- Zwieselbacher Rosskogel (3081 m)
- Lüsener Villerspitze (3027 m)
- Zischgeles (3004 m)
- Schöntalspitze (3002 m)
- Haidenspitze (2975 m)
- Lampsenspitze (2876 m)
- Roter Kogel (2832 m)
- Samerschlag/Schartlkopf (2829 m)
- Seejoch (2808 m)
- Pockkogel (2807 m)
- Oberstkogel (2767 m)
- Rosskogel (2646 m)
- Freihut (2625 m)
- Windegg (2577 m)



Der mäandrierende Fotscher Bach unterhalb der Potsdamer Hütte ist als Naturdenkmal ausgewiesen.

Zur Zeit der Schneeschmelze ist die Melach (rechts) in ihrem Oberlauf ein tosendes Naturereignis, Überflutungen von Brücken und Wegen sind dabei keine Seltenheit (hier im Bereich der Längentaler Alm).

© H. Schlosser

(76-jährig!) und dessen Schwiegersohn Jakob Kofler. In den folgenden Jahrzehnten wurde der Fernerkogel nur selten bestiegen. 1879 kam zum Weg der Erstbesteiger durch das Horntal der wesentlich anspruchsvollere über den Nordgrat hinzu.

Heute ist der Fernerkogel im Winter ein beliebtes Skitourenziel. Im Sommer wird zum Bedauern der Sellrainer ihr Paradeberg fast nur mehr von der Stubaier Seite aus bestiegen (Franz-Senn-Hütte/Rinnennieder). Der klassische Anstieg von Lüssens aus ist laut Kapferer „ein wunderschöner Steig, aber fast unmöglich zu begehen“. Der Steig ist zugewachsen, im oberen Teil sind die Wassermassen der Melach ein kaum zu überwindendes Hindernis. Kapferer möchte in einem nicht unumstrittenen Projekt den Steig restaurieren, die Melach mit einer Brücke überwinden und eine Bivwachsachtel errichten.

### Bergsteigerdörfer

Als Redakteur der Buchreihe „Alpingeschichte kurz und bündig“ habe ich in den letzten Jahren alle in der Initiative Bergsteigerdörfer des ÖAV zusammengefassten Orte mehr oder weniger gut kennengelernt. 20 Orte und Talschaften in sieben Bundesländern sind es inzwischen, 2015 kam mit Ramsau bei Berchtesgaden eine deutsche Gemeinde hinzu. Die Orte haben ganz unterschiedlichen Charakter, aber sie haben sich gemeinsam der Philosophie der Bergsteigerdörfer verschrieben. Auf der Homepage [www.bergsteigerdoerfer.at](http://www.bergsteigerdoerfer.at) gibt es dazu viel nachzulesen, darunter einen

umfassenden Kriterienkatalog, der die Bergsteigerdörfer auch als Umsetzungsprojekt der Alpenkonvention ausweist. *„Die österreichischen Bergsteigerdörfer sind vorbildhafte regionale Entwicklungskerne im nachhaltigen Alpentourismus mit einer entsprechenden Tradition. Sie garantieren ein hochwertiges Tourismusangebot für Bergsteiger und Bergwanderer, weisen eine exzellente Landschafts- und Umweltqualität auf und engagieren sich für die Bewahrung der örtlichen Kultur- und Naturwerte.“* Eine große Stärke der Bergsteigerdörfer ist der Austausch zwischen den Orten – keine Konkurrenz, sondern voneinander lernen.

Als Kapferer von dem Projekt erfuhr, wusste er sofort: „Das passt doch auf uns.“ Kapferer steckte zuerst Elisabeth Schwarz, die Sekretärin im St. Sigmunder Tourismusbüro, mit der Idee einer Bewerbung an, dann brauchte es viel Überzeugungsarbeit und Geduld. In den Gemeindestuben von Gries und Sellrain, den Tourismusbetrieben, im Alpenverein. Am 14. Juni 2013 schließlich kann die Beitrittsfeier in St. Sigmund begangen werden: Die drei Talgemeinden St. Sigmund, Sellrain und Gries sind als „Region Sellraintal“ Mitglied im erlesenen Kreis der Bergsteigerdörfer.

Inzwischen ist die Leitidee im Tal gut verankert, das Logo der Bergsteigerdörfer so präsent wie kaum in einem anderen Ort.

Zu einem Hit hat sich die Sellrainer Hüttenrunde entwickelt, sie ist – im Gegensatz zum eingangs beschriebenen 24-Stunden-Marsch – eine Erkundung in Zeitlupe.



## Hüttenrunde mit Varianten

Die Hüttenrunde lässt viele Routenvarianten offen, etwa indem der eine oder andere Gipfel mitgenommen wird oder schwierige und lange Etappen geteilt oder umgangen werden können. Der vom DAV herausgegebene Folder ([www.sellrain-huettenrunde.at](http://www.sellrain-huettenrunde.at)) bietet dazu verschiedene Anregungen. Die klassische Variante beginnt und endet in Sellrain, wird üblicherweise in sieben Tagen gegangen, während der an die 6000 Höhenmeter zu bewältigen sind. Voraussetzungen sind neben Kondition und Ausdauer Trittsicherheit und Schwindelfreiheit.

Es beginnt harmlos mit dem Aufstieg zur Potsdamer Hütte. Der zweite Tag hat es bereits in sich: Aufstieg zum Roten Kogel, hinunter nach Lüsens, rauf zum Westfalenhaus. Keine schwierigen Wege, aber 1500 Höhenmeter im Aufstieg und 1200 im Abstieg ziehen sich, vor allem mit Gepäck für eine Woche auf dem Rücken.

Der dritte Tag ist mit dem Übergang zur Pforzheimer Hütte relativ kurz (fünf Stunden), aber das Gelände über die Zischgenscharte (kurzer Abstecher zur Schöntalspitze möglich) und die jährlich kleineren Reste des Zischgenferners ist als schwierig einzustufen. Der vierte Tag führt zur Schweinfurter Hütte, wobei ich die längere Route über den Zwieselbacher Rosskogel und das steile, schottrige Fidaskar empfehle. Allein der Tiefblick auf den Kraspessee ist diesen Umweg wert.

Die Route des fünften Tages zur Bielefelder Hütte – sie liegt zur Gänze außerhalb des Sellrains

– ist die einsame Königsetappe der Hüttenrunde. Erst führt der Steig über die Hochreichscharte, dann durch endlose Kare, garniert mit kürzeren und längeren seilversicherten Passagen – neun Stunden, schwierig, aber traumhaft schön. Umso erholsamer der sechste Abschnitt ins Kühtal, zur bizarr an der Landesstraße liegenden Dortmunder Hütte.

Die letzte Etappe führt über den Sellraintaler Höhenweg zurück nach Sellrain. Das Gelände ist nicht schwierig, allerdings ist die Gehzeit mit neun Stunden sehr lang.

## Lieblingsflecken

Von Hagen ganz im Westen des Sellrains führt über Almgelände, ein paar Steilstufen und schließlich Geröll und Steinplatten ein Wanderweg durch das Kraspestal. Nach zweieinhalb Stunden und 900 Höhenmetern ist das Ziel Kraspessee erreicht. Ein Platz von karger, archaischer Schönheit. Am Ufer des flachen Gletschersees unterhalb der Gipfel von Zwieselbacher Rosskogel und Kraspesspitz liegt feinsten Sand.

Die wahren Alpinisten steigen vom See über die steilen Flanken und die Reste des Kraspessferners hinauf zum Zwieselbacher. Ich liege lieber eine Stunde am Strand in einer entrückten, stillen, fremden Welt, die mich an die Hochgebirge der Welt erinnert, ohne jemals dort gewesen zu sein. Drei Stunden später sitze ich an meinem Schreibtisch in Innsbruck. Das Sellrain macht's möglich.

Die Sellraintaler Hüttenrunde ist nicht zuletzt von Plätzen geprägt, die in ihrer Kargheit beeindruckend sind. Die westlichste Etappe führt durch die schier endlosen Kare unterhalb von Hochreichkopf, Wechner- und Acherkogel.

Der Kraspessee (rechts) ist ein Kleinod am Ende des gleichnamigen Tals, fotografiert vom Anstieg zum Zwieselbacher Rosskogel.

© H. Schlosser

# Interview

*Der St. Sigmunder Altbürgermeister Karl Kapferer (links) und der Seniorchef des Alpengasthofs Praxmar Luis Melmer (rechts) prägen seit Jahrzehnten die touristische Entwicklung in den Sellrainer Bergen. Hannes Schlosser hat mit ihnen gesprochen.*

**Luis Melmer (LM)** » Nachdem wir in den Achtzigerjahren die Lifterschließung Lampsen nicht gemacht haben und andere Skigebiete massiv aufgerüstet haben, war uns klar, dass die Richtung da herinnen eine andere sein muss, wenn wir überleben wollen. Skitourengänger hat es damals noch relativ wenige gegeben, und wir haben sehr viel Glück ge-



habt mit der Entscheidung, uns auf diese zu spezialisieren. Dann ist der Boom mit den Schneeschuhwanderern dazugekommen, Sanfter Tourismus hat es überall geheißt, das hat dann bei uns voll eingeschlagen. Eisklettern war schon in aller Munde, dazu die Lawinenausbildungskurse mit dem Alpenverein. Für uns war es ein Leichtes, zu den Bergsteigerdörfern zu gehen, die Kriterien haben wir zu hundert Prozent erfüllt.

**Karl Kapferer (KK)** » Wichtig war auch, dass der Skibus gekommen ist, das war ein maßgeblicher Punkt, dass wir bei den Bergsteigerdörfern aufgenommen wurden.

**LM** » Der Sommer hat eine Zeit nicht so gut ausgeschaut, da haben uns die Bergsteigerdörfer viel gebracht und diese Sellrainer Hüttenrunde. Im Sommer ist es viel besser geworden.

**KK** » Der Bruno Kohl von der Pforzheimer Hütte hat das erfunden. Wir waren am Anfang ein bisschen skeptisch. Wir haben heuer trotz der Unwetterkatastrophen ein Plus von fünf Prozent, das haben wir den zwei immer vollen Hütten zu verdanken, weil die Bergsteiger oft die Runde gemacht haben.

**Hannes Schlosser (HS)** » Wurde die Bergsteigerdorfidee mit der Bevölkerung diskutiert?

**KK** » Mit den Betrieben und Zimmervermietern haben wir schon geredet.

**LM** » Es wird von der Bevölkerung mitgetragen. Einige sind enttäuscht, die haben gemeint, jetzt füllen uns die Organisatoren der Bergsteigerdörfer die Betten. Aber man muss was dazu tun. Wenn meine Gäste den Roten Kogel gehen, muss ich sie im Fotscher Tal wieder holen. Dafür haben wir einen eigenen Bus.

**KK** » Von selber geht es nicht, wir haben den Grundstein gelegt.

**LM** » Wir brauchen in den Tälern Idealisten, Leute, die drinnen wohnen, selber gern Berg gehen und den Tourismus richtig leben. In Sellrain draußen sind alle Pendler nach Innsbruck, die leben ein anderes Leben wie wir herinnen.

## „Unser Kapital sind die Wanderwege“

Uns gibt der Gedanke der Bergsteigerdörfer sehr viel Kraft. Man muss es den Kindern vorleben. Meine Enkelin geht zweite Klasse Hauptschule, die sagt, sie macht in der Villa Blanka die Hotelfachschule und der Opa baut ihr noch ein Gästehaus. Wir waren sechs Kinder und haben die Gäste gehasst. Wir mussten ja Weihnachten unsere Zimmer verlassen und in den vierten Stock raufgehen, nur weil die Gäste gekommen sind. Die Eltern hatten nie Zeit zu Weihnachten, das hat man um zehn, elf auf d’Nacht gefeiert oder am Tag davor oder überhaupt nicht.

**HS »** *Wie geht es weiter?*

**KK »** Unser Kapital sind die Wanderwege und die Beschilderung. Da musst du jedes Jahr dran sein. Ich bin geringfügig angestellt beim TVB und betreue das. Die drei Sektionen machen auch einiges. Was ich nicht einsehe, dass du bei händischen Sanierungen bald für jeden Steig eine naturschutz- und wasserrechtliche Genehmigung brauchst.

**LM »** Wir müssen uns das Ursprüngliche mit den Übergängen so erhalten, wie es ist. Da kann nicht jeder mit Halbschuhen gehen und das kannst du nicht übers Reisebüro bewerben. Der Alpenverein mit den Sektionen ist da sehr wichtig. Wichtig ist auch, dass wir den Wander- und Skibus sowie öffentliche Verkehrsmittel bis Praxmar weiterhin haben. Wir haben Schweizer Gruppen, die kommen mit der Bahn nach Innsbruck und fahren mit dem Postauto herein. Es steht kein Auto herum und es sind 30 Leute da. Das ist ein ganz wichtiger Punkt.

**HS »** *Was sind eure persönlichen Lieblingsberge?*

**KK »** Jetzt werde ich 65, am Fernerkogel bin ich 52 Mal oben gewesen, im Sommer wie im Winter, darunter die Nordgrat-Erstbegehung im Winter. Ich gehe genauso gern den Zischgeles, weil er wesentlich einfacher ist.

**LM »** In meiner Jugend hat mich sicher der Zischgeles geprägt mit dem Lawinenunglück 1951, wo meine Schwester und meine Oma tödlich verunglückt sind. Geprägt haben mich auch die Erlebnisse mit Lawinentoten am Zischgeles. Wenn man mit einem Verunfallten herunterkommt und es steht die Familie am Parkplatz, stellt es dir die Haare auf. Dann kann man den Zischgeles verwünschen, aber wenn man das nächste Mal wieder oben ist – skifahrerisch ist es weitaus der schönste Berg.

**HS »** *Und im Sommer?*

**KK »** Der Freihut ist ein wunderschöner Aussichtsberg.

**LM »** Im Sommer ist das für mich der Oberstkogel, da gehe ich auch gern auf den Zischgeles rüber.

**KK »** Das ist eine gewaltig schöne Runde.

**LM »** Im Sommer haben wir viele schöne Wege. Der Höhenweg zum Westfalenhaus hinein am Fuße des Oberstkogels zum Beispiel. Ich gehe ebenso gern den Sellraintaler Höhenweg, auch weil ich ein älterer Mensch bin. Das kann ich so richtig genießen, auch allein. Ich muss nicht immer auf einen Gipfel steigen. Dort ist die Aussicht schön, bis zu den Kalkkögeln herüber, da hockt man sich nieder und schaut und schaut. Dann gehst 500 Meter weiter und musst dich wieder umdrehen, weil du wieder in ein anderes Seitental siehst.



# Sellrainer Stadtwäscherinnen

Seit Maria Theresias Zeiten bildeten die Waschhütten einen entscheidenden Wirtschaftsfaktor im Sellraintal

>> **Georg Jäger**

*Die Arbeit der Waschweiber war hart, besonders im Winter, ihr Ruf indes nicht so rein wie die Wäsche, die sie für die Tiroler Landeshauptstadt wuschen.*



## Die Waschhütten als „Schulen der Sittenlosigkeit“, 1908 und 1916

Der zwischen 1906 und 1918 in der Gemeinde Sellrain wirkende Pfarrer Josef Hosp geht am 1. Oktober 1908 auf das damals vor Ort noch von 40 bis 50 Sellrainer Wäscherinnen praktizierte Gewerbe mit folgendem Satz ein: *„Die Waschhütten sind durch die schlechten Reden wahre Schulen der Sittenlosigkeit, wo die schon im schulpflichtigen Alter dort arbeitenden Kinder aufgeklärt und verdorben werden.“* Im entsprechenden Visitationsbericht der Pfarre Sellrain zeichnet der Geistliche zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein recht düsteres Sittenbild. In den Sellrainer Gasthäusern hielten sich nämlich gerne die „Waschweiber“ und Wäschefrächter auf: *„Trink- und Vergnügungssucht verschlechternd. Arbeiter bekommen zu 9 Uhr und Marende ungesunden Schnaps, die Wäscherinnen Ihre Halb mit Schnaps gemischt, auch schon die Kinder. Die drei Wirte und zwei Gastausschenken haben großen Schnapsconsum. Die Fuhrleute sind doch bei Gelegenheit alle mehr (oder) weniger Alkoholiker.“*

Als Draufgabe wurde am 30. Oktober 1916 nochmals eine fürstbischöfliche Visitation durchgeführt, bei der wiederum in Verbindung mit dem Wäschewaschen für die Innsbrucker Haushalte die religiös-sittlichen Verhältnisse hinterfragt werden. Und hier ist die Antwort des Sellrainer Pfarrers Josef Hosp: *„Die Sitten lassen etwas zu wünschen übrig wegen der Nähe der Stadt und dem häufigen Verkehre mit derselben wegen der Wäschereibesitzereien. Die Sonn- und Festtagsausflügler aus der Stadt geben wegen ihrer oft sehr legeren Kleidung manches Ärgernis.“* Der zweifelhafte Ruf der Sellrainer Waschhütten als Plauderstuben mit Gesprächen zweideutigen Inhalts zeigt sich in der Formulierung: *„In den Wäschereien kommen öfters auch nicht gerade sittenreine Geschwätze vor.“* Und über den sonntäglichen Alkoholkonsum der Frauen heißt es: *„Nach dem Gottesdienst wird den Weibern im Wirtshaus ein Trunk bezahlt.“*

## „Thal Sellrain nähret sich mit der Tuchbleich und städtischen Wäsche“

Die Anfänge des fast durchwegs von verheirateten Frauen und jungen Mädchen ausgeübten Wäschebleichens und Wäschewaschens für die Innsbrucker Stadtbevölkerung reichen im Sellraintal noch in die Zeit Maria Theresias zurück. Bereits im

Tiroler Generalsteuerkataster aus dem Jahr 1780/82 steht: *„Thal Sellrain nähret sich mit der Tuchbleich und städtischen Wäsche.“* Dieses gewerblich steuerfreie Waschen wurde in der Blütezeit von 60 Haushalten (davon 49 in Sellrain und elf in Gries im Sellrain) betrieben.

Viele Haushalte in Innsbruck und Hall ließen deshalb ihre Schmutzwäsche von den Sellrainerinnen waschen, weil das Wasser dort als besonders weich galt und die selbst hergestellte Aschenlauge aus Buchen- oder Fichtenholz verwendet wurde. Das weiche oder „enthärtete“ Sellrainer Gebirgswasser mit seiner Schmutz lösenden Kraft enthielt keine schädlichen Kalksalze in gelöster Form. Das harte Innsbrucker Kalkwasser reinigte die Schmutzwäsche nicht, sondern riss den „Dreck“ geradezu an sich, was zum „Vergrauen“ einzelner Wäschestücke führte.

## Das Gasthaus „Weißes Rössl“ als Sammelplatz der Wäscherinnen

Vom ausgehenden 18. bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts war Sellrain die „Waschküche“ oder „Waschkuchl“ der Tiroler Landeshauptstadt. Erst mit dem Aufkommen der Waschmaschinen nach dem Zweiten Weltkrieg erlosch diese wichtige Einnahmequelle. Die Kiebachgasse in der Innsbrucker Altstadt mit dem Gasthaus „Weißes Rössl“ war früher der Sammelort und Umschlagplatz für die Sellrainer Wäscherinnen, welche jeden zweiten Freitag oder Samstag in der Früh mit ihren Wäschefrächtern auf Rossfuhrwerken in die Stadt fuhren. Dort kamen sie um 7:00 Uhr an, um die gereinigte Wäsche auszutragen und die neue Schmutzwäsche ganzer Häuserblocks oder Stadtteile in Empfang zu nehmen.

Im „Weißen Rössl“ wurden nicht nur die Handwagen, sondern tagsüber auch die Pferde eingestellt, bevor man zwischen 18:00 und 20:00 Uhr die Rückfahrt antreten konnte. Eine Übernachtung in der Stadt kam aus Kostengründen nicht in Frage. Für das hart erarbeitete Geld kauften sich die Sellrainerinnen verschiedene Naturalien: Getreide, Kaffee, Mehl, Schmalz und Zucker. Es waren in Innsbruck nicht nur die reicheren Familien, die sich im Sellraintal ihre Schmutzwäsche reinigen ließen. Wer in einer Altstadtwohnung mit fünf bis sechs Personen in zwei Räumen hauste und selbst kein Recht besaß, den Dachboden oder Keller zu

**Bis die Waschmaschine ihren Siegeszug antrat, war das gewerbsmäßige Wäschewaschen und -bleichen die Haupterwerbsquelle der Frauen im Sellrain. Es gab fast keinen Sellrainer Ortsteil, in dem nicht für die Innsbrucker Haushalte gewaschen wurde. In großen, schweren Körben wurde die Wäsche zum Trocknen ins Freie gebracht, wie dieses im Jahr 1941 entstandene Bild aus Sellrain zeigt.**

*Foto: W. Kahl junior, Wien  
Alle Abb. © Bildarchiv Georg Jäger*

Ein Sellrainer Wäschewagen bei der Kiebachgasse in Innsbruck, um 1910. Die Wäsche wurde vierzehntäglich geholt und geliefert und der Stadttag zum Einkauf genutzt.



benützen, der hatte überhaupt keine andere Wahl, als die dreckigen Wäschestücke auswärts nach Sellrain zu geben. Die wichtigsten städtischen Kundschaften der Sellrainer Wäscherinnen waren die Bürgerfamilien in Wilten, Hötting und Mühlau.

### „Sellrainer Weiber und Kinder mit Spritzen beschäftigt“, 1837–1858

Das Tirol-Handbuch für Reisende von Beda Weber aus dem Jahr 1837 enthält die erste genaue Beschreibung der Sellrainer Wäscherinnen: „Zu den Erwerbsquellen des Thales gehören zuerst die allbekannten Leinwandbleichen und Waschstätten, wozu die Selrainer besondere Gelegenheit haben, und wodurch sie mit der ganzen Nachbarschaft in Verkehr kommen. Vom halben Innthale wird Leinwand zum bleichen, und viele Weisswäsche von Innsbruck dahin geschickt. Die Selrainer erscheinen selbst mit ihren kleinen, aber gewandten und gut gefütterten Pferden, und liefern die Stoffe zum bleichen und die Wäsche grösstentheils auf einspannigen Wagen ins Thal. Ungefähr 45 Haushaltungen geben sich damit ab. Auf jeder dieser 45 Bleichstätten zählt man im Durchschnitte ungefähr 12.000 Ellen Leinwand, so dass in einem Jahre bei 540.000 Ellen in Selrain gebleicht werden. Der daraus fliessende Gewinn ist eben nicht gross. Theils kosten Pottasche, Holz, Seife

und anderer Bedarf sehr viel, theils ist die Bleicharbeit sehr mühsam, mit Gefahr des Diebstahles und der Beschädigung, und das Aus- und Einführen mit grossem Zeitverlust verbunden. Aber ein überraschender Anblick ist es für den Reisenden, die besetzten Bleichstätten zu schauen rings um Haus und Hof, Weiber und Kinder mit Spritzen beschäftigt, alles überschwemmt und begossen, wie in der Nixen- und Nymphen Heimath.“

Die hier beim Geistlichen Beda Weber angegebene gebleichte Wäschemenge von 540.000 Ellen (1 Elle = 0,8 m) entsprach 432.000 Meter Leinen pro Jahr! Die anfallenden hohen Kosten für Holz, Pottasche und Seife sowie die mit der Arbeit verbundenen Probleme (z. B. Wäschediebstahl) ließen das ausgeübte Wäschereigewerbe nicht lukrativ erscheinen. Dazu kam noch der große Zeitaufwand beim Wäschetransport von Sellrain nach Innsbruck und zurück.

Aus der Feder von Hermann Dreyer, der sich im Jahr 1857 als Kurgast einige Tage in Bad Rothenbrunn aufhielt, ist 1858 folgende Kurzdarstellung des Wäschereigewerbes überliefert: „Frei sieht man auf die Wiesen jenseits des Baches, die mit unzähligen grauen und weißen Leinwandstücken belegt und mit gestreut liegenden hölzernen Waschhütten bedeckt sind; Wäscherinnen sind eifrig vor ihnen beschäftigt, und ihr fröhliches Geplauder und Singen würde zu mir herüber dringen, wenn nicht das Tosen der Melach alle anderen Töne verschlänge. Sellrain ist die Bleiche und Waschanstalt Innsbrucks.“

### Weiß gewaschene Hemden aufgrund der „Gletschermilch“, 1872–1877

Der schon längst vergessene Tiroler Autor Julius Günther thematisierte im Jahr 1872 ebenfalls die Wäsche waschenden Sellrainer Frauen. Dazu interviewte er eine sehr zufriedene Innsbrucker Kundschaft: „Ah! wie sauber das gewaschen ist! Wo lassen Sie das besorgen, Madame?“ – „In Sellrain. Nicht wahr, es ist vortrefflich und dabei doch verhältnismäßig so billig. In der Stadt käme mir das nöthige Feuerungsmaterial theurer zu stehen, von der Mühe und all den andern Unbequemlichkeiten gar nicht zu reden.“ – Man darf in Innsbruck sicher sein, in hundert Fällen, wo man diese Frage stellt, wenigstens fünfzig Mal obige Antwort zu erhalten. Ja, Sellrain ist das Wasch- und Bleichthal par excellence.“

Der deutsche Reiseschriftsteller Heinrich Noë ging 1876 bei den „Naturansichten und Gestalten aus Tirol“ ganz ausführlich auf die Sellrainer Stadtwäscherinnen ein: „Man hört das Geplätscher, den klatschenden Ton der geklopften Wäsche. Drüben stürzt ein Wasserfall durch Fichten den Mädchen entgegen, welche singend zum Bach hinabschreiten, um die Linnen, welche hier oben, im Blockhause, aus der Lauge hervorgezogen worden sind, in die reine Eisfluth einzutauchen.“ Danach warf Heinrich Noë die Frage des Verdienstes auf: Ihr müsst' Euch doch ein hübsches Geld ersparen? „O, von dem Gelde, das wir erlösen, kommt das wenigste als Guldenzettel in's Thal herein. Bei uns wächst nichts – also nehmen wir statt des Geldes Mehl, Schmalz, Getreide und brauchen kein Fuhrlohn dafür auszugeben, weil wir ohnehin mit unseren Wäschewagen hereinfahren müssen.“ Warum ließen die Innsbrucker Frauen ihre Schmutzwäsche nicht in der Stadt, sondern bei Euch im Sellraintal waschen? „Das ist bald erklärt. Erstlich kostet in der Stadt das Holz viel mehr als bei uns da (dabei deutete sie auf den summenden Wald, der uns auf allen Seiten umgab) und dann gebrauchen wir keinen Chlorkalk und wie alle die anderen Mittel heißen, durch welche das Weißzeug zwar schnell gewaschen, aber sicher zerstört wird. Und dann geben wir uns mit aller Wäsche die gleiche Mühe. Wir waschen das Hemd eines Schlossers so blühweiß wie das eines Prälaten. Weil uns das Holz und die Wohnung so wenig kosten, können wir unsere Arbeit auch viel billiger geben, als die Wäscherinnen in der Stadt. Die Hauptsache bleibt aber das da!“ Die Wäscherin deutete auf das vorbeirauschende Bergwasser. – Wieso? „Das versteht sich doch von selber, daß man ohne Wasser nicht waschen kann.“ Das feuchte Nass fehlt aber auch in Innsbruck nicht. „Aber solches Ferner-Wasser haben sie doch nicht.“ Jetzt fiel mir ein, dass der volkstümliche Beiname „Gletschermilch“ für die Melach sich auf das milchig-trübe Ferner- oder Schmelzwasser bezog, womit die Wäsche besser gereinigt werden konnte. Die hellgraue bis bräunliche Färbung (= Gletschertrübe) rührte von den im mitgeführten Schuttmaterial enthaltenen Farbstoffen her.

Der bekannte Tiroler Volkskundler Ludwig von Hörmann beschreibt 1877 das Tal der Wäscherinnen ganz zutreffend so: „Wenn wir das Thal an sonnigen Sommertagen durchwandern, so sehen wir



Frauen und Mädchen jeglichen Alters waren in den Waschhütten beschäftigt: Sellrainer Wäscherinnen beim Rasten und „Hoangarschten“ (einen Plausch halten), 1935.

Foto: M. Gritsch

überall auf langen Stricken zwischen den Bäumen, auf Gängen und Zäunen schneeweiße Wäsche flattern, andere ruht blendend auf dem grünen Rasen ausgebreitet. Daneben an einem rauschenden Bächlein spannt sich in langen Zeilen halbweißes Leinen und gibt vom Erwerbszweige des Thales Kunde: Bleichen und Waschen.“ Die städtischen Herrschaften legten großen Wert darauf, dass ihre Wäschestücke in reiner Luft und auf grünem Rasen getrocknet wurden. In der Stadt konnte man kaum Wäsche aufhängen. Bekanntlich rauchte und rußte es dort aus vielen Kaminen.

### Das lange Waschprogramm – Vom „Seachteln“ zum „Schwoaben“

Der Innsbrucker Starjournalist Herbert Buzas besuchte Mitte der 1950er-Jahre das Sellraintal. Die von ihm beschriebenen sieben Waschvorgänge waren langwierig und würden bei den Erfindern der Waschmaschinen und heutigen Hausfrauen wohl nur Kopfschütteln hervorrufen. Hier die sieben wesentlichen Arbeitsschritte:

Erster Schritt: Sortieren der Schmutzwäsche nach bunten (farbigen) und weißen Stücken; zweiter Schritt: Einweichen der einzelnen Wäschestücke in Buchen- oder Fichtenaschenlauge, etwa drei Stunden lang; dritter Schritt: Vorwaschen der



Das Besorgen der Wäsche war aufwändig und langwierig: bis zu sieben Arbeitsgänge waren erforderlich. Links: Auch größere Buben mussten mithelfen und die zur Bleiche ausgelegte Wäsche besprühen (Foto von 1954).

Mitte: Waschhütte mit „Bluitisch“, „Bluier“ und „Seachtelroafn“ in den 1930er-Jahren.

Rechts: Wäscherinnen in der Neder/Grinzens beim mühsamen Schleppen des vollgefüllten Wäschekorbs, 1955.

Foto: J. Niederbacher (links)/ M. Wegscheider (Mitte)

aus dem Laugebad genommenen feinen Wäsche auf einem Brett mit Seife und Bürste oder Klopfen („Bluier“) der groben Wäsche mit einem Holzschlegel („Bluier“), um den Schmutz zu entfernen; vierter Schritt: Seihen („Seachteln“) siedend-heißer Lauge durch die über den Zuber gespannten Leintücher, in dem die vorgewaschene Wäsche ruhte (= erster Waschvorgang). Dieser zuletzt beschriebene Vorgang wiederholte sich acht- bis neunmal, wobei jedes Mal die Lauge abgelassen und neu gekocht wurde. Über die Zahl der angegebenen Laugengüsse finden sich sehr abweichende Angaben. Nach Peter Rosegger wurde in der Steiermark genauso wie in Tirol im Sellraintal „die Wäsche neunmal mit heißer Lauge überbrüht, weil sonst die Läus nicht sterben“. Fünfter Schritt: Schwemmen („Schwoaben“) der Wäsche im kalten Wasser (= zweiter Waschvorgang), um durch kräftiges Hin- und Herschwenken die letzten Schmutzreste herauszubringen. Sechster Schritt: Übergießen der Wäsche mit einem Eimer voll heißen Wasser, um die Wäschestücke ein zweites Mal in Form eines Wechselbades zu schwemmen; Siebter Schritt: Aufstocken der sauberen, nassen Wäsche in der Waschhütte. Die Rasenbleiche und das Wäscheaufhängen im Freien beendeten den aufwändigen Arbeitsvorgang.

Das Trocknen der einzelnen Wäschestücke übernahmen im Sommer bei schönem Wetter die Sonne und der Wind. In der kalten Jahreszeit mussten neben den geheizten Bauernstuben die Dachböden und luftigen Stadel aufgesucht wer-

den. Die getrocknete Wäsche wurde schließlich zusammengelegt, gebündelt und sortiert in einen Wäschesack für den Abtransport nach Innsbruck gegeben.

### Die Arbeitsgeräte in den Waschhütten – Vom „Bluier“ zum „Zuber“

Es gab früher fast keinen Sellrainer Ortsteil, wo nicht für die Innsbrucker Haushalte gewaschen wurde. Der Zeitzeuge Ludwig von Hörmann berichtet 1877 über die von mehreren Frauen gemeinsam benützten Sellrainer Waschhütten: „Die Gehöfte bekommen durch dieses Handwerk ein ganz eigenthümliches Aussehen. Fast bei jedem Hause steht eine sogenannte Waschhütte; es ist dies eine hölzerne, oft nur aus rohen Baumstämmen zusammengefügte Baracke mit zwei bis drei ‚Waschöfen‘ und ‚Waschzubern‘ versehen.“ Im Jahr 1955 wurden in der Gemeinde Sellrain 30 Waschhütten gezählt. Und in einer solchen „zugluftigen“ Sellrainer Waschhütte gab es u. a. folgende Arbeitsgeräte:

*Bluibank*, die = Holzvorrichtung zum Klopfen der eingeweichten groben Wäschestücke; *Bluier*, der = hölzernes Gerät in Form eines massiven Schlegels, das ein Kilogramm schwere und dreißig Zentimeter lange Holzscheit zum Ausschlagen oder Klopfen der Wäsche (vom mhd. *bliuwen*, *blou* = schlagen, klopfen); *Seachtelroaf(e)n*, der = Holzreifen, worüber ein grobes Leintuch gespannt wird, damit die Lauge abfließen („ablassen“) kann; *Tschoapf(e)n* oder *Schapfn*, der = Schöpfkübel aus Holz an einer Stange, Holzlöffel zum „Seachteln“



oder Aufgießen der Lauge; *Zuber*, der = großer Waschkessel aus Zirbenholz zum „*Seachteln*“, daher auch *Seachtelzuber* genannt, wo das benötigte heiße Wasser für die Behandlung der Laugenwäsche bereitgestellt wurde.

### Das Wäschewaschen als Schwerarbeit für Frauen und Mädchen

An der Seite älterer Waschfrauen oder „Waschweiber“ halfen auch Kinder, darunter Mädchen und Buben. Die erwachsenen Männer holten das Holz für die Beheizung der Waschkessel, sammelten die getrockneten Wäschestücke auf der Wiese ein, führten den Wäschetransport durch und kümmerten sich mit den Frauen um die Wäschezustellung in der Stadt.

Die Wäsche wurde nicht in der Melach gewaschen, sondern im weichen Quellwasser bei den Waschhütten. Leider hat der Innsbrucker Museumskustos Balthasar Hunold das Melach-Klischeebild in die Köpfe der Stadtbewohner und Touristen gebracht, wenn er 1883 in seinem Gedicht („An der Melach“) u. a. schreibt: „*Schön ist's droben erst im Thale, / Wo geschäftig bei den Linnen / An der Melach knieend singen / Sellrains blonde Wäscherinnen.*“

Das seit Kindheitstagen ausgeübte Schwemmen der Wäsche im oft eiskalten Wasser wirkte sich im hohen Alter schädlich auf die Gesundheit der Sellrainer Stadtwäscherinnen aus. Betagte Frauen konnten sich nicht einmal mehr selbst den Zopf flechten, weil ihre zerschundenen Hände vom vielen Waschen unbeweglich wurden. Ganz

schwere Lasten trugen die Frauen auf ihren Schultern.

### Verdiensthöhe und Niedergang der Sellrainer Stadtwäscherei

Das Geld aus der schmutzigen Arbeit des Stadtwäschens, bei der sich zahlreiche Frauen und Mädchen ihre Hände wundrieben, war für viele Familien die einzige regelmäßige Einnahmequelle. Was verdienten die Sellrainerinnen mit der Stadtwäsche? Im Jahr 1949 betrug das Waschgeld für ein Handtuch 30, für ein Leintuch 60 und für ein Hemd 50 Groschen. Nachdem 1966 das Wäschewaschen für Innsbruck langsam ausstarb, verlangte man ungefähr das Vierfache. Das Ende kam mit der Einführung der Waschmaschinen und weil die Sellrainer als Tagespendler mehr verdienen konnten als die paar Schilling bei der Innsbrucker Wäsche. Nun blieben die Frauen auf den zumeist kleinen Höfen, betreuten das Vieh, kümmerten sich um die Kinder, Eltern und ersten Gäste. Die Türen der letzten Waschhütten im Sellraintal wurden Mitte der 1970er-Jahre für immer geschlossen. Dass Innsbruck so sauber und rein war, verdankte die „Stadt im Gebirge“ auch den Sellrainer Wäscherinnen – mit ihren durch die schwere Arbeit und das Feuer in den Waschküchen erröteten Gesichtern!

### Literaturtip

Georg Jäger: Gletschermilch und Kirschsuppe. Karges Leben an der Melach. Historische Streifzüge durch das Sellraintal, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015.

Zum Trocknen wurde die Wäsche im Sommer im Freien aufgehängt (in der *Neder/Grinzens*, 1955). Im Winter wurde die Wäsche in den Stuben und Stadeln getrocknet.

Links: Kleine Helferinnen beim Wäscheausbreiten in Gries im Sellrain, 1950

Foto: A. Sickert (links)/ A. Wegscheider (rechts)

# Danke, Wasserkraft?

Ökologische Herausforderungen der Energiewirtschaft am Beispiel des Kraftwerks Sellrain-Silz

>> **Luis Töchterle**

*Seit den Atomkraft-Katastrophen von Tschernobyl und Fukushima verkaufen Politik und Energiewirtschaft Strom aus Wasserkraft als unbedenkliche „grüne“, „saubere“ Technologie. Die schmerzliche Einsicht, dass sich Energie nicht unproblematisch produzieren lässt und bleibende Schäden verursacht, wird oft beiseitegeschoben. So auch bei der Kraftwerksgruppe Sellrain-Silz.*



Ich stehe mit meiner Fliegenrute am Innufer und muss genauer hinschauen. Im nur wenige Zentimeter tiefen Wasser am Ufer habe ich eine winzige Bewegung gesehen. Tatsächlich – ein ganz kleiner Brutfisch! Nur sichtbar, wenn sich sein Schatten über den sandigen Grund bewegt und kein Windstoß die Oberfläche kräuselt. Gleich daneben noch einer, nein, noch viele andere! Das müssen Äschenbrütlinge sein. Sie sind vielleicht eineinhalb Zentimeter lang, ganz schlanke Stiftchen, ihre Augen sind deutlich erkennbar. An ähnlich strukturierten Uferbereichen kann ich weitere Exemplare entdecken. Es sind jeweils so zwischen zehn und fünfzig Äschenbabys, die sich da tummeln. Die minimale „Brandung“ am Ufer reicht aus, sie ordentlich in Bewegung zu halten.

Ein paar Kilometer weiter flussab, oberhalb von Innsbruck halte ich wieder Nachschau. In der Kranebitter Au finde ich sogar einen größeren Schwarm, sicher mehr als hundert Stück. Gleich in der Nähe konnte man vor gut einem Monat die großen Innäschen beim beginnenden Laichgeschäft beobachten.

Nichts Besonderes, möchte man meinen, wenn einige Zeit nach dem Abbläuen viele Jungfische zu beobachten sind. Leider ist das im Tiroler Inn die große Ausnahme. Die alpinen Speicherkraftwerke bescheren dem Fluss hier nämlich einen sogenannten Schwallbetrieb. Wenn sich eine

werden die Turbinen abgestellt, der Flusspiegel sinkt wieder rapide ab.

An flachen Uferstellen weicht die Wasserlinie beim Absinken recht schnell um mehrere Meter Richtung Flussmitte zurück. Dieses rasche Absinken und Zurückweichen des Wasserspiegels tötet in normalen Jahren die frischgeschlüpften Jungfische verlässlich ab. Nach Aufzehren ihres Dottersacks verlassen sie das Lückensystem am Gewässergrund. In dieser Phase sind sie noch ungeschickte Schwimmer. Sie halten sich daher im strömungsarmen Flachwasser auf und schaffen es nicht, der schnell wandernden Uferlinie mehrere Meter zu folgen. Sie stranden zu Tausenden und vertrocknen. Prof. Schmutz von der Boku Wien hat dieses traurige Phänomen in einer Simulation genau untersucht (Schwallproblematik an Österreichs Fließgewässern – Ökologische Folgen und Sanierungsmöglichkeiten, Wien, 2013).

2016 war zum Glück kein „normales“ Jahr am Inn. Der Damm am Gepatschstausee im Kaunertal musste gewartet und zu diesem Zweck das Wasser bis zum Grund abgelassen werden. Genau während der Äschenlaichzeit wurde wieder aufgefüllt. Also keine Stromerzeugung und damit weniger Schwallbetrieb im Inn. Das Überleben der Jungfische war die ungeplante Nebenwirkung einer technisch notwendigen Wartungsmaßnahme. In „normalen“ Jahren kommen Jungfische fast nur

## Wer die **Wasserkraft nutzt**, nimmt der **Allgemeinheit einen gesunden Bach und hinterlässt einen kranken**

kurzfristige Stromversorgungslücke auftut, werden die Turbinen angeworfen, um rasch verfügbaren „Spitzenstrom“ zu erzeugen. Innerhalb von wenigen Minuten kann der Inn beispielsweise am Pegel Telfs um mehr als einen halben Meter ansteigen. Hier ist der Fluss knapp siebzig Meter breit, das ist die Breite eines Fußballfelds. Man kann sich also vorstellen, welche Wassermenge und welche Strömungswucht hier plötzlich hinzukommen. Ist die Versorgungslücke geschlossen,

in den wenigen geeigneten Zubringerbächen auf, der Bestand im Inn hängt an Besatzmaßnahmen.

Der Schwallbetrieb im Tiroler Inn schadet nicht nur der Reproduktion der Äschen. Mit dem Bau des bayrischen Kraftwerks Jettenbach im Jahr 1924 unterblieb der Laichzug von Nasen und Barben aus der Donau. Vorher konnten hier 27 Fischarten nachgewiesen werden. Einen Schwallbetrieb gibt es am Inn seit Inbetriebnahme des KW Prutz-Schönwies 1956, seit damals ist das Eigen-

**Bachfassungen wie hier im Längental greifen in den Geschiebehauhalt der Bäche ein.**

© M. Reischer

aufkommen der verbliebenen Fischarten schwer beeinträchtigt. Und natürlich schaden diese raschen Wasserstandschwankungen auch allen anderen Lebewesen, die vor allem im Flachwasser der Flüsse vorkommen.

### Stauseen produzieren Schwallbetrieb

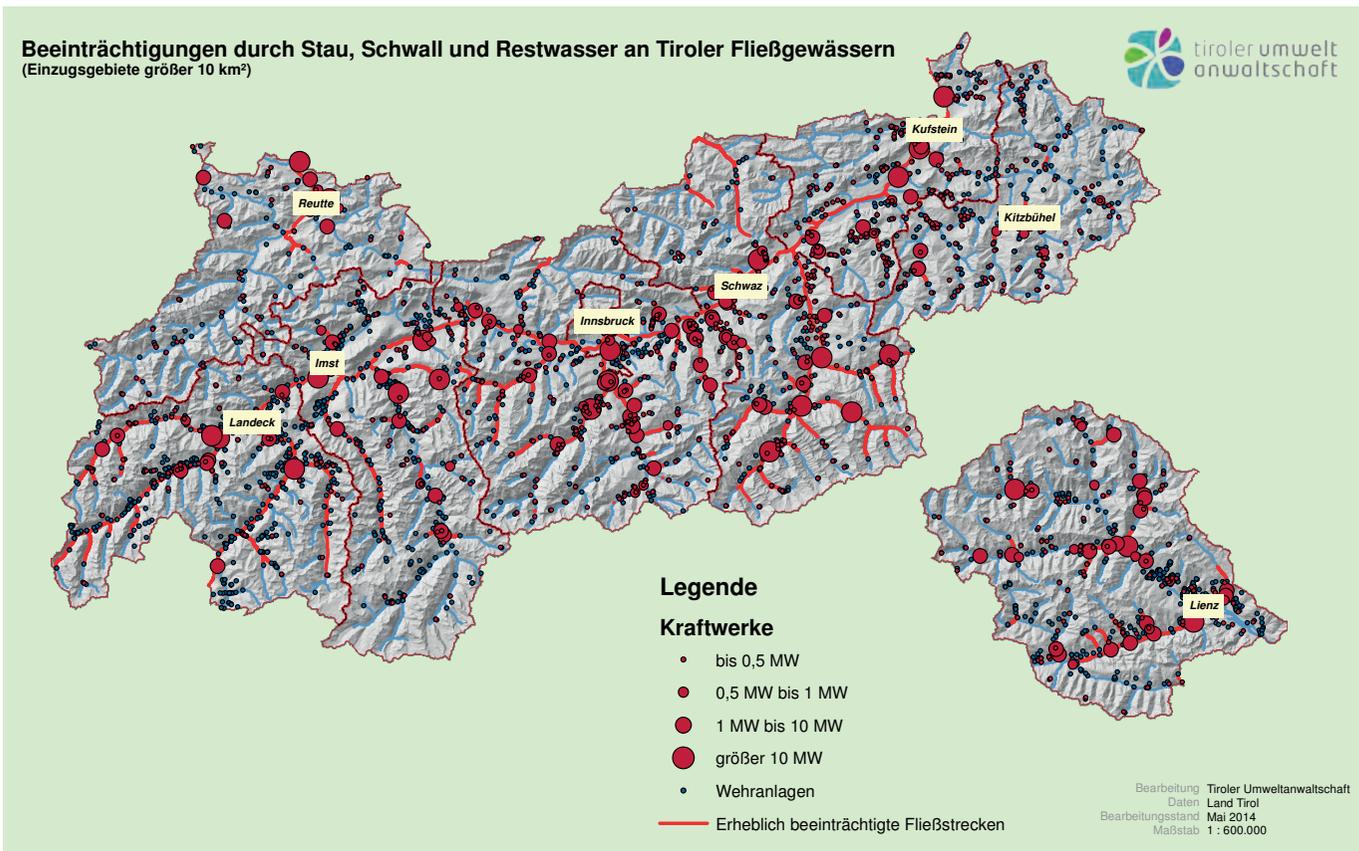
Was die Wasserkraftwerke in unseliger Kombination mit einem ebenso technikgläubigen wie naturvergessenen Hochwasserschutz dem mächtigen Alpenfluss Inn antun, zeigt sich unter Wasser als Desaster. Die insgesamt vorhandene Fischbiomasse bleibt meilenweit unter ihrem natürlich zu erwartenden Maß.

Ambitionierte Renaturierungen, die seit einigen Jahren punktuell umgesetzt wurden, sind grundsätzlich sehr positiv, ändern aber an der Situation unter Wasser leider nur wenig. Auch neu geschaffene Buchten und Flachwasserzonen entkommen dem Schwallbetrieb nicht. Die starken unnatürlichen Wasserstandschwankungen verhindern, dass eine wiederhergestellte Strukturvielfalt ihr Potenzial entfaltet. Dabei wäre der Überlebens-

wille der Wasserbewohner unglaublich vital, wie das Beispiel der kleinen Äschenbrütlinge zeigt.

In Österreich sind etwa 800 Flusskilometer schwallbelastet. Häufigkeit und Intensität der Schwallereignisse und damit ihre Auswirkungen sind dabei sehr unterschiedlich. Der Inn mit seinem hochalpinen Einzugsbereich zählt zu den am stärksten betroffenen Gewässern. Als Verursacher sind alle Speicherkraftwerke entlang des Flusslaufs zu identifizieren, also alpine Stauseen und Flusstau mit Rückhaltekapazität. Neben den Engadiner Kraftwerken sind dies vor allem die TI-WAG-Kraftwerke Kautental und Sellrain-Silz sowie die Zillertaler Kraftwerksgruppe des Verbunds. Reine Laufkraftwerke verursachen keinen Schwallbetrieb, haben allerdings auch erhebliche Auswirkungen auf die Landschaft und das Geschieberegime in unterhalb liegenden Fließstrecken.

Im Durchschnitt gerechnet sind Österreichs Fließgewässer alle acht Kilometer durch ein Wasserkraftwerk unterbrochen. Der Großteil der insgesamt mehr als 28.000 erhobenen Durchgängigkeitshindernisse ist auf flussbauliche Maßnahmen

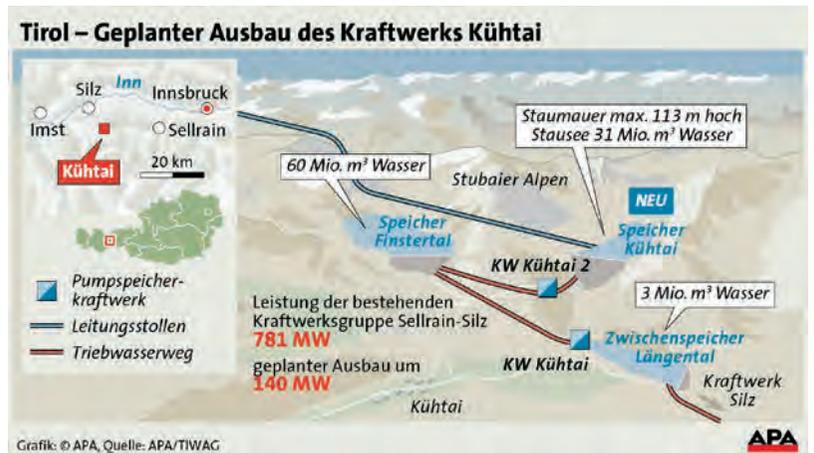


im Zuge des Hochwasserschutzes zurückzuführen, ein Zehntel ist durch Wasserkraftnutzung bedingt. Mehr als 90 Prozent der Wasserkraftanlagen sind für Fische nicht passierbar. Das Propaganda-Märchen von der „sauberen Wasserkraft“ entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als böser Etikettenschwindel. Strom aus Wasserkraft mag emissionsfrei und erneuerbar sein, er zerstört aber die wertvollsten Lebensräume. Wer die Wasserkraft nutzt, nimmt der Allgemeinheit meist einen gesunden Bach weg und hinterlässt einen kranken. Zerstörte Bergbäche wachsen nicht nach.

Das Jahrbuchthema Sellrain lenkt den Blick auf die Kraftwerksgruppe Sellrain-Silz. Dieses seinerzeit größte Pumpspeicherkraftwerk Europas mit den beiden Stauseen Finstertal und Längental wurde 1973 wasserrechtlich bewilligt und ging 1981 ans Stromnetz. Damals und in den ersten Jahrzehnten des Betriebs war die Nachfrage nach Spitzenstrom sehr hoch. Dieser erzielte den dreibis vierfachen Preis von „Grundlast“, die vor allem aus Atomkraft, Fluss- oder Kohlekraftwerken gewonnen wird. Pumpspeicherkraftwerke nutzen überschüssige und damit billige Grundlast, z. B. aus Atomstrom während der Nachtstunden, zum Hochpumpen von Wasser zwischen zwei Stauseen. Bei gegebener Nachfrage – und entsprechendem Preis – wird wieder abgearbeitet. Dabei muss der Wirkungsgradverlust von ca. 25 Prozent kompensiert werden. Pumpspeicher sind also Stromverbraucher, keine Produzenten. Salopp gesagt Stromfresser und Geldscheißer. In Tirol verbrauchen Pumpspeicherkraftwerke mehr Strom als alle Haushalte zusammen. Deren Verbrauch sinkt nämlich seit einigen Jahren kontinuierlich.

### Im Fokus: Sellrain-Silz

Seit 2008 verfällt der Preis für Spitzenstrom, vor allem der Umstieg Deutschlands von Atom- zu Wind- und Solarenergie hat dazu beigetragen. Das Kraftwerk Sellrain-Silz ist per Direktleitung mit dem deutschen Stromnetz verbunden, es wird im Wesentlichen von dort aus- oder eingeschaltet. Für die Inlandsversorgung spielt der hier produzierte Strom kaum eine Rolle. Die wirtschaftliche Zukunft des Geschäftsmodells Pumpspeicher ist sehr unsicher geworden, in der Schweiz und in Österreich wurden bereits genehmigte Anlagen deswegen nicht gebaut.



Wie eine Riesenkrake greift das Kraftwerk Sellrain-Silz mit seinen Ableitungen nach den erreichbaren Bächen aus insgesamt fünf Einzugsgebieten, die unmittelbar in die Stauseen einfließenden Bäche mitgerechnet. Die meisten Bachfassungen gibt es im Einzugsgebiet der Melach: Lüsener Bäche, Fernaubach, Schöntalbach, Moarler- und Schefalmbach, Gleirschbach, Kraspesbach, Klammbach, Stockachbach. Dazu kommen noch der Horlachbach aus dem Ötztal und der Alpeinerbach aus dem Stubaital. Für alle Bachfassungen gemeinsam gilt die Tatsache, dass kaum Pflichtwasser abgegeben wird. Lediglich für die Wasserführung des Stuibenfalls zu touristisch relevanten Zeiten enthält der Genehmigungsbescheid detaillierte Vorgaben. Der Wasserrechtsbescheid zeigt, wie sehr man Dinge von verschiedenen Standpunkten aus bewerten kann:

*„In wasserwirtschaftlicher Hinsicht ist als besondere Eigenart und als Vorzug des Projektes zu betrachten, daß sich der Wasserentzug auf 5 Einzugsgebiete verteilt, sodaß jedem derselben ausreichen-de Restwassermengen verbleiben.“*

Baulich sind zwar überall Pflichtwasseröffnungen vorgesehen, tatsächlich bleiben die Bachbetten darunter aber trocken. Sie füllen sich erst allmählich durch flussab einmündende Seitenbäche. Die Umsetzung der EU-Wasserrahmenrichtlinie im Nationalen Gewässerbewirtschaftungsplan gibt allerdings klare Fristen für die Abgabe von Restwassermengen vor. Damit bekommt die Wirtschaftlichkeitsberechnung des Kraftwerks künftig deutlich engere Vorgaben.

Bachableitungen bedeuten nicht nur, dass eben auf ein paar hundert Meter weniger Wasser im

Der geplante Ausbau des Kraftwerks Kühtai: Die bestehende Anlage soll durch einen neuen Speichersee im hinteren Längental ergänzt werden sowie durch ein weiteres Pumpspeicherkraftwerk (Kühtai 2). Wesentliche Bestandteile der projektierten Erweiterung sind ein Triebwasserweg zwischen dem neuen Speicher Kühtai und dem bestehenden Speicher Finstertal, der Beileitungsstollen sowie die Wasserfassungen im Sulztal (Ötztal) und dem hinteren Stubaital.

© APA-Grafik / picturedesk.com



**Der Stubai Fernaubach soll oberhalb dieser Stelle abgeleitet werden.**

© L. Töchterle

Bach rinnt. Sie stellen einen erheblichen Schaden für die wertvollsten Lebensräume dar und erhöhen die Gefahr von Hochwasserschäden. Fließgewässer sind Wanderrouten für viele Arten, ihre Unterbrechung beschädigt das Ökosystem. Das fehlende Wasser verändert den Abflusscharakter und schmälert den Erholungswert für Menschen. Entsanderkammern sind Vorrichtungen zur Zwischenlagerung von mitgeführten Feststoffen, um die Rohrleitungen frei zu halten. Sie müssen regelmäßig gespült werden, was einen enormen Stressfaktor für die Lebewelt bewirkt. Diese Spülungen bedrohen die Reproduktion der Fische und können etwa am Bachlauf spielende Kinder ernsthaft gefährden. Mit Warntafeln wird auf diese Gefahr hingewiesen.

Am bedeutsamsten aber ist der Eingriff in das Geschieberegime. Denn mit dem Bach fehlt auch die Schleppekraft, um Geröll abzutransportieren. Schotterablagerungen aus Seitenbächen, die unter natürlichen Bedingungen bei hohem Wasserstand talaus geschwemmt würden, bleiben im

Bachbett liegen. Sie bauen sich zur „Munition“ für Katastrophen auf. Kommt nämlich ein größeres Hochwasser, wird die Bachfassung verschlossen und das vielleicht über Jahre angesammelte Geschiebe kommt in Bewegung. Große Hochwasserschäden werden meist nicht vom Wasser, sondern fast immer vom mitgeführten Geröll verursacht. Damit geht von Bachfassungen eine erhebliche Gefahr für die Unterlieger aus. Bereits bei einem einjährigen Hochwasser wird der Wassereinzug in der Bachfassung gestoppt, um Schäden an der Anlage und den Transportleitungen zu verhindern. Das Hochwasser schießt dann über die Bachfassung hinaus und kann Geschiebeakkumulationen unheilbringend ins Tal wälzen.

Bereits der Genehmigungsbescheid für Sellrain-Silz aus dem Jahre 1973 gibt ein beredtes Zeugnis darüber, dass diese Gefahr den Fachleuten schon damals sehr genau bewusst war. Mehrere Auflagen an Melach, Zirnbach und Oberbergbach zielen darauf ab, die befürchteten Folgen des Wasserentzugs in Grenzen zu halten: Der



Bescheid fordert „geeignete Verbauungsmaßnahmen, die überwiegend der Verhinderung der Geschiebebildung dienen, um die *schädlichen Auswirkungen des Wasserentzugs ... zu beseitigen*“ (Seite 25). Daher werden zahlreiche Beweissicherungen zur Beobachtung von Geschiebeanlagen vorgeschrieben und zusätzlich die Errichtung von Geschieberückhaltebecken und Bachbetträumungen. Die ebenso naive wie oft vertretene Behauptung, Bachfassungen würden Hochwasser verhindern, ist unhaltbar.

### **Umstrittene Ausbaupläne**

2004 wurden Pläne zum Ausbau von Sellrain-Silz bekannt. Diese umfassen einen dritten Stausee und zusätzliche Beileitungen. Vor allem lokaler Widerstand führte zu mehreren Projektänderungen schon vor der behördlichen Einreichung. So wurde der geplante Stausee vom Sulztal ins obere Längental verfrachtet und deutlich verkleinert, Bachableitungen aus dem Gschnitztal, dem Stubai Langen Tal und der Sulzenau gestrichen.

Breiten Unmut in der Bevölkerung löste das Bekanntwerden sogenannter Cross Border Leasing (CBL)-Verträge aus. Um an Steuermanipulationen in den USA mitzunaschen, hatte die TIWAG bzw. das Land Tirol 14 Kraftwerke auf Jahrzehnte hinaus an amerikanische Trusts verleast und zurückgemietet. Diese Trusts gelten nach amerikanischem Recht als Eigentümer der Anlagen. Der CBL-Vertrag für Sellrain-Silz läuft bis 2095. Bankturbulenzen haben die erzielten Gewinnanteile mittlerweile dahinschmelzen lassen, derartige Deals gelten in den USA seit 2004 als kriminell. Dass der Kraftwerksausbau von den CBL-Verträgen betroffen sein würde, wird von den Betreibern heftig bestritten. Diese Verträge unterliegen strengster Geheimhaltung. Um den Beteiligten österreichische Gebühren zu ersparen, liegen sie angeblich im Inland nicht einmal vor. Soweit die in englischer Fachsprache verfassten Vertragstexte dennoch recherchiert werden konnten, ist davon auszugehen, dass sämtliche Erweiterungs- oder Umbauten automatisch Teil des Deals werden.

**Dieses Hochtal soll unter dem neuen Stausee im Längental verschwinden.**

© M. Reischer



Der bei Einheimischen und Gästen beliebte Stubaier „WildeWasserWeg“ wäre von der Wasserableitung betroffen.

Mitte: Bachfassungen am Moarler Almbach und am Schöntalbach (rechts) im Einzugsgebiet der Oberen Melach im Sellrain. Den Bächen fehlt die Schleppkraft, Geröll anzutransportieren, im Bachbett wächst Gras.

© TVB Stubai/M. Reischer (Mitte)

Damit würden die neu erbauten Anlageteile einschließlich der Bachfassungen Teil dieser Verträge ([www.dietiwag.org](http://www.dietiwag.org)).

### UVP mit Hindernissen

Das 2009 zur Umweltverträglichkeitsprüfung (UVP) eingereichte Erweiterungsprojekt sieht einen zusätzlichen dritten Stausee „Kühtal“ im oberen Längental vor. Dieser soll das Volumen des Wälzbetriebes erheblich ausweiten. Mehr Wasser soll die Anlage durch die Beileitung von Winnebach, Fisch- und Schranbach (alle Sulztal) sowie durch drei Bachfassungen im hinteren Stubaital (Fernaubach, Daunkogelfernerbach, Mutterbergbach) zur Verfügung erhalten.

Mehrere geplante Bachfassungen liegen im Ruhegebiet Stubaier Alpen und wären nach dem Tiroler Naturschutzgesetz nicht genehmigungsfähig gewesen. Um dieses Hindernis aus dem Weg zu räumen, hat die schwarz-grüne Landesregierung eine Ausnahmebestimmung für die TIWAG gesetzlich verankert. In zynischer Weise nannte man dieses Anlassgesetz „Fließgewässernovelle“. Es soll dazu führen, dass Gewässer im Naturschutzgebiet künftig nicht in ihrem natürlichen Bett, sondern durch Rohrleitungen in einen Stausee fließen.

Dieses Vorhaben sieht sich mit breiter Ablehnung konfrontiert. Vor allem im Stubaital treffen die Pläne auf geschlossenen Widerstand. Die betroffene Gemeinde Neustift legt sich entschieden quer, unterstützt wird sie vom Tourismusverband

Stubai Tirol, der mittels Bürgerinitiative „Wilde Wasser“ Parteistellung erlangt hat, sowie von Wildwassersportlern und mehreren Vereinen. Man betrachtet den bisher geleisteten Beitrag zur Stromerzeugung als ausreichend, zahlreiche Bedenken hinsichtlich Ökologie, Grundwasser und Hochwasserschutz wurden eingewendet. Besonders schwerwiegende Nachteile werden für Erholungswert und Tourismus befürchtet. Dem bei Einheimischen und Gästen äußerst beliebten „WildeWasserWeg“ würde seine Grundlage entzogen.

Auch aus dem Sulztal hat eine Bürgerinitiative gegen das Projekt am UVP-Verfahren teilgenommen, ebenso große Umweltverbände wie Alpenverein, WWF und Umweltdachverband. Auch Fischereiberechtigte haben Einwendungen vorgebracht. Der Tiroler Landesumweltanwalt führt ökologische und energiewirtschaftliche Argumente an, die ernste Zweifel an der Sinnhaftigkeit des Erweiterungsprojekts begründen.

Zum jetzigen Zeitpunkt ist der Ausgang der Auseinandersetzung offen. Die Landesbehörden haben im UVP-Verfahren wie erwartet grünes Licht gegeben. Die Gegner legen bei der nächsthöheren Instanz, dem Bundesverwaltungsgericht, Beschwerde ein. Ein langwieriger Rechtsstreit scheint unausweichlich. Der Widerstand im Stubaital ist ungebrochen, man will nicht tatenlos zuschauen, wie hier die Bagger auffahren. Das Land Tirol als 100-Prozent-Eigentümer des Projektwerbers TIWAG wird sich letztlich aus seiner



politischen Verantwortung zur Beilegung des Konflikts nicht drücken können. Es wäre ein Novum, so ein Projekt gegen den erklärten Willen einer betroffenen Talschaft durchzuziehen.

### Zukunft mit Fragezeichen

Die Bewohner des Sellraintals lässt diese Auseinandersetzung ziemlich ungerührt. Hier gibt es keine Erweiterungspläne und an den Status quo hat man sich offenbar schon gewöhnt. 35 Jahre Betriebsdauer bedeuten, dass die junge Generation keinen anderen Zustand kennt. Ob die massiven Hochwasserereignisse 2015 vielleicht auch mit den Bachableitungen zu tun hatten, wird nicht einmal hinterfragt. Man ist zufrieden mit den Mitteln aus dem „Talschaftsvertrag“, der betroffenen

Gemeinden einen – im Vergleich zu den Erträgen, die ins Landesbudget fließen – bescheidenen Zuschuss zukommen lässt.

Kritiker mit Geldzuwendungen ruhigzustellen ist eine Taktik, mit der die TIWAG viele Konflikte aus dem Weg räumt. Dazu gehören auch aufwändige Inseratenkampagnen und Sponsorings, mit denen Medien und Vereine bei Laune gehalten werden. Auch die Fischerei erhält Zuwendungen, um Besatzprogramme am Inn umzusetzen. Die negativen Auswirkungen der Wasserkraft lassen sich damit aber nicht kompensieren, fatale Folgen wie das jährliche Sterben der Jungfische nimmt man achselzuckend in Kauf. Wie zukunftsfähig sich eine solche Herangehensweise erweisen wird, bleibt abzuwarten.

**Intakte Bergbäche wie hier der Fotscher Bach im Sellrain bilden die wertvollsten Lebensräume.**

© M. Burtscher

## Was die Werbung für Wasserkraft in Tirol lieber verschweigt

- Es gibt in Tirol bereits mehr als 1000 Wasserkraftwerke.
- Seit 2005 ist der Verbrauch von Strom in Tirol rückläufig, die Produktion hingegen steigt.
- 2014 produzierte Tirol 638 GWh mehr Strom, als es verbrauchte. Damit könnte der Jahresbedarf von zusätzlichen 152.000 Haushalten gedeckt werden oder der ganzjährige Betrieb von fast 250.000 Elektroautos.
- Die Tiroler Pumpspeicherkraftwerke verbrauchen mehr Strom als alle Tiroler Haushalte zusammen.
- Der durch Wasserkraftwerke verursachte Schwallbetrieb tötet z. B. im Tiroler Inn jedes Jahr fast alle Jungfische ab.
- Als Folge von Wasserkraftwerken und Verbauungen blieben von ehemals 27 vorkommenden Fischarten im Tiroler Inn nur mehr 3 (!) übrig.
- Nur 0,6 Prozent der Stromerzeugung in Tirol kommt aus Photovoltaik.
- Nur ein Viertel der Tiroler Fließgewässer ist in einem ökologisch sehr guten Zustand.
- Mehr als 70 Prozent der Tiroler Fließgewässer weisen ökologische Defizite aufgrund energiewirtschaftlicher Nutzungen auf.
- Bachfassungen erhöhen die Gefahr von Hochwasserschäden.

Quelle: Tiroler Landesumweltanwaltschaft



# Zwischen Trubel und Einsamkeit

Skitourenklassiker im Sellrain lassen sich  
überraschend variantenreich interpretieren

>> **Stefan Herbke**

*Es hätte auch anders kommen können. Um ein Haar wären die großartigen Skiberge  
Lampenspitze und Zischgeles mit Liften erschlossen worden. Heute zählen sie zu den  
beliebtesten Skitourenzielen der Ostalpen und sind mit ein Grund dafür, dass im  
Sellrain der „Sanfte Tourismus“ längst zum Erfolgsmodell geworden ist.*



Ski ausladen, Skischuhe anziehen, das Gedränge ist groß, nur ist hier nicht der nächste Lift, sondern der Gipfel das Ziel. Wer an Wochenenden bei perfekten Schneeverhältnissen ins Sellrain fährt und dort etwa in Praxmar den Parkplatz ansteuert, der sollte nicht zu spät kommen, sonst sind alle Plätze bereits belegt. Zu Hunderten steigen dann die Tourenger auf die Lampsenspitze oder im Frühjahr Richtung Zischgeles, den beiden skifahrerischen Aushängeschildern des Sellrains. Erzählungen zufolge ist der Andrang manchmal so groß, dass man schon einmal warten muss, um überhaupt einen Platz auf dem Gipfel zu ergattern.

In Zeiten der immer größer werdenden Skiarenen und gebietsübergreifenden Liftzusammenschlüsse könnte man meinen, dass im Sellrain die Zeit stehen geblieben ist. Ganze Generationen an Skitourengehern pilgern hier seit vielen Wintern auf die großartigen Gipfel zwischen der Potsdamer Hütte am Ostrand des Sellrains und dem Kühtai im Westen. Skigebiete dagegen sucht man vergebens, nur in Kühtai finden Pistenskifahrer links und rechts der Passhöhe ein überschaubares, wengleich überaus schneesicheres Liftareal. Das Sellrain ist ein riesiger weißer Fleck in der Karte der Tiroler Skigebiete, ein weißes Schneeparadies ausschließlich für Skitourengeher. Zumindest fast, denn mittlerweile trifft man hier und da auch Schneeschuhwanderer, die rund 140 Meter hohe Eiskaskade der Hängenden Gärten bei Lüsens oder der Bafffall an der Straße von Gries im Sellrain nach St. Sigmund sind in der Szene der Eisklette-

**Das Sellrainer Skitourenangebot ist riesig. Zu den Klassikern zählen die Touren auf Pirchkogel (gr. Bild) und Zischgeles (kl. Bild links). Der grandiose Ausblick von dort weckt die Vorfreude auf weitere Touren, etwa auf Schöntalspitze, Vordere Grubenwand und Gleirscher Fernerkogel (v. l. n. r.). Eine gute Spitzkehrentechnik erfordert der Anstieg ins Kreuzjoch auf der Schneetalrunde (kl. Bild rechts).**

© S. Herbke/J. Pfatschbacher (kl. Bild links)





Bis zu 500 Leute gehen an Spitzentagen auf die Lampenspitze (links) und auch die Tour auf den Zwieselbacher Roskogel ist alles andere als ein Geheimtipp (rechts), doch keine Angst: Das Gelände ist weitläufig, so dass sich die Leute gut verteilen.

© J. Pfatschbacher/S. Herbke

rer längst kein Geheimtipp mehr, die 15 Kilometer Höhenloipen bei Praxmar und Lüsens zählen zu den schneesichersten Tirols und die Straßen zu bewirtschafteten Almen wie der Juifen- oder der Gleirschalm werden gewalzt und als Rodelbahn genutzt. Kurz: Das Sellrain ist ein riesiger Spielplatz für alle alpinen Winteraktivitäten.

Im Grunde ist das Sellrain seiner Zeit voraus und beweist eindrucksvoll, dass ein „Sanfter Tourismus“ durchaus Chancen für eine alpine Region bringt. Im Sellrain verzichtete man bewusst auf die für viele Täler in den Alpen verlockende Erschließung mit Liften und den Bau entsprechender Hotellerie. Detaillierte Pläne dafür gab es durchaus, erinnert sich Luis Melmer. Der Wirt des Alpengasthofs Praxmar kann sich noch gut daran

erinnern, wie er mit vielen anderen auf der Lampenspitze gegen die Liftprojekte demonstrierte. „Mein Vater und ein paar andere wollten Lifte bauen“, erzählt er aus seiner Jugend. „Der Gedanke war, dass man klein anfängt und dann hinten übers Satteloch auf den Zischgeles kommt und dann vielleicht weiter Richtung Schöntalspitze.“ Ein naheliegendes Projekt, schließlich zählten Lampenspitze und Zischgeles schon damals zu den schönsten Skiabfahrten im Raum Innsbruck. Und man war auf der Suche nach einem stadtnahen Skigebiet, denn die Axamer Lizum und das Kühtai waren damals noch nicht erschlossen.

Trotz seines Engagements gegen die Erschließung hat Luis Melmer Verständnis für die damaligen Pläne. „Mein Vater kommt aus einer anderen



© S. Herbke



## Skitourenlenkung im Sellrain

Das Projekt Skitourenlenkung gehört zum tirolweiten Programm „Bergwelt Tirol – Miteinander erleben“, bei dem es darum geht, bei Natursportarten Wege einer naturnahen und konfliktfreien Nutzung der Natur aufzuzeigen. Dabei versucht man im Sellrain einerseits auf vielbegangenen Touren Wald und Wild zu schonen, auf der anderen Seite aber auch durch gezielte Schlägerung Schneisen zu haben, damit die Skitourengeher eine Abfahrtsmöglichkeit vorfinden und dadurch gelenkt werden. Ein Konfliktpunkt war etwa der Anstieg auf die Schöntalspitze, bei dem die einst gängige Aufstiegsroute aufgrund der Raufußhühner, Schneehühner und Birkhühner in einen anderen Bereich verlegt wurde. Zusätzlich wurden in der gesamten Skitouren-

region Sellrain auf allen wichtigen Parkplätzen Panoramatafeln aufgestellt, die alle wichtigen Skitouren und die Wald- und Wildschutzzonen in einer plastischen Geländedarstellung zeigen. Und entlang der Route zur Schöntalspitze werden Tourengeher sowohl im Aufstieg als auch bei der Abfahrt durch orangefarbene Wegweiser in Richtung der neu geschlagenen Schneise geleitet. Die Beschilderung beschränkt sich generell auf den Bereich unterhalb der Baumgrenze. Von den 42 auf den Tafeln ausgewiesenen Skitouren im Sellrain wurden bisher sechs im Wald beschildert. Weiterführende Informationen können über die aufgedruckten QR-Codes via Smartphone abgefragt werden.

[www.bergwelt-miteinander.at](http://www.bergwelt-miteinander.at)



Zeit, nach dem Krieg gab es hier in Praxmar weder Strom noch eine Zufahrt. Es war gar nix da, man musste von unten rauflaufen, für junge Leute wie mich wäre es g'scheiter gewesen davonzulaufen.“ Der Vater Alois Melmer hat daher in den 1960er-Jahren am Fuß des Zischgeles den ersten Lift gebaut, der auf Antrieb sehr erfolgreich gelaufen ist. Und das, obwohl man vom Fischteich im Talboden erst einmal zu Fuß nach Praxmar aufsteigen musste. Im Jahr 1964 kam der kurze Lift Richtung Lampsenspitze dazu. „In den 80er-Jahren wollte man überall Lifte bauen, da war der Skitourengeher nicht unbedingt gern gesehen“, erinnert sich Luis. „Er wurde eher belächelt, nach dem Motto ‚der Rucksacktourist hat eh kein Geld, kann sich keine Liftkarte leisten.“ Mit Praxmar ging es zwar bergauf, dennoch war Melmer junior gegen eine weitere Erschließung. „Ich hab gesehen, dass unser Kapital nicht reicht. Du brauchst also fremde Geldgeber und verlierst deine Heimat. Praxmar wäre sonst heute ein Hoteldorf wie Kühtai, im Nachhinein muss ich sagen, Gott sei Dank ist es so nicht gekommen.“

Luis Melmer ging sogar noch einen Schritt weiter und baute den vorhandenen Lift Richtung Zischgeles ab. Im Jahr 2000 hat er den Hausberglift probeweise stillgelegt. Doch vermisst hat ihn eigentlich keiner, außer den Skitourengehern, die es gewohnt waren, die ersten 400 Höhenmeter des Zischgeles mit dem Lift zu verkürzen. Zwei Jahre später kam der Lift endgültig weg. „Auch das war die richtige Entscheidung“, blickt Melmer zurück. „Der Trend ging zu größeren Gebieten, zu

Schneekanonen und modernen Pistenraupen. Wir haben damals gemerkt, dass man mit ein, zwei Liften kein Geld verdienen kann, sondern dass das eher ein Defizitgeschäft ist.“ Im Sommer 2016 wird auch der kurze Sonnenlift Richtung Lampsenspitze demontiert, so dass nur noch das Lifthäuschen am Hausberglift an die Zeit der geplanten Skierschließung erinnert. Das Häuschen wird auch bleiben, schließlich parkt dort die Pistenraupe, die Melmer für die Präparierung der Rodelbahn benötigt.

### Wintertourismus mit Zukunft

Im Grunde steht die vom Österreichischen Alpenverein mit dem Prädikat „Bergsteigerdorf“ ausgezeichnete Region Sellraintal, zu der die Gemeinden Sellrain, Gries im Sellrain und St. Sigmund gehören, für die Zukunft des Wintertourismus. „Wir setzen auf Sanften Tourismus“, bestätigt auch Susanne Klaunzer vom Tourismusverband Gries im Sellrain, „mit Kühtai haben wir zwar ein Skigebiet, doch der Rest des Tales setzt zu hundert Prozent auf Skitourengehen, Langlaufen, Rodeln und Eisklettern.“ Oder anders gesagt, man nutzt das, was vorhanden ist. Die Übernachtungszahlen im Sellraintal bewegen sich in den letzten Jahren um die 90.000, dennoch ist man bei der Fahrt durch Gries im Sellrain beim Blick auf geschlossene Gasthäuser überrascht. Für Susanne Klaunzer liegt das aber nicht an mangelnder Nachfrage, sondern „das ist eher ein Generationenproblem“, spricht, ältere Gastwirte und Vermieter hören auf, und die Jungen arbeiten lieber im Raum Innsbruck. Übrig

Die imposante Pyramide des Lüsener Fernerkogels (rechts) mit den XXL-Hängen der Mauer ist das Aushängeschild des Sellrainer Skitourangebots. Auch wenn hier kein Dreitausender bestiegen wird, die Kraspesrunde mit dem südseitigen Anstieg auf die Kraspesspitze (links) ist traumhaft schön und abwechslungsreich.

© S. Herbke



Gratwanderung zwischen Inntal und Sellrain: Die Skitour auf den Rietzer Grießkogel (oben) punktet mit einem ungehinderten 360-Grad-Rundblick und bietet bereits im Hochwinter sonnige Hänge. Schattig und eiskalt wie eine Gefriertruhe ist dagegen bis ins Frühjahr der Anstieg auf den Zwieselbacher Rosskogel (rechte Seite). Die Engstelle der ersten „Zwing“ ist dabei eine kurze Schlüsselstelle, vor allem bei hartem Schnee und offenen Wasserstellen.

© J. Pfatschbacher

geblieben ist in Gries das Sporthotel Antonie, in dem neben vielen Skifahrern, die ganz bequem mit dem Skibus nach Kühtai pendeln, vor allem Skitourengeher ihr Quartier aufschlagen. „Skitouren haben sich wahnsinnig entwickelt“, freut sich der Wirt Manfred Oberegelsbacher, „es kommen ganze Gruppen zu uns, die häufig eine Woche bleiben.“ Darunter viele Schweizer, die den Komfort eines Hotels, die großartigen Skitourenmöglichkeiten und die kurzen Zustiege begrüßen. „Die Schweizer sagen, sie haben die höheren und schöneren Skitouren“, erzählt Oberegelsbacher schmunzelnd, „aber bis sie am Berg sind, brauchen sie oft zwei, drei Stunden. Bei uns können sie mit dem Auto bis zum Ausgangspunkt fahren und dann geht es gleich hoch.“

### Reichlich Platz für Varianten

Zumindest im Kühtai, in Praxmar und Lüsens. Da starten die großartigen Skihänge teils von der Straße weg, während die Touren über dem Gleirsch- und Fotscher Tal erst nach einem kilometerlangen Talhatscher erreicht werden können. Natürlich profitiert das Sellrain auch davon, dass Skitourengehen längst zum Trendsport geworden ist. Einsam war es auf den klassischen Tourenzielen im Sellrain schon früher nicht, doch mittlerweile kommen so viele, dass die Parkplätze an schönen Tagen und bei perfekten Verhältnissen längst zu klein geworden sind und aus allen Nähten platzen. In Haggen, dem Ausgangspunkt für den Zwieselbacher Rosskogel, ist dann selbst die nach Kühtai führende Straße zugeparkt. Der Drei-

tausender rangiert in der Beliebtheitskala längst gleichauf mit dem Zischgeles. Kein Wunder, die Tour ist überaus kurzweilig, bietet mit dem schmalen Durchschlupf der ersten Zwing eine kleine Schlüsselstelle, die bei hartem Schnee durchaus sportlich sein kann, und darüber großartige Hänge, die reichlich Platz für Varianten bereithalten.

Häufig trifft man dort Lukas Ruetz, den „Hausmeister“ des Sellrains. „Den Zwieselbacher gehe ich relativ oft“, erzählt der 23-Jährige aus dem gleichnamigen Gasthof in St. Sigmund, „den mach ich halt schnell von der Haustüre weg und vor allem dann, wenn ich wenig Zeit habe oder die Verhältnisse nicht ganz passen.“ Langweilig wird's ihm am Zwieselbacher dennoch nicht, „ich sehe immer wieder was Neues“. Und natürlich gibt es auch viele Varianten, die aus einer Standardtour dann doch etwas Besonderes machen. Genau da liegt der Reiz des Sellrains. Auch wenn die meisten mit den Klassikern Zischgeles, Lüsener Fernerkogel, Roter Kogel, Zwieselbacher oder Pirchkogel zufrieden sind, wer die Augen aufmacht, der entdeckt abseits davon ein wahres Paradies und unzählige Möglichkeiten, Bekanntes ganz neu zu entdecken.

So wie auf der Kraspesrunde, die noch vor einigen Jahren ein Geheimtipp war und mittlerweile dank zahlreicher Tourenberichte regelmäßig begangen wird. Überlaufen ist sie aber keineswegs, noch immer zieht es die von Kühtai Richtung Speicher Finstertal startenden Tourengeher in großer Zahl auf den Sulzkogel, der mit 3016 Metern Höhe knapp die 3000-Meter-Marke überschreitet. Nur





Platz in Hülle und Fülle gibt es beim Anstieg auf die Schöntalspitze (links). Entsprechend beliebt ist die Tour, so dass zum Schutz des Wildes im Waldgürtel eine Extra-Route für Tourengeher markiert wurde.

Rechts: Perfekte Verhältnisse mit Sonnenschein oben und einem Nebelmeer unten beim Anstieg auf den Pirchkogel.

© J. Pfatschbacher/  
S. Herbke

wenige biegen nach dem See links ab und steigen über schöne Hänge und ein stilles Kar zum Finstertaler Schartenkopf. Von dort aus blickt man auf das Gewusel am Sulzkogel und startet zur einsamen Abfahrt über weite Südhänge, um anschließend im nächsten Kar zur Kraspesspitze aufzusteigen. Die bietet einen ausgezeichneten Rundblick und bildet gleichzeitig den Startpunkt für eine rasanten Steilabfahrt ins Kraspestal und hinaus nach Haggen.

Lukas Ruetz kann es nachvollziehen, warum so viele in „seinem“ Skitourengebiet unterwegs sind. „Für die Innsbrucker ist die Anfahrtszeit kurz, vielleicht eine halbe Stunde, wir haben die ersten Berge, die über 3000 Meter reichen, und das Sellrain ist überaus schneesicher.“ Dennoch ist es für ihn nicht schwer, unverspurtes Gelände zu finden. „Du musst entweder früh aufstehen oder dir Gedanken machen, wo du hingehst. Wenn du dich ein bisschen auskennst, dann findest du immer was.“ Und das gilt selbst für den Zischgeles, der mit seinem weißen XXL-Hang über Praxmar aufragt und an dem kein abfahrtsorientierter Skitourengeher vorbeikommt, ohne in Schwärmereien zu verfallen. Ein Klassiker, auf den vor 25, 30 Jahren vor Mitte Februar keiner gegangen ist. Im Hochwinter ist es auf den nordseitigen Hängen des Kamplochs, die eher einem Kühlschranks ähneln und in denen sich der Schnee nur ganz langsam umwandelt, einfach zu gefährlich. Diese Zurückhaltung ist allerdings Schnee von gestern, heute sind die Tourengeher nicht zu bremsen und starten be-

reits mit dem ersten Schnee Richtung Zischgeles. Ein gefährliches Unterfangen, wie die regelmäßigen Lawinenunfälle beweisen.

Das Wetter, der Schnee, alles hat sich verschoben, weiß auch Luis Melmer zu berichten. „Früher hatten wir vor Weihnachten nie einen Gast, dafür war unser Haus am 1. Mai immer noch voll. Und jetzt kämen sie am liebsten schon im November, sobald unten der Nebel ist. Und wenn oben Schnee liegt, dann wollen sie Ski fahren, während sie im Frühjahr, sobald es unten grün wird, aufs Radl wechseln und die Ski in die Ecke stellen.“ Und so sperrt er jetzt je nach Lage der Osterfeiertage auch schon mal Mitte April zu, genauso wie die Hütten, obwohl die Touren problemlos bis Mai machbar sind. Es gibt sogar Jahre, da fahren die Leute noch im Juni vom Lüsener Fernerkogel bis in den Talschluss von Lüsens ab. Der mächtige Dreitausender ist das Aushängeschild des Sellrain Skitourenangebots. Der flache Zustieg in den Talschluss, darüber die 1000 Meter hohen, ewig breiten Hänge der „Mauer“, die hinaufziehen zum Gletscher, und darüber der elegante Felsspitze, der vom Tal aus so unnahbar ausschaut und dann von der Rückseite in leichter Blockkletterei doch ganz gut zu besteigen ist – der Lüsener Fernerkogel ist ein optischer Hingucker und fehlt auf keinem Wunschzettel eines ambitionierten Tourengehers.

Der Boom des Skitourengehens im Sellrain ist unübersehbar und lässt sich sogar in Zahlen messen. In Praxmar etwa steht am Start der beiden Modeberge Zischgeles und Lampsenspitze ein



LVS-Checkpoint, der die vorbeigehenden Tourengeher mit VS-Gerät zählt. „Vom 1. Dezember 2014 bis Mitte April 2015 waren es rund 30.000 Tourengeher, die die Kontrollstelle passierten“, erzählt Luis Melmer. „An Weihnachten gehen bis zu 500 Leute täglich alleine auf die Lampsenspitze.“ Die überaus beliebte Skitour bietet selbst im Hochwinter angenehm sonnige Hänge und ist geradezu ideal für Einsteiger. Zudem gibt es hier einen Skitourenlehrpfad mit sechs großen Schautafeln auf dem Weg zum Gipfel. Wenn die „Lampsen“ Hochsaison hat, dann herrscht am Zischgeles Ruhe. „Im Dezember und Jänner ist natürlich kaum einer am Zischgeles, da ist er einfach zu gefährlich, zu kalt und schattig, aber jetzt im Frühjahr ergänzen sie sich wunderbar“, weiß Melmer: „Die ‚Lampsen‘ wird weniger wegen der Sonneneinstrahlung und der Zischgeles geht noch bis Mai.“

Die Abfahrt durch das Kamplloch ist nach schönen Wochenenden im Frühjahr häufig zur Piste eingefahren, doch wer seine Augen offen hält, der findet selbst hier noch unverspurtes Gelände. Deutlich weniger frequentiert ist dagegen die Abfahrtsvariante durch das Satteloch – und wer etwa über den Gratrücken ins Wilde Karl wechselt und ins Gleirschtal abfährt, der zieht hier selbst nach mehrtägiger Schönwetterperiode als Erster seine Spuren. Zischgeles und Lampsenspitze sind auch das Ziel bei der Wildsau-Staffel ([www.wildsaurennen.com](http://www.wildsaurennen.com)). Bei dem traditionellen Skitourenrennen Mitte März über insgesamt 2310

Höhenmeter gehen maximal 100 Viererteams, bestehend aus zwei Aufsteigern und zwei Abfahrern, an den Start. Beeindruckend sind dabei die Aufstiegszeiten. Sowohl für die ‚Lampsen‘ als auch für den Zischgeles brauchen die Schnellsten von Praxmar aus rund 50 Minuten, während der normal trainierte Skitourengeher rund drei bzw. dreieinhalb Stunden einplanen muss.

### Notwendige Lenkungsmaßnahmen

Kehrseite des Skitourenbooms sind bei den häufig begangenen Touren Probleme mit dem Wild. Unbewusst sind Tourengeher auf der Suche nach unverspurtem Gelände immer wieder durch den Wald oder durch eine Wildfütterung gefahren. Etwa am Grießkogel, der oben mit wunderschönen Hängen begeistert. Doch wer bei der Abfahrt zu weit runterfährt, der berührt unweigerlich die Wildfütterung und kommt zudem viel zu weit unten an der Straße nach Praxmar raus, entsprechend mühsam ist der Rückweg zum Ausgangspunkt. Die Lösung heißt Skitourenlenkung und bedeutet, dass in Konfliktzonen extra Aufstiegs- bzw. Abfahrtsrouten ausgewiesen werden. Dafür wurden am Grießkogel, bei der Schöntalspitze und beim Anstieg vom Lüssenstal Richtung Roter Kogel sogar extra Schneisen geschlagen, damit die Alternativen von den Skitourengehern auch angenommen werden. Die ersten Erfahrungen sind positiv, zeigen aber auch, dass hier und da noch etwas nachgearbeitet werden muss. Gerade bei der Schöntalspitze, bei der auf dem in alten

Blick vom Pirkkogel ins Schneetal und Richtung Inntal (links), das unter einem dichten Nebelmeer versteckt ist. Die Schneetalrunde ist für Lukas Ruetz einer der Höhepunkte des Sellrainer Skitourenangebots mit traumhaften Pulverschneeabfahrten und wahlweise Firn oder Pulver bei der Abfahrt vom Kreuzjoch (rechts).

© S. Herbke



Das Sellrain hat gleich mehrere Rosskögel zu bieten: den bekannten Zwieselbacher Rosskogel (siehe Seite 43) mit dem benachbarten Gleirscher Rosskogel oder den nördlich über Gries gelegenen Rosskogel (2649 m), der hier im ersten Morgenlicht leuchtet. Mit der teils über 40 Grad steilen nordostseitigen Kogelrinne ist er ein eher exklusives Tourenziel.

© J. Pfatschbacher

Alpenvereinskarten eingezeichneten Aufstieg über die Hänge nördlich des Schöntalbaches Schneehuhn und Auerhahn gestört werden, muss die neue Skitourenroute noch besser markiert werden. „Wir wollen nichts verbieten“, betont Melmer, „wir wollen lenken, wollen behilflich sein, dass die Leute a Gaudi haben und kein schlechtes Gewissen. Miteinander ist immer besser als gegeneinander.“

Natürlich weiß Luis Melmer aber auch, dass er und die anderen Betriebe im Sellrain längst von den Skitourengehern abhängig sind. „Durch den Liftabbau haben wir eine andere Gästeschicht bekommen. Die alten Stammgäste haben uns alle verlassen, Skitourengeher kamen, wir haben Lawinenkurse hier, der Alpenverein ist viel aktiver geworden und bietet viele Fortbildungskurse an. Und wir haben als Angebot einen Skitourenlehrpfad auf die ‚Lampsen‘ gebaut, sogar ein Lawinensuchfeld gibt es mittlerweile.“ Auch die Hütten leben von den Tourengehern. Bereits im Hochwinter herrscht auf der Potsdamer Hütte im langen Fotscher Tal mit dem Klassiker Roter Kogel und dem Nachbarn Auf Sömen Hochsaison, im Frühjahr kommen die beliebten Stützpunkte West-

falenhäuser mit dem Tourengebiet zwischen Winnebacher Weißkogel, Hohem Seebaskogel und Längentaler Weißem Kogel sowie die Pforzheimer Hütte im Gleirschtal dazu. Alle drei Hütten bieten Tourenmöglichkeiten für rund eine Woche. Dabei schätzen die Tourengeher die Bequemlichkeit eines komfortablen Standorts und starten von dort aus zu Tagestouren, nur wenige nutzen die Möglichkeiten von Durchquerungen, die es im Sellrain reichlich gibt.

Abgesehen von Klassikern wie dem Fotscher Express, der von Praxmar über Roten Kogel, Schafleger, Hoadl und Birgitzköpfl nach Mutters führt oder der bereits erwähnten Kraspesrunde finden Tourengeher mit einem geübten Blick zig Varianten, auf denen man Bekanntes ganz neu erleben kann und so abseits der vielbegangenen, fast immer gespurten Touren unterwegs ist. So könnte man vom Kühtai über die Kraspesrunde nach Haggen, dann über den Zwieselbacher Rosskogel zur Pforzheimer Hütte wechseln, dort über den Zischgeles nach Praxmar bzw. Lüsens gehen und schließlich über den Roten Kogel zur Potsdamer Hütte. Oder man geht von Lüsens auf die Schöntalspitze und steigt dort spannend ab zur Zischgen-



scharte, wobei kurze Felsstufen mit einem Drahtseil gesichert sind. Die Steilabfahrt zum Westfalenhaus ist bei Firn ein Traum. Über den Längentaler Ferner könnte man anderntags auf den Hinteren Brunnenkogel gehen und genießt dort zum krönenden Abschluss nach der Abfahrt vom Lüsener Ferner die riesigen Hänge der „Mauer“.

Am Lüsener Ferner wie auch an den anderen Gletschern im Sellrain sieht man deutlich den dramatischen Gletscherrückgang der letzten Jahrzehnte. „Am Lüsener Fernerkogel hat der Gletscher früher über die Kante runtergeschoben und hatte dort einen Gletscherbruch, den hast du umgehen müssen“, weiß Lukas Ruetz. „Jetzt kannst du einfach über die Kante laufen und stehst kurz darauf auf dem Gletscher.“ Einige kleine Gletscher des Sellrains sind bereits komplett verschwunden, andere, wie am Zwieselbacher Rosskogel, zu kleinen Eisfeldern zusammengeschrumpft. Allgemein lässt sich sagen, dass Spaltenstürze auf den Touren im Sellrain sehr unwahrscheinlich geworden sind. Selbst die Spaltenzone am Längentaler Ferner, die früher Aufmerksamkeit erforderte, ist verschwunden. Dafür wurden andere Touren anspruchsvoller, der Gipfelhang des Gleircher Fer-

nerkogels etwa ist deutlich steiler geworden oder die einst makellose Schneeflanke der Vorderen Grubenwand ist heute felsdurchsetzt. Für Lukas Ruetz aber kein Problem: „Früher hast vom Gipfel in einer geraden Linie abfahren können, heute musst halt ein paarmal queren.“

Abgesehen davon ist Lukas Ruetz überwiegend „verhältnisorientiert“ unterwegs, spricht: Je nach Schneelage und Jahreszeit sucht er sich die passenden Ziele aus. Erst im Frühjahr rückt daher für Lukas die Schneetalrunde mit Start am Pirchkogel und Abfahrt vom Kreuzjoch in den Fokus, für ihn einer der Höhepunkte des Skitourenangebots. „Im Bereich der Stamser Alm ist es im Winter total ruhig, obwohl man nicht weit weg vom Innental ist, da hört man immer die Raben schreien und im Herbst die Hirsche röhren. Nur am Wochenende sind einige Leute unterwegs, ansonsten siehst du hier keinen Menschen.“ Lukas schätzt die Möglichkeiten, die ihm seine Heimat bietet, und Luis Melmer ist stolz darauf, die Lifts an Lampenspitze und Zischgeles verhindert zu haben. Als Vorreiter des Sanften Tourismus sieht er sich dennoch nicht, „wir haben das Lüsenstal vor Überfremdung gerettet, wir haben das einzig Richtige gemacht.“

**Dank Seilbahnhilfe leicht erreichbar und entsprechend beliebt: Der Pirchkogel über dem Kühltal wird den ganzen Winter über gern bestiegen. Während die Abfahrt zurück ins Skigebiet meist pistenartig eingefahren ist, findet man im Schneetal häufig unberührten Pulverschnee.**

© S. Herbke

# Interview

*Der 23-jährige Lukas Ruetz aus St. Sigmund hat erst im Alter von 16 Jahren mit Skitouren angefangen, doch dafür umso intensiver. Obwohl er in Innsbruck studiert und nebenbei im elterlichen Betrieb hilft, kam er im letzten Jahr erstmals auf 300.000 Höhenmeter.*



© S. Herbig

## „Die Ziele gehen mir nicht aus“

**Stefan Herbke (SH)** » *Dein Vater ist begeisterter Bergsteiger und stand bereits auf zwei Achttausendern, dennoch hat es bei dir lange gedauert, bis du die Liebe zu den Bergen entdeckt hast.*

**Lukas Ruetz (LR)** » Bis ich 16 Jahre alt war, bin ich mit meinen Eltern eher widerwillig mitgegangen. Ich war ein total unsportliches Kind und bin viel im Haus gehockt. Nachdem ich allerdings Fotos von meinem Vater und seinen Touren angeschaut habe, wollte ich das auch. Und jetzt gehe ich wahnsinnig gerne in die Berge. Ich bin allerdings zu hundert Prozent winterlastig, meine ersten Skitouren mache ich Anfang/Mitte Oktober, in der Regel am Stubai Gletscher, und dann geht das bei uns im Sellrain oft bis Mitte Juni.

**SH** » *Was liebst du an den Sellrainer Bergen?*

**LR** » Wir haben zehn Seitentäler und in jedem findest du zehn bis zwanzig Touren. Selbst wenn ich jeden Tag eine andere Tour gehe, gehen mir die Ziele nicht aus. Außerdem gibt es bei uns im Sellrain nur einen Berg, der nicht mit Ski machbar ist, und das ist die Hohe Villerspitz. Klar sind viele extrem, aber du kannst mit entsprechendem Können alle mit Ski machen. Das sind rund 150 Gipfel, und ich glaube, das gibt es nicht so oft in den Alpen, wir haben einfach ein schönes Tourengebiet.

**SH** » *Viele Gipfel sind alles andere als ein Geheimtipp. Ist es dir nicht zu voll?*

**LR** » Nein, auf keinen Fall. Das sind vielleicht zwei Hände voll, und der Rest wird kaum begangen, aber das weiß natürlich nicht jeder. Andererseits merke aber auch ich, dass es jedes Jahr mehr Tourenger werden. Wenn ich die Erzählungen von meinem Vater hör, dass er unter der Woche am Rietzer Grießkogel um 9 Uhr gestartet ist und dann noch Spuren musste, das gibt's heute nicht mehr.

**SH** » *Was bedeuten Skitouren für dich?*

**LR** » Heimat. Du lernst dabei deine Heimat wahnsinnig gut kennen. Und dann natürlich die Ruhe, die Zeit zum Nachdenken und die Freiheit. Wenn ich in der Uni sitze und die Hörsäle haben keine Fenster, da kommst du dir regelrecht eingesperrt vor. Wenn ich dann alleine auf einem Gipfel stehe, genieße ich das Freiheitsgefühl.

**SH** » *Im Jahr 2015 haben sich deine Touren auf stolze 300.000 Höhenmeter summiert. Du bist extrem schnell unterwegs und wärst bei Skitourenrennen sicher vorne dabei.*

**LR** » Ich mache keine Wettkämpfe, aber der Trainingsgedanke ist sicher dabei. Wenn du im Frühjahr weite Sachen machen möchtest, dann ist das natürlich hilfreich. Du

kannst halt keine 4000-Höhenmeter-Skitour machen, wenn du im Winter nur zehn Skitouren gegangen bist. Natürlich geht es auch um Zeit und Höhenmeter. Aber eher unter dem Gesichtspunkt, das ich weiß, wie weit ich gehen kann, wie weit mich meine Füße tragen. Es ist jedoch kein Zwang dahinter, wenn ich nicht mag, dann gehe ich nicht.

**SH** » *Wie kamst du dazu, dass du über deine Touren in einem Blog ([www.lukasruetz.at](http://www.lukasruetz.at)) berichtest?*

**LR** » Ein Freund von mir hat mit einem Blog angefangen, und da habe ich mir gedacht, das probier ich jetzt auch. Das Ganze hat mir gut gefallen und ist immer größer geworden. Mittlerweile habe ich die Seite ausgebaut mit Gletschervergleichen und Informationen zur Herkunft der Namen der Sellrainer Berge. Im Grunde ist der Blog wie ein persönliches Tourenbuch. Es ist ganz lässig, wenn du nach ein paar Monaten die alten Artikel mal durchschaust, das ist ganz was anderes, als wenn die Fotos wie eine Karteileiche auf dem Computer verschwinden.

**SH** » *Im Blog gewinnt man schnell den Eindruck, dass du überwiegend allein unterwegs bist.*

**LR** » Das hat in erster Linie mit der Zeiteinteilung zu tun. Unter der Woche finde ich kaum einen, der mitgehen kann. Andererseits gibt es aber auch nur wenige, die technisch und konditionell mithalten können. Außerdem mag ich die Einsamkeit im Sinne von allein sein. Aber ich fühle mich nicht einsam, es taugt mir einfach, allein unterwegs zu sein.

**SH** » *Was sind denn deine Lieblingstouren?*

**LR** » Ich bin zu hundert Prozent verhältnisorientiert unterwegs. Den Zwieselbacher gehe ich immer, wenn ich sonst nicht weiß, was ich machen soll. Extrem gern gehe ich im Frühjahr den Gleirscher Fernerkogel, der ist zwar extrem lang und beim Anstieg durch das Gleirschtal sehr flach, aber hinten ist es interessant, auch weil du dort meistens alleine bist. Bei Pulverschnee gehe ich gerne die Schöntalspitze. Skifahrerisch und landschaftlich steht für mich der Lüsener Fernerkogel an erster Stelle. Der Berg schaut aus wie das Matterhorn Nordtirols, du hast einen super Ausblick auf die Stubai Gletscherwelt, die „Mauer“ ist einfach skifahrerisch wunderschön, der Blockgrat vom Skidepot rundet die Tour super ab, und dann stehst du auf einem der höchsten Gipfel hier.

**SH** » *Gibt's noch Gipfel, auf denen du nicht oben warst?*

**LR** » Von den insgesamt um die 150 Gipfeln im Sellrain fehlen mir nur noch drei: der Vordere Brunnenkogel, die Berglaspitze und die Hintere Grubenwand.



# Jeder Schritt ein Abenteuer

Klettern in den Kalkkögeln

>> **Heinz Zak (Text und Bilder)**

*Das traditionsreiche Innsbrucker Klettergebiet ist eher berüchtigt als berühmt. Seit man lieber gut gesichert schwere Züge zieht, war es recht still geworden in den „Nordtiroler Dolomiten“.*

*Dank einiger Neuzugänge und Routensanierungen scheint dort nun ein frischer Wind zu wehen.*

*Jedenfalls muss man beim Klettern in den „Kögeln“ nicht mehr Kopf und Kragen riskieren.*

*Oder jedenfalls nicht ganz ...*

## Ein genialer Klettertag

Mit meinem Freund Markus Plattner schlendere ich langsam von der Adolf-Pichler-Hütte auf die im Schatten liegenden Türme und Wände zu. Geheimnisvoll und zauberhaft brechen sich Lichtstrahlen der dahinter liegenden Sonne an den zackigen Graten und stolzen Nadeln. Ein Bild, das uns seit über vierzig Jahren wohl bekannt und immer wieder mit dem angenehmen Gefühl verbunden ist, „zu Hause“ unterwegs zu sein. Hier haben wir als Buben mit dem Klettern angefangen, hier haben wir wilde und zum Teil lebensgefährliche Abenteuer erlebt, die uns das ganze Leben verbinden werden. Heute ist wieder einer dieser Tage, wo es nicht darum geht, an die Grenze zu gehen, sondern ruhig und mit Vorsicht zu klettern, sanft die Griffe und Tritte zu belasten und geschmeidig wie eine Katze nach oben zu schleichen. Hier in den Kalkkögeln geht es auch darum, auf den Fels zu hören. Ein vorsichtiges Klopfen an einen Griff oder eine große Schuppe kann ganz verschiedene Töne produzieren und beruhigend oder sehr beängstigend klingen.

Mittlerweile haben wir die flachen, mit Almosen geschmückten Böden verlassen und steigen in langen, flachen Serpentinien durch das große Schuttkar hinauf Richtung AK-Scharte. Knapp unterhalb der Scharte erreichen wir an schwach ausgeprägten Tritts Spuren eine steile, mit Schutt gefüllte Rinne und queren diese zum Vorbau hinüber. Lockere Steine rutschen dabei langsam die Rinne hinunter, Staub mit leicht schwefeligem Geruch steigt auf, die kleine Steinlawine rieselt noch gemächlich weiter nach unten. Nach dem kurzen Vorbau sitzen wir auf einem waagrechtten Band in der Sonne, jausnen noch gemütlich, bevor wir uns in die Standbohrhaken unserer Route klinken. Erst vor wenigen Tagen haben wir sie erstbegangen und heute wollen wir sie rot-punkt klettern.

Vorsichtig steige ich auf die etwas hohl klingende Schuppe und klettere langsam in die leicht überhängende Wand. Einfach genial, wie versteckt hier manchmal die Griffe und Tritte sind. Alle drei bis fünf Meter sitzt ein sicherer Bolt und so genieße ich die luftige, abwechslungsreiche Kletterei in bestem Fels. Wahnsinn – und das hier in den Kalkkögeln! Auch Markus schafft heute die schwierige Stelle und freut sich sehr. Nach einer

weiteren ebenso ausgesetzten und schönen Seillänge sitzen wir auf dem altbekannten „Ringband“, entlang dem wir zur AK-Scharte queren könnten, und freuen uns gewaltig, auch wenn unsere neue Route nur zwei Seillängen hat.

Die „Kögel“, so nennen die Einheimischen das Gebiet, waren und sind heute noch ein kleines, um nicht zu sagen unbedeutendes Klettergebiet – verglichen mit den großen Wänden der Dolomiten oder des Wilden Kaisers. Aber die Kalkkögel waren seit Anbeginn der klettertechnischen Erschließung ein Spielplatz der Innsbrucker Kletterelite. Legendäre Freikletterpioniere wie Matthias Rebitsch oder Hermann Buhl hinterließen dort ihre Spuren und damals hieß es, wer in den Kögeln klettern kann, kann überall klettern!

## Es gibt keinen brüchigen Fels – nur schlechte Kletterer

Dabei lag die wirkliche Schwierigkeit der alten, berühmten Routen weniger in der klettertechnischen Schwierigkeit als vielmehr in der Gefährlichkeit des Geländes: brüchiger Fels und unzulängliche Sicherungsmöglichkeiten durch wenige, schlecht sitzende Haken. So wundert es nicht, dass bis heute folgendes Urteil über die „Kögel“ in der Literatur herumgeistert: *„Die Kalkkögel sind gleichermaßen bekannt als auch gefürchtet. Manche Routen sind tatsächlich von haarsträubender Kühnheit. Einige Routen sind verwegene Denkmäler der Kletterkunst im brüchigen Fels.“*

Über viele Jahre hat die Erfahrung gezeigt, dass in den Kögeln immer wieder nur die gleichen, eben halbwegs festen und schönen Routen geklettert wurden: der Melzerriss in der Nordwand der Marchreisenspitze, der Rampenweg an den Schlicker Zinnen, der Millerriss am Nordturm, der Gebhardtweg am Steingrubenkogel, die Nadelsockelkante oder die „Fi-Fo“ und die „Auckenthaler“ an der Kleinen Ochsenwand sowie der Frenademetzweg und der Plattenweg am Nordeck und das „Fliegerbandl“ an der Riepenwand. Und das war's dann auch schon mit den alten „beliebten“ Klassikern.

Viele dieser Klassiker beinhalten den für die Kögel so typischen Routenverlauf: Zustieg über Schotterreise, dann über einen schrofigen Vorbau zum Einstieg auf einem Schuttband. Nun variabel entlang eines Risses, Kamins oder einer Verschnei-

Eine Freundschaft fürs Leben: Heinz Zak bei der Erstbegehung von „Friends For Life“ (6+) im steilen, griffigen Fels der Kleinen Ochsenwand.



**Zum Staunen und Gruseln: Markus Plattner am alten Standplatz der „FiFo“ (Fischer-Fohringer) in der Kleinen Ochsenwand. Der abgerostete Haken (rechts) ist beim Sanieren der Route sofort abgebrochen.**

dung hinauf auf ein weiteres Schuttband, Querung hin oder her, dann brüchiger Ausstieg auf den Gipfel. Abstieg über steile, brüchige Schrofen in eine steile Rinne und weiter hinab in Schuttrinne und ins Schuttkar. Klingt nicht so verlockend – ist aber ein echt abwechslungsreiches und interessantes Programm, das zumindest wir sehr lieb gewonnen haben.

Die wirklich schwierigen und gefürchteten Routen in der Riepenwand wie etwa die Riepenverschneidung (Schmidhuber/Pfeifer 1930), die Westwand (Auckenthaler/Schmidhuber 1933), die immer nasse „Rebitsch/Loserth“ oder die „Bachmann/Kettner“ mit der ungesicherten Wandstelle wurden nur von wenigen Gebietskennern wiederholt. Mitte der 1970er-Jahre kamen dann neue Routen einer neuen Generation von Kletterern: Reinhard Schiestl, Michl Wolf und Robert „Robi“ Purtscheller zeigten mit ihren Routen „Crimson“ und „Super Crimson“ an der berühmten Riepenwand, wo die Latte des kühnen Kletterns lag. Ihre Bewertung der Routen fiel mit „sechs oder so“ ziemlich „logga“ aus.

Aus heutiger Sicht kann man sagen: Wer gern risikoreich klettern will, sollte sich lieber in viel berühmteren Routen die Zähne ausbeißen! Die Routen werden nur noch hin und wieder von absoluten Gebietsliebhabern geklettert. Anfang der Achtzigerjahre begann Andi Orgler mit der Erschließung vieler neuer Routen in den Kögeln. Risikoreiches Klettern in brüchigem Fels, teils frei, teils technisch und nur mit Normalhaken gesichert, war seine Domäne. Andi war ein wahrer

Spezialist im Anbringen von Sicherungen: In den unmöglichsten Stellen hat er oft lange herumgebastelt, um einen Sicherungspunkt anzubringen. Zeitgleich trat das moderne Sportklettern seinen Siegeszug an, und so kam es, dass sich kaum Kletterer für Routen à la Orgler begeisterten und die Kalkkögel grundsätzlich in einen Dämmerenschlaf trifteten. Es interessierte sich einfach keiner mehr für das Klettern in diesem „Bruchhaufen“.

### „Friends For Life“ – die Frucht des Sanierungskonzepts

Im Frühjahr 2008 fand unter der Leitung von Michael Larcher, dem damaligen Leiter der Abteilung Bergsport im Österreichischen Alpenverein, ein beinahe legendäres Treffen statt. Angeregt worden war dieses Treffen von der Pächterin der Adolf-Pichler-Hütte, Brigitte Parson. Brigitte meinte, sie würde gern das Klettern in den Kalkkögeln wieder attraktiver machen, und schlug vor, einige der klassischen Routen zu sanieren, gegebenenfalls auch mit Bohrhaken. Es war eine große Runde, die sich da traf. Viele alte Kletterer aus den Kögeln waren da, jeder sagte seine Meinung zum Thema und abschließend fasste Michael Larcher zusammen: „Gut, wir haben alle Stimmen und Argumente gehört. Die Abstimmung ist 18:2 (!) für eine Sanierung ausgegangen, also machen wir das auch!“

Wir legten fest, wer welche Route sanieren würde. Markus Plattner, mein Freund und erster Kletterpartner in den Kögeln, und ich meldeten uns für unsere alte Lieblingstour „Fischer-Fohr-“



ger". Beim Klettern und Sanieren laut Plan schauen wir immer wieder einmal in die glatte Wand neben der Route und kamen zur gleichen Meinung: Neben den Rissen ist die Felsqualität wesentlich besser und schaut so gut aus, dass wir uns das einmal näher anschauen müssen! Gesagt, getan. Wenige Tage später standen wir am Einstieg. Für uns war klar, dass wir die Route von unten, aber mit Bohrhaken gesichert erstbegehen wollten. Trotzdem war die Erstbegehung ganz schön spannend. Der Fels war widerspenstig in Bezug auf Sicherungen. Also kletterte ich mit der Bohrmaschine im Vorstieg und bohrte oft aus der Kletterstellung, manchmal hing ich nur an einem Skyhook. Später kletterten wir die Route im oberen sechsten Grad rotpunkt und nannten sie – als gutes Omen für unsere gemeinsame Zukunft und Vergangenheit – „Friends For Life“!

Es gab einige wenige kritische Stimmen aus dem alten traditionellen Kletterlager, allen voran der ewige Bohrhakengegner Otti Wiedmann, aber die Anzahl der plötzlich wieder auftauchenden Kletterer gab uns recht. Und die, die klettern gingen, lobten die Route. Markus und ich waren uns sicher, dass „Friends For Life“ der Startschuss für eine neue Kletterepoche in den Kögeln sein würde. Später haben wir dann auch den Plattenweg am Nordeck saniert – jetzt eine gut gesicherte, herrliche Plattenkletterei in gutem Fels. Andere Klassiker wie der Gebhardtweg am Steingrubenkogel und die „Auckenthaler“ an der Kleinen Ochsenwand wurden ebenfalls sehr zurückhaltend saniert.

### Eine neue Kletterepoche

In meinem alten Freund Wolfgang Falkner fand ich den idealen Partner für die nächsten drei Erstbegehungen. Wolfi war ein Kögel-Liebhaber und begeistert von der Idee, Erstbegehungen zu machen, die auch andere Kletterer gern klettern möchten. Wir kamen nämlich wieder gern in unsere früheren Hausberge. In den senkrechten und kompakten Felszonen konnten wir richtig schöne Routen finden. Steile, abwechslungsreiche Kletterei in gutem Fels. Hin und wieder sind auch etwas brüchige Passagen dabei, aber da muss man eben sauber klettern. „Freigeist“ hat vier ausgesprochen gute Seillängen: Die erste Länge im Grad 8–/8 ist eine kompakte, 45 Meter hohe Platte; der Fels ist so gut, dass man in den Drei Zinnen kaum etwas Besseres finden wird. Die zweite Länge ist „originell“, die dritte ausgesetzt und luftig und die vierte Länge supersteil und etwas heikel. Unser Original-Ausstieg an „El Schuppo“, einer locker an der Wand klebenden, riesigen Platte, will überdacht sein. Wer keine Lust darauf hat, kann aber gut nach links ausweichen.

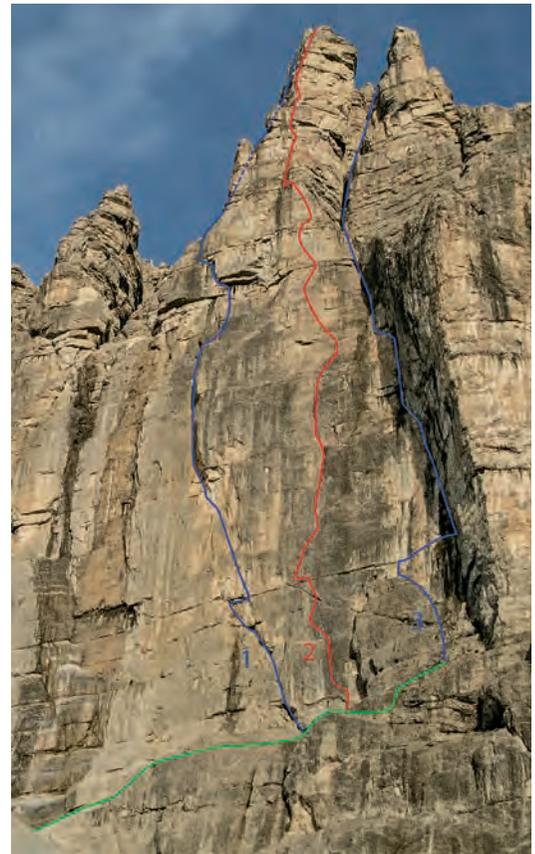
Bei all unseren Aktionen unterstützte uns Brigitte herzlich mit allem, was sie auf der Hütte hatte, angefangen von selbstgebackenem Brot, Kuchen und Käse bis hin zum abendlichen Bier. Apropos abendlich: Als wir eines Abends wieder aus einer Erstbegehung zurück zur Hütte kamen, bot sich uns ein Bild, das man hier wahrscheinlich die letzten 30 Jahre nicht gesehen hatte: Vier junge Kletterer saßen auf der Terrasse in der Abendsonne. Brigitte und Mike waren natürlich auch dabei.

Andere Zeiten, andere Sitten: Wolfgang Falkner 2012 mit der Bohrmaschine im Vorstieg bei der Erstbegehung von „Herzblut“ (8+) in der Riepenwand.

Links: Heinz Zak 1974 mit Felshammer und schweren Bergschuhen am Karwendlerturm. Das eiserne Bett, das samt Nachtkastl und Nachttischlampe (links im Bild) jahrzehntelang auf diesem Felsturm stand, ist längst Geschichte.



**Voller Einsatz gefordert: Heinz Zak in „Herzblut“.** Die Route (rote Linie) zieht in der Falllinie über den linken großen Pfeiler der Riepenwand. Links davon der „Riepenpfeiler“, rechts die Nordwestverschneidung.



Wand unternommen. Uns beiden war klar, dass wir in dieser geschichtsträchtigen Wand nicht eine Spaßroute, sondern etwas Anspruchsvolles hinterlassen wollten. Wir waren mittlerweile ein super eingespieltes Team. Ich wusste, dass ich mich voll auf Wolfi verlassen konnte und dass er genauso sein Allerbestes im Vorstieg geben würde. Gleich zu Beginn wurde uns klar, dass die Riepenwand ein anderes Kaliber war als unsere anderen, vergleichsweise gemütlichen Routen. Der Fels war extrem abweisend, kompakt und trotzdem hinterlistig brüchig. Man sah es den Griffen und Tritten manchmal leider gar nicht an, dass sie einer Belastung nicht standhalten wollten. Im Vorstieg in diese blanke Wand hinaufzuklettern – wo nicht schon von oben herunter eine schöne Hakenlasche glänzt – ist in diesem Gelände verdammt nervenaufreibend. Da rauchte uns immer wieder so richtig der Kopf, als Vorsteiger – und auch als Sichernder! Manchmal konnte ich Wolfi fast nicht mehr zuschauen. Die gefährlichen Situationen kamen wie aus dem Nichts heraus. Einige Meter über den letzte Bohrhaken hinauszuklet-

Mit uns waren wir dann sechs aktive Kletterer, die sich gut unterhielten und ein Bier miteinander tranken. Die anderen hatten gerade Routen von Wolfi und mir geklettert und freuten sich darüber. Einer meinte dann: „Man kann schon sagen, dass ihr sozusagen die Renaissance des Kletterns in den Kögeln eingeleitet habt!“

### Die „Magic Line“ der Kalkkögel

Wer als Kletterer unter der Riepenwand steht, wird sich vielleicht fragen, was er hier verloren hat. Die Wand schaut sehr düster, wild und beinahe Angst einflößend aus – die Atmosphäre unter den Nordwänden der Drei Zinnen ist dagegen richtiggehend freundlich! Als Wolfi und ich das erste Mal dorthin gingen, fielen mit dumpfem Dröhnen noch Felsbrocken aus dem Bereich des großen Felssturzes herab. Knapp links unserer geplanten Linie war im Sommer 2010 in 250 Metern Höhe ein großer Teil des Pfeilers weggebrochen. Gewaltige Trümmer liegen seither am Fuß der Schotterreise unterhalb der Wand. Wolfi hatte bereits 2007 mit Victor Gruber einen ersten Versuch in der

Da muss der Kopf frei sein und die Form passen: Wolfgang Falkner in der brüchigen Ausstiegslänge von „Freigeist“ (8–/8) in der Kleinen Ochsenwand.

tern, war oft spannend, aber die richtige „Action“ startete mit der Notwendigkeit, irgendeine Position zum Bohren des nächsten Hakens zu finden. Wenn es blöd läuft, fällt man da gleich mal 10 bis 15 Meter runter – und mit der Bohrmaschine am Gurt oder in der Hand ist das ziemlich gefährlich. Oft war der Fels so zweifelhaft, dass wir uns nirgendwo mittels eines Skyhooks fixieren konnten und darum den Bohrhaken aus der Kletterstellung setzen mussten. Da hieß es dann, sich mit einer Hand festhalten, mit der anderen bohren. Und da rinnt die Sanduhr der Kraft dann schnell Richtung null.

Vom Standplatz aus feuerten wir den anderen immer so richtig an. Wir brauchten für diese Erstbegehung mehrere Tage, über den Sommer verteilt. Manchmal, wenn wir gemeinsam am Standplatz saßen, stellten wir uns die Frage, die wir alle kennen: „Warum tun wir uns das eigentlich an?“ Es gibt viele Erstbegehungen, in denen man richtig Spaß haben kann. In dieser ging es mehr um die Verwirklichung eines Traumes. In der gefährlichen Ausstiegseillänge kämpfte sich Wolfi „am letzten Hemd“ über einen brüchigen Überhang, den man nicht absichern konnte. Ein Sturz könnte da schwere Folgen haben! Nach der Rotpunktbegehung in Wechselführung am 24. September 2012 fiel uns am Ausstieg ein richtiger Stein vom Herzen. Geschafft! Wir diskutierten über den Namen für unsere Route. „No Country For Old Men“ – wir beide klettern ja in der Liga 50 plus – hätte uns auch recht gut gefallen. Letztendlich fanden wir den perfekten Namen: „Herzblut“. Nur mit diesem Wort konnten wir unseren Einsatz erklären.

### Frischer Wind

Wenn man zurückschaut auf die Entwicklung des Kletterns in den Kalkkögeln, kann man sagen, dass mit den neuen, dennoch keineswegs plaisiermäßig eingebohrten Routen der Zustrom von Kletterern wieder deutlich zugenommen hat. In der Zeit von 1980 bis 2008 waren so gut wie keine Kletterer unterwegs. Die wenigen neuen Touren werden laut Kommentaren im Tourenbuch der Adolf-Pichler-Hütte durchaus gelobt und es werden fast ausschließlich nur noch diese Touren geklettert. Diese Entwicklung ist das treffendste Argument gegen die alten Bohrhakengegner – und für die Zukunft der Kalkkögel.







# BergFokus

Bergwandern von seiner schönsten Seite; der obere Teil des Fußwegs zur Potsdamer Hütte im Sellrain. **Wege und Steige** wie diese – von Menschen für Menschen (und nicht für Maschinen) gemacht – sind ein wesentlicher Faktor der Lebens- und Erholungsqualität in den Alpen und durchaus nicht selbstverständlich. Den breiten Fahrweg zur Hütte zeigt das Bild nicht.

# Wo ein Wille, da ist bald ein Weg

Der Aufbau des Alpenvereinswegenetzes bis 1914

>> **Florian Ritter**

*Auf Wanderungen treten wir es mit den Füßen. Wir gehen einfach über es hinweg. Und seine Existenz ist für uns so selbstverständlich, dass wir sie gar nicht in Frage stellen. So gesehen ist es eine ziemlich undankbare Rolle, die wir dem Alpenvereinswegenetz zumuten. Dabei ist das alpine Wegenetz in den Ostalpen in seinem Umfang und seiner Dichte weltweit wahrscheinlich einzigartig und hat eine bewegte Entstehungsgeschichte hinter sich.*



## Der zaghafte Beginn

Heute gehört das Wegenetz zum Alpenverein wie das Edelweiß, die rot-weiß-roten Fensterläden und die mit *Fußende* beschrifteten Bettdecken. Das war aber nicht immer so: Der 1862 in Wien gegründete Oesterreichische Alpenverein (OeAV) hatte zwar laut Statuten das Ziel, die „Liebe zu den Alpen zu fördern und ihre Bereisung zu erleichtern“, verstand darunter aber vor allem ihre wissenschaftliche Erforschung. Den Bau von Wegen und Hütten zur praktischen Erschließung der Berge wollte man lieber engagierten Privatpersonen aus dem eigenen Kreis, Einheimischen oder den zuständigen Behörden überlassen. Da diese Strategie aber kaum Resonanz fand, wurden in den ersten Jahren der Vereinsgeschichte fast keine Bergwege gebaut – und wenn, dann auf Initiative und mit finanzieller Förderung einzelner Mitglieder.

Diese Zurückhaltung bei den praktischen Tätigkeiten war aber ebenso wenig im Sinn aller Mitglieder wie die zentralistische Vereinsstruktur. Diese internen Differenzen führten zunächst zu einem Reformversuch und nach dessen Scheitern zur Gründung des Deutschen Alpenvereins (DAV) durch einige ehemalige Mitglieder des OeAV im Jahr 1869. Der DAV setzte auf ein anderes Organisationsmodell, das auf eigenständigen Sektionen basierte, und bestimmte die praktische Arbeit in den Bergen zu einem seiner Schwerpunkte. Schon in den frühen 1870er-Jahren errichteten die Sektionen des DAV zahlreiche Wege und Hütten, womit die eigentliche Erschließungstätigkeit der alpinen Vereine in den Ostalpen begann.

Nur wenige Jahre nach der Gründung des DAV beschlossen die beiden Vereine, sich (wieder) zu vereinigen. 1874 verschmolzen sie zum Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein (DuOeAV), der als gemeinsamer Verein bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs bestand. Gleichzeitig setzte ein Boom an Hütten- und Wegebauten ein, der bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs anhielt. In diesen 40 Jahren schufen die Alpenvereinssektionen im Wesentlichen das alpine Hütten- und Wegenetz, auf und in dem wir heute noch unterwegs sind.

Am Beginn der Erschließungstätigkeit in den 1870er-Jahren wollten die Sektionen mit ihren Hüttenneubauten hauptsächlich die Besteigung bereits beliebter Gipfel und bekannter Aussichts-

berge erleichtern. Dementsprechend bauten sie zunächst Zustiegswege zu diesen neu errichteten Schutzhütten, sofern es nicht ausreichte, bestehende Almwege auszubessern. Nach Eröffnung einer Hütte errichtete man dann in der Regel zunächst einen Steig zum jeweiligen Hauptgipfel, später auch zu anderen Zielen in der Nähe. Auf diese Weise entstanden lokal begrenzte Wegenetze, die man treffender als *Wegansammlungen* rund um die vorhandenen Stützpunkte bezeichnen kann. Ein Wegenetz im engeren Sinn war in dieser ersten Phase aber noch nicht vorhanden, weil diese lokalen Wegansammlungen untereinander kaum verbunden waren.

## Ein Weg, ein Weg, ein Wegenetz

Mit der steigenden Anzahl an Hütten ging die Entwicklung in eine zweite Phase über, in der sich die Sektionen allmählich auch Hüttenbauten in weniger bekannten Berggebieten widmeten. Gleichzeitig begann man damit, Hütten auf mehreren Seiten bekannter Berge zu errichten. Während es in den ersten Jahren der Erschließungstätigkeit noch darum gegangen war, für die wichtigsten Gipfel je einen Stützpunkt zu schaffen, war nun bereits das Ziel, diese Berge über verschiedene Routen besteigen zu können. Die fortschreitende Erschließung der großen Alpentäler mit Eisenbahnen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der beginnende Bau von Straßen über Pässe unterstützten diese Entwicklung. Auf diese Weise wurden ursprünglich nur schwer zugängliche Gebiete für Touristinnen und Touristen erreichbar.

Parallel zur Erschließung neuer Gebiete mit Hütten, bauten die hüttenbesitzenden Sektionen die lokalen Wegenetze in ihren Arbeitsgebieten immer stärker aus. Von den bereits bestehenden Hütten aus erschloss man nun auch weniger bekannte Gipfel und errichtete Verbindungswege zu Nachbarhütten. Spätestens ab den 1890er-Jahren wurde außerdem beim Bau neuer Hütten die Hauptzahl der umliegenden Wege gleichzeitig mit der Hütte errichtet. Auf diese Weise entwickelte sich in Folge der fortschreitenden, mehr oder weniger flächendeckenden Erschließung der Ostalpen mit Schutzhütten auch das zusammenhängende Wegenetz. Anders ausgedrückt hat der Alpenverein primär ein *Hüttennetz* errichtet, aus dem das Wegenetz entstand.

Wanderer bei der Rast, um 1900.

© DAV-Archiv/ Foto: E. Albrecht



### Die Suche nach dem „Kerngeschäft“

Anfangs engagierten sich die Alpenvereinssektionen für ganz unterschiedliche Erschließungsprojekte. So war der Bau von Wegen zu Aussichtspunkten und durch Klammern ebenso beliebt wie das Anlegen von Wanderwegen in Talnähe. Gegen Ende der 1870er-Jahre setzte sich allmählich die Auffassung durch, dass der Alpenverein nur dort

rühmtes, aber ebenso umstrittenes Projekt war der Bau der Glocknerstraße von Heiligenblut bis zum Glocknerhaus, deren Planung und Bau 15 Jahre dauerten. Ihre Eröffnung 1908 markierte schließlich auch eine Wende in der Haltung des Alpenvereins gegenüber Straßenbauten, der danach keine derartigen Projekte mehr unterstützte.

---

*„Im Anfang war man zufrieden, überhaupt einen Weg auf den Gipfel gefunden zu haben, sodann suchte man den besten und bequemsten Weg zu erkunden und heute müht man sich, alle nur möglichen Wege herauszufinden und zu begehen.“*

Johannes Emmer, 1894<sup>1</sup>

---

Wege bauen sollte, wo das nicht durch andere geschah. Die Betreuung der talnahen Wege übernahmen daraufhin vielfach Verschönerungsvereine, die Vorläufer der heutigen Tourismusverbände.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts setzte sich der Alpenverein auch für Straßenbauprojekte in den Alpen ein oder trieb diese selbst voran, wie z. B. die Schnalstal- und die Suldenstraße. Ein be-

### Der „Übergang zum Luxus“

Bezüglich der Qualität der Wege galt zu Beginn der Erschließungstätigkeit im Alpenverein das Motto: „Wenn nur überhaupt ein Weg da war, so war er ‚gut genug‘“<sup>1</sup>. Ausgenommen davon waren die Hüttenzustiege, bei denen schon in den 1870er-Jahren Wegverbesserungsarbeiten dokumentiert sind – wahrscheinlich weil für Lastentransporte eine gewisse Wegqualität entscheidend war.

Ungefähr ab den 1880er-Jahren nahm man aber beim Bau neuer Wege „schon Rücksicht auf das grosse Publikum [...], welches Bequemlichkeit wünschte.“<sup>2</sup> Auch bereits vorhandene Wege wurden allmählich verbreitert und bequemer ausgebaut. Diese Qualitätsanhebung des Wegenetzes ging mit einer ebensolchen Entwicklung bei den Hüttenbauten einher, die ab dieser Zeit ebenfalls behaglicher eingerichtet und immer häufiger

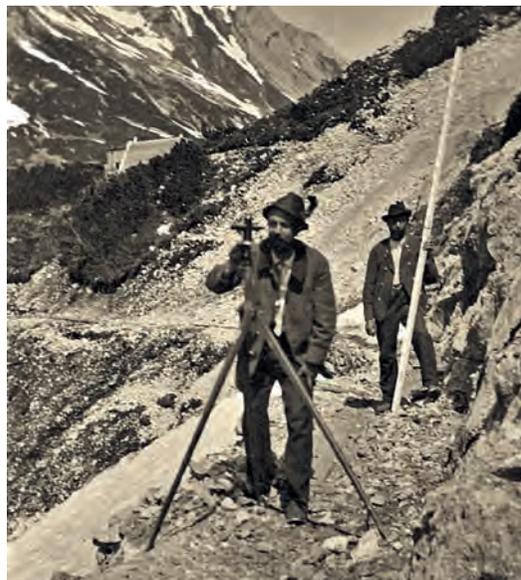
---

<sup>1</sup> Emmer, Johannes: Beiträge zur Geschichte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in den Jahren 1895–1909, in: Zeitschrift DuOeAV 40, 1909, S. 319–368, S. 320.

---

<sup>1</sup> Emmer, Johannes: Geschichte des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, in: Zeitschrift DuOeAV 25, 1894, S. 177–438, S. 231.

<sup>2</sup> ebd., S. 232.



Wegebau- und Vermessungsarbeiten beim Bau des Karwendelhauses, um 1907.

© DAV-Archiv

auch bewirtschaftet wurden. Ab dem Ende der 1880er-Jahre stellt Johannes Emmer, langjähriger Generalsekretär des Alpenvereins, dann einen „Übergang zum Luxus“ fest und kritisiert, dass mittlerweile auf allen Wegen ein „promenadenmässiger Charakter“<sup>3</sup> gefordert würde.

### Höhenwege als Modetrend

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte die Anzahl der Alpenvereinshöfen in den Ostalpen eine gewisse Dichte an Höfen erreicht, so dass immer mehr Übergänge von Hütte zu Hütte möglich wurden. Infolgedessen entwickelte sich ein neuer Trend: der Bau von Höhenwegen, die sich „stundenweit in der wilden Öde der Hochregion über Kämme und Gipfel“ als „alpine Spaziergänge“<sup>4</sup> dahinzogen. Besonders berühmt für ihre Höhenwege waren damals die Allgäuer Alpen: „Die Allgäuer Berge sind heute von einem Netze wohlgepflegter Höhenwege überzogen, wie keine zweite Gruppe in den Ostalpen. [...] Von Hindelang und Tannheim im Norden kann man, zum Teil sogar auf Parallelwegen, zumeist auf oder neben dem 36 km langen Kammscheitel die ganze Gruppe bis zur Quelle der Bregenzer Ache durchwandern.“<sup>5</sup>

<sup>3</sup> ebd.

<sup>4</sup> ebd., S. 340.

<sup>5</sup> Moriggl, Josef: Ein Halbjahrhundert Alpenverein - Hütten- und Wegebau, in: Zeitschrift DuOeAV 50, 1919, S. 46–76, S. 55.

Bis zum Ersten Weltkrieg errichteten die Alpenvereinssektionen zahlreiche solcher Höhenwege. Die meisten davon lagen aus topografischen Gründen in unvergletscherten Gebirgsgruppen. Weil der Bau von Höhenwegen oft die finanziellen Möglichkeiten einzelner Sektionen überstieg, entstanden sie häufig als Gemeinschaftsprojekte zwischen den hüttenbesitzenden Sektionen und solchen ohne eigenes Arbeitsgebiet.

### Rasante Entwicklung bis 1914

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren die Ostalpen bereits vollständig „mit einem Wegenetz überzogen, welches auch den höchsten Anforderungen entsprechen kann.“<sup>6</sup> Gleichzeitig kam der Sommertourismus auf und die Mehrzahl der Alpenvereinshöfen wurde allmählich von unbewirtschafteten auf bewirtschaftete Stützpunkte umgestellt. Die Mitgliederanzahl des Alpenvereins verdreifachte sich zwischen 1894 und 1914 von 30.000 auf 100.000 und die Sektionen bauten das Hütten- und Wegenetz sowohl qualitativ als auch in seinem Umfang weiter intensiv aus.

Begünstigt wurde das durch eine verstärkte finanzielle Unterstützung der Wegebauprojekte durch den Gesamtverein. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg erreichte die Bautätigkeit ihren Höhepunkt: Alleine in den Jahren 1911 bis 1913 wur-

<sup>6</sup> Emmer, Geschichte DuOeAV, 1894, S. 231.

## Beispielhaft: Die Erschließung der Sella durch die Sektion Bamberg

Der Aufbau des Wegenetzes in der Sellagruppe (Dolomiten) ist ein typisches Beispiel dafür, wie Alpenvereinssektionen gegen Ende des 19. Jahrhunderts neue Arbeitsgebiete erschlossen. Ausgehend vom Bau einer Hütte errichtete die Sektion Bamberg dort innerhalb von sechs Jahren den Großteil des noch heute bestehenden Wegenetzes.

### Ausgangspunkt Bamberger Hütte

Auf Vorschlag des Zentralausschusses des DuOeAV übernahm die Sektion Bamberg 1893 nur wenige Jahre nach ihrer Gründung die Aufgabe „auf dem Pisciaduplateau in der Sellagruppe eine vorerst nicht bewirtschaftete Unterkunftshütte zu errichten, um so die Besteigung des Boé, sowie mehrerer anderer Gipfel dieser Gruppe zu erleichtern.“<sup>1</sup> Zu diesem Zeitpunkt dürfte die Sellagruppe praktisch unerschlossen gewesen sein.

Primäres Ziel war also, einen Stützpunkt für den Hauptgipfel zu errichten und nicht ein Wegenetz zur Erschließung der gesamten Gebirgsgruppe aufzubauen. Die Lage der Hütte am Schnittpunkt der die Sella durchschneidenden Täler wurde so gewählt, dass sie im Zentrum des neu entstehenden Wegenetzes liegen würde. Dadurch konnte sie als Ausgangspunkt für viele Touren dienen. Für den Hüttenbau ließ die Sektion als Erstes einen Weg von Kolfuschg aus durch das Mittagstal (Val de Mesdi) errichten. In dessen Talschluss befand sich damals ein Eisfeld, das mit technischen Hilfsmitteln überwunden wurde: „Über den steilen Gletscher spannte sich ein 250 m langes Drahtseil, die immerhin etwas heikle Passage bedeutend erleichternd.“ Schon 1894 eröffnete die Sektion die Bamberger Hütte im Zentrum der Sellagruppe.

### Systematischer Ausbau des Wegenetzes

Da der letzte Teil des ursprünglichen Hüttenzustiegs etwas steinschlaggefährdet war, schuf die Sektion schon 1895 einen Alternativweg, der vom Mittagstal zum Pisciadusee und von dort weiter „durch hochinteressante Hochgebirgsbilder“ über den Zwischenkofel zur Bamberger Hütte führte.

In den nächsten Jahren nahmen die Bamberger ausgehend von der Hütte in der ganzen Sellagruppe Wegbauten und Markierungen in Angriff: 1895 führte man einen Weg nach Süden durch das Val Lasties ins Fassatal und verband diesen mit dem Sellajoch. 1896 erfolgte mit einem Weg vom Grödner Joch durch das Val Culea die Anbindung der Bamberger Hütte an das Grödner Tal. Wegen starker Steinschlaggefahr wurde dieser Weg später wieder gesperrt und als Ersatz 1910 ein Zustiegsweg vom Grödner Joch über das Val Setus eröffnet. Wo die Sektion noch keine Wege baute, brachte sie zumindest Markierungen an, z. B. von der Bamberger Hütte nach Corvara oder von Corvara auf den Piz Boé. Von der Hütte

selbst wurde ein Weg auf den Piz Boé gebaut „und die an und für sich leichte Besteigung so in eine bequeme umgewandelt.“

1897 gönnte man sich bereits eine Luxusaufgabe: Die Sektion ließ einen Felsensteig durch die Westflanke des Zwischenkofels legen, der „an meist vertikaler Wand ein Drahtseil von 135 m, sowie mehrere kleinere Sprengungen notwendig gemacht hat, dafür aber schwindelfreie Touristen fast eben zur Hütte geleitet und ihnen dabei einen entzückenden Ausblick in den 100 m tief zu ihren Füßen liegenden See, wie durch das Val Lasties hinaus in des grüne Fassatal gewährt.“ Als Ausdruck der Freundschaft mit der Sektion Coburg taufte man diesen Weg, der den letzten Gegenanstieg zur Hütte umgeht, *Coburger Weg*. Ebenfalls 1897 wurde der Zugang vom Pordojoch markiert, 1900 dann der entsprechende Weg fertiggestellt. Nur sechs Jahre nach Erbauung der Bamberger Hütte war damit das Wegenetz in der Sellagruppe in seinen Grundzügen vollendet und die Hütte von allen Hauptrichtungen aus über Wege erreichbar.

### Neue Hüttenbauten und Klettersteige

Aufgrund der steigenden Besucherfrequenz errichtete die Sektion im nördlichen Teil der Gruppe 1903 die unbewirtschaftete Pisciaduseehütte und legte einen Verbindungsweg von dieser Hütte zum Grödner Joch an. Die befreundete Sektion Pöbneck baute 1911/12 den *Pöbnecker Klettersteig* vom Sellajoch durch die Sella-westwand auf das Plateau und weiter bis zur Einmündung in den bestehenden Weg der Sektion Bamberg. Dadurch wurde eine möglichst kurze und spektakuläre Verbindung vom Sellajochhaus zur Bamberger Hütte geschaffen. Der Pöbnecker Steig ist einer der ältesten Klettersteige der Dolomiten und zählt auch heute zu den anspruchsvolleren Klettersteigen der Region.

Obwohl die Sektion 1912 ihr Erschließungswerk in der Sellagruppe als „im grossen und ganzen abgeschlossen“ bezeichnete, begann sie 1913 einen weiteren Hüttenbau: Die Vallonhütte sollte einen Stützpunkt für Klettertouren im Ostteil der Sella und für die Besteigung des Piz Boé von Corvara aus schaffen. Unter Benutzung bestehender Wegtrassen wurde vom Tal aus ein breiter Weg bis zum Bauplatz gebaut und mit dem Rohbau begonnen. Gleichzeitig schuf die Sektion Lichtenfels in Abstimmung mit den Bambergern den *Lichtenfeler Weg*, eine direkte Verbindung von der zukünftigen Vallonhütte zur Bamberger Hütte. Die Länge des von der Sektion Bamberg betreuten Wegenetzes in der Sella betrug damals rund 75 km.

### Die Folgen des Ersten Weltkriegs

Sämtliche Bauaktivitäten wurden durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs abrupt beendet. Die Frontlinie verlief nicht in unmittelbarer Nähe der Sella, sondern südöstlich davon quer zum Buchensteintal. Anders als in benachbarten Gebieten der Dolomiten wurde deshalb das Bergwegenetz in der Sella während des Krieges nicht stark verändert. Da jedoch die Pässe rund um die Sella be-

<sup>1</sup> Dieses und alle weiteren Zitate aus: Hamm, H.: *Sektionsgeschichte, in: Sekt. Bamberg DuOeAV (Hg.): Festschrift zum 25jährigen Bestehen der Sektion Bamberg des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. 1886–1911, Bamberg 1912, S. 7–34, S. 34.*

sondere Bedeutung für den österreichischen Nachschub aus Norden bzw. Westen hatten, erschloss man zu Kriegsbeginn das Grödner Joch mit einem Fahrweg. Über das Sellajoch, den Passo Campolongo und das Pordojoch waren bereits davor zu touristischen Zwecken Fahrstraßen gebaut worden.

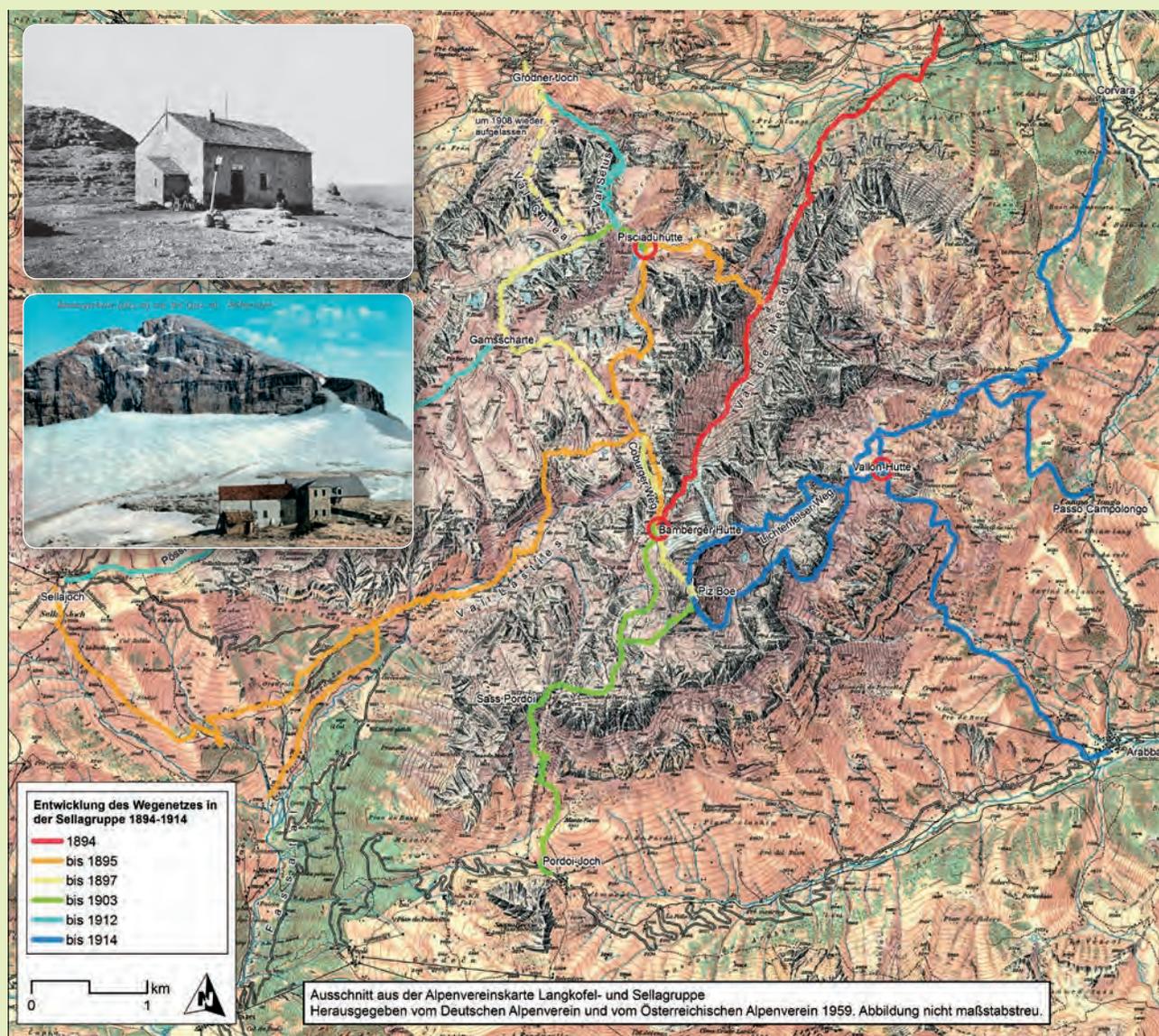
Nach dem Krieg wurden die Bamberger Hütte und die Pisciaduseehütte von Italien beschlagnahmt und später dem Club Alpino Italiano (CAI) übergeben, der sie noch heute bewirtschaftet. Die Vallonhütte war bis zum Kriegsbeginn nur im Rohbau fertiggestellt. Dieser verfiel nach dem Krieg, wurde später vom CAI Bozen erworben und 1988 als Franz-Kostner-Hütte wiederaufgebaut.

### Und heute?

Verglichen mit den 20 Jahren Wegebautätigkeit der Sektion Bamberg, waren die Veränderungen des Wegenetzes in der Sella ab dem Ersten Weltkrieg bis heute gering. Wesentlich war unter anderem die Erschließung mit Bergbahnen, in deren Umgebung einige neue Wanderwege entstanden. Auch im Osten der Sella-Gruppe ist das Wegenetz in den letzten Jahrzehnten durch den Bau mehrerer Klettersteige mit ihren Zu- und Abstiegswegen deutlich dichter geworden. In den Grundzügen ist jenes Wegenetz erhalten geblieben, das die Sektion Bamberg vor über hundert Jahren angelegt hat.

**Ansicht der alten Bamberger Hütte (oben), die 1907 beträchtlich erweitert wurde (unten).**

© ÖAV/DAV-Archiv





Die Großglockner-Hochalpenstraße im Bereich Hochmais und Fuscher Törl, um 1940.

Rechts: Auf dem Heilbronner Weg, einem der berühmtesten Höhenwege zu Beginn des 20. Jahrhunderts, um 1960.

© ÖAV/DAV-Archiv

den fünfzig neue Hütten eröffnet! Auch wenn keine derartigen Zahlen mit Bezug auf das Wegenetz vorhanden sind, ist anzunehmen, dass dieses ebenso rasant wuchs, weil man die Hauptzahl der Wege im jeweiligen Arbeitsgebiet in der Regel bald nach dem Bau der jeweiligen Hütte anlegte.

Immer wieder wurde innerhalb des Alpenvereins die Ansicht vertreten, dass der intensive Ausbau der Hütten- und Wegeinfrastruktur in dieser Zeit nur eine erforderliche Reaktion auf die massive Zunahme der Besuchszahlen und die steigenden Ansprüche des Publikums gewesen sei. Demnach hätte man mit der „Ausgestaltung der Wege für den gewaltig zunehmenden Verkehr“<sup>7</sup> lediglich darauf reagiert, dass wegbauende Sektionen „durch zahlreiche Klagen genötigt war[en], einzelne steile Partien, ja selbst einzelne Windungen umzulegen, darunter Strecken, die in den ersten Zeiten des Alpenvereins noch als ‚sehr angenehm‘ gegolten haben“.<sup>8</sup>

Dieser Betrachtungsweise muss man entgegenhalten, dass der Ausbau der Infrastruktur natürlich umgekehrt auch förderlich für steigende Besuchszahlen war. So wurde vor allem der Besuch jener Gebiete forciert, die bereits gut mit Hütten und Wegen ausgestattet waren, was wiederum einen steigenden Ausbaubedarf zur Folge

7 Moriggl, *Ein Halbjahrhundert Alpenverein – Hütten- und Wegebau*, 1919, S. 49.

8 ebd., S. 53.



hatte. Dieses Phänomen ist uns heute als *Erschließungsspirale* nur allzu gut bekannt. Bemerkenswert ist, dass es bereits vor rund 120 Jahren auftrat und – wie die Vereinsschriften zeigen – der dahinterstehende Mechanismus schon bald erkannt wurde.

Ein Teil der Mitglieder sah die sommerliche Erschließung der Alpen bereits am Ende des 19. Jahrhunderts als „so ziemlich vollendet“<sup>9</sup> an. Der immer großzügigere Ausbau der Wege sowie die Erschließung bisher wegloser Gebiete mit Gipfel- und Höhenwegen führten also auch zu Kritik in den eigenen Reihen und zur Forderung nach einem Erschließungsstopp. Praktisch änderte sich an der Erschließungstätigkeit dadurch aber vorerst nichts. Erst in den 1920er-Jahren erreichte dieser vereinsinterne Konflikt seinen Höhepunkt und führte zum Beschluss der *Tölzer Richtlinien*, welche die Wegebautätigkeit etwas einschränkten.

9 Menger, *Heinrich: Alpenverein und Weltkrieg*, in: *Zeitschrift DuOeAV* 50, 1919, S. 168–194, S. 169.

## Ein jähes Ende der Erschließung

Die Aufbau- und Expansionsphase des Alpenvereinswegenetzes wurde mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs abrupt beendet. Spätestens 1915 kam der Wegeneubau überall fast vollständig zum Erliegen und im Bereich der Südfront veränderte sich das alpine Wegenetz massiv – zunächst durch die militärische Erschließung des Geländes, später durch Zerstörungen in Folge der Kämpfe. Auch außerhalb des Kriegsgebiets war es durch den Mangel an Arbeitskräften kaum möglich, die bestehenden Wege instand zu halten. Sämtliche Weganlagen in den Ostalpen trugen daher während des Krieges mehr oder minder schwere Witterungsschäden davon.

Das Kriegsende bedeutete für den Alpenverein den Verlust der Arbeitsgebiete mit allen Hütten und Wegen in Südtirol, im Trentino, in der Provinz Belluno und in Slowenien und damit ein kollektives Trauma, das Jahrzehnte nachwirkte. Auch in den verbliebenen Gebieten war an eine Fortsetzung der Erschließungstätigkeit in den ersten Jahren nach dem Krieg nicht zu denken. Insgesamt ist der Erste Weltkrieg damit die größte Zäsur in der rund 150-jährigen Entwicklungsgeschichte des alpinen Wegenetzes und markiert einen Wendepunkt: den Übergang von einem Expansionsstadium in eine Phase der Erhaltung und Weiterentwicklung des Bestehenden.

In den Grundzügen ist bis heute jenes Wegenetz erhalten geblieben, das der DuOeAV und die anderen alpinen Vereine bis 1914 geschaffen ha-



ben, auch wenn es seitdem durch vielfältige Entwicklungen überprägt wurde. Dabei bestehen extreme räumliche Unterschiede: Es gibt Gebiete, in denen die Wege praktisch genauso aussehen wie vor 100 Jahren. Und es gibt Gebiete, die heute von Wegen und anderen Erschließungen charakterisiert sind, die kaum etwas mit dem ursprünglichen Wegenetz zu tun haben.

Wegzeichen in der Kreuzeckgruppe.

© A. Klemmer

## Literatur

Ein ausführlicherer Beitrag des Autors über die historische Entwicklung des Alpenvereinswegenetzes ist erschienen in: „Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen“, hrsg. v. DAV, ÖAV und AVS, Böhlau-Verlag 2016.

## „Alpenvereinswegenetz“ oder „alpines Wegenetz“ in den Ostalpen?

Der Fokus dieses Beitrags liegt auf dem vom DuOeAV aufgebauten Wegenetz in den Ostalpen, das heute von seinen Nachfolgern – dem Österreichischen Alpenverein (ÖAV), dem Deutschen Alpenverein (DAV) und dem Alpenverein Südtirol (AVS) – betreut wird. Neben den Sektionen des DuOeAV spielten bei der Erschließung der Ostalpen vor allem der Österreichische Touristenklub (ÖTK, gegr. 1869), der Österreichische Gebirgsverein (ÖGV, gegr. 1890, heute eine Sektion des ÖAV) und die Naturfreunde (gegr. 1895) eine bedeutendere Rolle. Der ÖTK entfaltete seine Tätigkeit zeitlich parallel zum DuOeAV, allerdings mit einem anderen geografischen Schwerpunkt, nämlich hauptsächlich am Ostrand der Ostalpen. ÖGV und Naturfreunde wurden hingegen erst gegründet, als weite Bereiche der Ostalpen bereits mit Hütten und Wegen erschlossen waren. Sie wurden daher vor allem dort aktiv, wo es noch unerschlossene Gebiete und Hüttenbauplätze gab.

Es gibt keine genauen Zahlen darüber, welcher Verein wie viele Wege errichtet hat. Heute betreuen nach eigenen Angaben der DAV rund 30.000 km, der ÖAV 26.000 km und der AVS 6500 km Wege – das *Alpenvereinswegenetz* im engeren Sinn umfasst also rund 62.500 km Wege. Insgesamt dürfte das etwas mehr als die Hälfte des gesamten *alpinen Wegenetzes* in Bayern, Österreich und Südtirol sein. Neben den Alpenvereinen betreuen der ÖTK mit ca. 20.000 km und die Naturfreunde mit ca. 15.000 km ebenfalls wesentliche Anteile des Wegenetzes in diesem Teil der Alpen. Der Rest entfällt auf kleinere alpine Vereine, Tourismusverbände und andere Organisationen.

Da das alpine Wegenetz bisher nur in Südtirol vollständig digitalisiert wurde, beruhen alle anderen Angaben auf Schätzungen der jeweiligen Vereine und der derzeit laufenden digitalen Erfassung aller Wanderwege in Österreich im Projekt AWIS.GIP ([www.awisgip.at](http://www.awisgip.at)).

# Der Freiheit entgegen

Ein kulturhistorischer Streifzug zum Thema Wegerecht

>> **Susanne Gurschler**

*Die Frage „Wem gehört der Wald, wem gehört der Berg?“ wird seit Jahrhunderten verhandelt. Den Alpinismus, und damit die alpinen Vereine, begleitet sie seit seinen Anfängen – das Thema Wegfreiheit war und ist konfliktbehaftet.*



Kaum hatte Kaiser Maximilian I. seinen letzten Seufzer getan, begann das große Schlachten. Mit Spieß, Sensen, Dreschflegeln und Heugabeln bewaffnet, durchkämten Tiroler Bauern die Wälder und streckten alles nieder, was sich bewegte. Sie erlegten Hirsche und Bären, Wildschweine und Gämsen, Füchse und Auerhähne. Sie sahen ihr Treiben als gerechten Ausgleich für die Frondienste, die sie geleistet, für die Flurschäden, die sie erlitten hatten. Maximilian selbst, so schworen sie, habe ihnen die Erlaubnis erteilt, am Tag seines Todes seine Reviere zu plündern. Von nun an sollte es immer so sein: Segnete ein Landesfürst das Zeitliche, gingen die Untertanen einen Tag lang auf die Jagd, die ihnen sonst verboten war.

Die Konflikte um die Nutzung des Waldes beschäftigten die Alpenbewohner seit vielen Jahrhunderten. War es zunächst der Adel, der sich das Jagdrecht sicherte und den Zugang zu Wald und Gebirge einschränkte, kamen im 19. Jahrhundert reiche Bürger und Industrielle dazu. Mit den Alpinisten, die ab Ende des 18. Jahrhunderts in die Höhe aufbrachen, den Wanderern und Touristen pochten weitere Gruppen auf Wegfreiheit. Die Kontroversen verstärkten sich, je mehr Interessenten es gab.

### Jagdpatent

Maximilian I. war nicht der erste Landesfürst, der sein Vorrecht auf Jagd und Fischerei in seinen Ländern festschrieb. Aber er war der erste, der dies so exzessiv tat, dass er sich den Unmut der Bevölkerung zuzog. Als „oberster Jägermeister des Römischen Reiches“, wie er sich selbst gerne nannte, wachte er mit Argusaugen darüber, dass er die kapitalen Böcke vor die Flinte bekam, die größten Karpfen aus dem Teich holte – Jagd und Fischerei blieben ihm und seinen Jagdgesellschaften vorbehalten.

Den Untertanen untersagte er, mit Büchsen oder anderen Waffen durch die Wälder zu streifen. Härter als solche Verbote trafen die Bevölkerung Regelungen, die der Habsburger zum Schutz seiner jagdlichen Interessen erließ. Die Bauern sollten keine Hunde halten und keine Zäune aufstellen, an denen sich das Wild verletzen konnte. Aufgrund der intensiven Hege wuchs der Wildbestand, die Flurschäden nahmen teils katastrophale Ausmaße an. Dazu kam umfangreicher Fron-



dienst, den männliche Untertanen zu leisten hatten – meist gerade in jener Zeit, in der die Bauern auf den Feldern dringend gebraucht wurden. Zudem waren die Jagdreviere häufig großräumig abgesperrt, um die höfische Gesellschaft bei ihrem Treiben nicht zu stören.

Je intensiver die Jagdleidenschaft der Regenten, desto größer die Konflikte mit Einheimischen und Grundbesitzern. Erst das „Jagdpatent“ Kaiser Josephs II. gestand den Grundeigentümern mehr Rechte zu, insbesondere was die Sicherung der Erträge anbelangte. Ab 1818 konnten nicht nur Adelige, sondern auch Bürger und Bauern eine Jagd kaufen oder pachten. Die nächste große Veränderung brachte die Revolution 1848: Der Bauer war nicht mehr Untertan, sondern Bürger und freier Eigentümer seines Bodens.

Die Mächtigen aber wussten sich ihre über Jahrhunderte gepflegten Privilegien zu erhalten. Allein Großgrundbesitzer durften die Jagd ausüben, kleinere Gründe mussten die Gemeinden verpachten. Leisten konnten sich so eine Pacht – es galt das Höchstbieterprinzip – nur Vermögende. Neben dem Adel kamen nun reiche Bürger und Industrielle zum Zug, die sich in Wald und Gebirge ähnlich gerierten wie der Adel in den Jahrhunderten davor. Sie sperrten Wege, errichteten Zäune und erließen Zutrittsverbote. Zu den Konflikten mit den Einheimischen, die sich schika-

**Das Vorrecht der Landesherren auf Jagd und Fischerei hatte massive Auswirkungen auf die Wegfreiheit der Bevölkerung. Zwischen Grundeigentümern und Jägern kam es immer wieder zu Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit Absperren ganzer Waldgebiete in der Jagdsaison.**

© KHM/Schloss Ambras Innsbruck

**Wanderer vor einer Warntafel an der Schmittenhöhe, 1907.**

© DAV-Archiv/Foto E. Albrecht



Der Kupferstich Merians aus dem Jahr 1649 zeigt das obere Inntal samt Martinswand und Kreuzigungsgruppe, die an die Rettung Kaiser Maximilians aus der Bergnot erinnert. In Fels und Hochgebirge drangen damals nur Jäger, Sammler oder Reisende vor.

© TLM/Bibliothek

nösen Praktiken ausgesetzt sahen, kamen solche mit Alpinisten, die seit Ende des 18. Jahrhunderts immer häufiger im hochalpinen Raum anzutreffen waren. Bis dahin waren diese Regionen nur im Zusammenhang mit der Jagd von Interesse gewesen, Wilderer, Kristallsammler und Erzabbau einmal ausgenommen. Bauern gingen nur so weit hinauf, wie das Vieh ging: Was sollten sie in Regionen, in denen fürs Überleben nichts zu holen war?

## Eroberung

Jahrhunderte waren die Berge mythenbesetzt, als gefährlich eingestuft, kurzum alles andere als Sehnsuchtsorte gewesen. „Vor meinen Augen erstrecken sich über vierzig Meilen hinweg schneebedeckte Bergketten, auf die noch nie ein Mensch, ja nicht einmal ein Vogel, seinen Fuß gesetzt hat“, schrieb der französische Philosoph Voltaire 1780 über die französisch-schweizerische Grenze. Das heißt nicht, dass alle Erstbesteigungen von denen durchgeführt wurden, die in den Geschichtsbüchern stehen.

Pässe und Bergübergänge gab es von alters her. Menschen waren auf der Suche nach neuen Siedlungs- und Weidegebieten in unbekannte Gebiete vorgedrungen, Säumer hatten Steige angelegt, Händler, Pilger und Kreuzfahrer machten sich auf den Weg. Viele Berggipfel waren schon von Schmugglern, Jägern und Wilderern erreicht worden – als relevant für die Nachwelt eingestuft wurde das nicht. „Die Wege, die Dorfbewohner bauten, befestigten und instand hielten, waren teilweise in Felsen gehauen, manchmal gingen sie über Holzsteige, und auch Seilsicherungen waren

schon Jahrhunderte vor dem Alpinismus bekannt. (...) Sie sicherten oft waghalsige Steige, um Handelswege abzukürzen. Als Wegmarkierungen wurden Steinmänner oder angeschnittene Äste verwendet“, so Martin Krauß in seinem Buch „Der Träger war immer schon vorher da“.

Die ersten Alpinisten brauchten die erfahrenen einheimischen Berggeher, um nach oben zu kommen. Der Schweizer Naturforscher Horace Bénédict de Saussure zum Beispiel schrieb eine Belohnung für denjenigen aus, der ihn als Erster auf jenen Berg brächte, der im Volksmund „Mont Maudit“, der verfluchte Berg hieß – den Mont Blanc. Spätestens mit de Saussure wurden die hochalpinen Regionen von wissenschaftlichem Belang. Es ging den Pionieren darum, den alpinen Raum zu erfassen, zu kartieren, um wissenschaftliche Untersuchungen über die Luft in der Höhe, die Fauna, die Flora, die Auswirkungen auf den Körper usw. Rasch änderte sich der Zugang.

„Das Bergsteigen, das als wissenschaftliche Expedition begonnen hatte, verwandelte sich sehr bald, wenn schon nicht in einen richtigen Sport (wo ein Wettkampf mit anderen Teilnehmern stattfinden müsste), so doch in ein Spiel mit dem Gegner Natur oder gar ein Spiel mit dem Tod“, schreibt Paul Veyne in seinem Beitrag „Bergsteigen. Eine bürgerliche Leidenschaft“ im Katalogbuch „Berge, eine unverständliche Leidenschaft“.

## Interessenskollision

Von Anfang an zählten alpine Vereine (Gründung Österreichischer Alpenverein 1862, Deutscher Alpenverein 1869, 1873 Fusion der beiden zum DuOeAV) zu ihren Hauptaufgaben, die Berge jedermann zugänglich und die Bewegung im Gelände sicherer zu machen. Unterkünfte wurden errichtet (bis 1914 zählte der Alpenverein 319 Schutzhütten), Bergführer ausgebildet, bestehende Wege gepflegt, neue angelegt und mit Markierungen versehen. Wie die Alpinisten sich auf eine Bergtour vorbereiten, wie sie sich im Gebirge verhalten, worauf sie achten sollten, war stets Teil der Diskussion. Eigenverantwortung war damals und ist heute ein zentrales Anliegen der Alpenvereine.

Reise- und Wanderführer kamen auf den Markt, in denen Routen detailliert beschrieben waren, dazu einschlägige Artikel in Zeitungen und Zeitschriften. „Als bald beginnt der verrufene

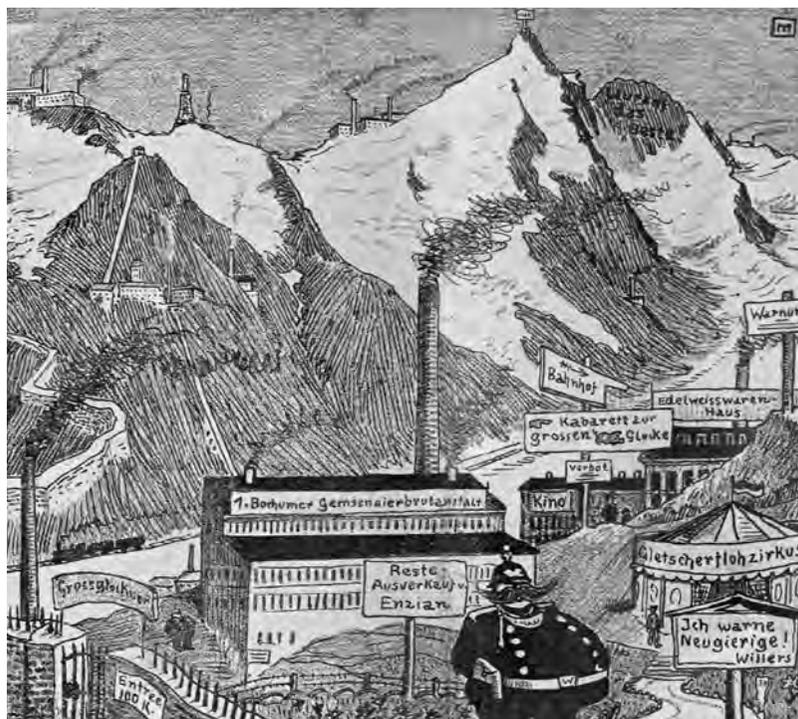
Katzensteig, der wohl zur Nachtzeit etwas gefährlich ist, bei Tage aber einem an Hochgebirgspfade auch nur halbwegs gewöhnten Bergsteiger keine erheblichen Schwierigkeiten darbietet. Der Pfad windet sich nämlich auf die steilen und rissigen Abhänge der linken Thalwand empor, ist meistens sehr schmal, hie und da höchst steil und uneben, läuft nicht selten über glatte und stark geneigte Schieferblöcke weiter und hat durchweg den oft 100–200 Fuß tiefen Absturz gegen den Leiterbach zur Seite“, schreibt Carl von Sonklar, Edler von Innstädten, 1856 in der Klagenfurter Zeitung über „Eine Glocknerfahrt“.

Zu den Alpinisten gesellten sich Sommerfrischler, die in den Bergen Erholung und Entspannung suchten. Mit dem Ausbau des Bahn- und Straßensystems kamen sie in immer größerer Zahl in immer entlegeneren Regionen, die Konflikte zwischen den einzelnen Interessensgruppen verschärften sich. In Österreich kam dem 1852 erlassenen Reichsforstgesetz zentrale Bedeutung zu. Dessen primäres Ziel war, den Wald zu erhalten und vor Übernutzung zu schützen, die Interessen des Fremdenverkehrs (und der davon profitierenden Einheimischen) mussten dahinter zurückstehen.

Paragraph 55 legitimierte das Forstpersonal, jeden aus dem Wald zu weisen, der sich abseits des Weges aufhielt, zudem galten Nebennutzungen dezidiert als „Forstfrevl“: Klaubholz, Beeren oder Pilze sammeln war verboten. Es gab zwar kein generelles Betretungsverbot, den Eigentümern wurden aber probate Mittel in die Hand gegeben, Leute von ihrem Grund fernzuhalten. Immerhin konnten sie den Wald jederzeit und ohne Rechtfertigung absperren oder mittels Schildern den Zutritt verwehren.

## Absperrung

„Dieser Zustand und das Faktum, daß tatsächlich große Teile der Privatwälder abgesperrt wurden, war die Antriebsfeder für die alpinen Vereine, für die Wegefreiheit einzutreten“, schreibt Mario Offenhuber in „Wegefreiheit im Wald II. Historische Entwicklung in Österreich. Mit einem Anhang über das Betretungsrecht in Schweden, Schweiz und Deutschland“. In der Schweiz wäre bereits zur damaligen Zeit ein generelles Zugangsverbot undenkbar gewesen. Dort hatten die Bürger in einigen Regionen seit dem Mittelalter das Recht, gemeinschaftliches Eigentum (Allmende, Allmein-



de) beziehungsweise „herrenloses“ Land frei zu betreten und zu nutzen. Das „Jedermannsrecht“ fand Niederschlag im „Zivilgesetzbuch“ (siehe Infobox).

Die 1895 gegründeten „Naturfreunde“ traten weitaus radikaler für die Wegefreiheit ein, als dies die Alpenvereine taten. Das hing nicht zuletzt damit zusammen, dass AV-Mitglieder meist der bürgerlichen Gesellschaft entstammten und damit Teile ihrer Klientel zu jenen Grundbesitzern gehörten, die ihre Interessen zu schützen trachteten. „Die Naturfreunde“ hingegen speisten sich aus der jungen Sozialdemokratie, gingen die Einschränkung der Eigentumsbefugnisse ideologisch an und nutzten ihre politischen Möglichkeiten.

„Der Touristenverein ‚Die Naturfreunde‘ wird ohne Rücksicht auf die Haltung seiner Nachbarvereine sich an jene Abgeordneten wenden, die selbst Vereinsmitglieder sind und die ihm infolge ihrer politischen Anschauungen nahestehen und wird mit allen Mitteln trachten, daß dem gemeingefährlichen Übermut Einzelner im Wege der Gesetzgebung gegengesteuert wird“, stand 1906 in der verbandseigenen Zeitung „Der Naturfreund“.

Besonders verärgert zeigten sich Alpinisten und Bevölkerung darüber, dass die Grundbesitzer nicht davor zurückschreckten, bereits seit Jahr-

Für heftigen Aufruhr und monatelange Berichterstattung sorgten die Pläne des deutschen Industriellen Willers, den Großglockner für Touristen zu sperren. Im Bild: Karikatur in der Zeitschrift „Kikeriki“ vom 31. 5. 1914.

Quelle: anno.onb.ac.at



Mit den Alpinisten und den Touristen kamen weitere „Interessenten“, die sich frei in den Bergen bewegen wollten. Grundeigentümer, Jagdpächter und Jäger reagierten teils mit Absperrungen und Betretungsverboten.

© DAV-Archiv

hundertn bestehende Wege zu zerstören und der Bevölkerung den Zutritt zu verwehren. „Wir verlangen nur ein Gesetz, das unsere harmlose Wanderfreude, die eine Lebensfreude und eine Gesundheitsquelle ist, vor Missgunst und Bosheit schützt“, hieß es beim Treffen der Touristenklubsektionen von Tirol und Kärnten in Oberdrauburg Ende November 1913.

Die Delegierten kamen überein, einen „ständigen Ausschuss für die Angelegenheiten des Bau- und Wegerechtes im Österreichischen Touristenklub“ zu installieren. Er sollte zwischen Grundeigentümern

und Nutzern vermitteln, zudem auf ein für alle österreichischen Bergländer brauchbares Reichsbeziehungsweise Landesgesetz hinarbeiten, das alte Wegenutzungsrechte als „Volksrechte“ schützt und „eine schikanöse Einschränkung des zum Bedürfnis der Menschheit gewordenen freien Alpenwanderns einfach nicht duldet“. Einer der spektakulärsten Fälle ereignete sich im Jahr darauf.

Ein gewisser Willers, Unternehmer in Bochum, schrieb dem Deutschen und dem Österreichischen Alpenverein, er sei neuer Eigentümer des Großglockners und plane, diesen großräumig für Touristen abzusperren, um Steinwild anzusiedeln. Die Alpenvereine sollten über genau definierte Wege zu ihren Schutzhütten gelangen, die Berggeher allgemein nur noch über eine Bahn die Möglichkeit erhalten, den Gipfel zu erreichen. Willers Vorhaben stieß bei Alpinisten, Einheimischen und Gästen gleichermaßen auf Ablehnung und sorgte in regionalen wie internationalen Medien für Diskussionsstoff. Der DuOeAV richtete dem Industriellen aus, er solle seine Idee verwerfen, da er die ganze Region gegen sich habe.

„Die österreichischen Alpen genießen den traurigen Vorzug, dass ein großer und immer wachsender Teil ihres Gebietes als Reservat einiger Jagdherren bildet, von dessen Betretung jeder andere, ob einheimisch oder fremd, ausgeschlossen ist, und man braucht nicht bis nach Salzburg oder Obersteier zu gehen, um brutal aus Gottes freier Natur abgeschafft zu werden, denn die Absperrungen reichen bis nahe

## Wegfreiheit und Wegerecht

**Österreich.** Die Wegfreiheit im Wald liegt in der Gesetzeskompetenz des Bundes, im alpinen Ödland bei den Ländern. Oberhalb der Baumgrenze sind die zum Teil seit den 1920er-Jahren bestehenden Landesgesetze (Steiermark 1921, Kärnten 1923) gesetzliche Basis. In Salzburg trat das entsprechende Gesetz 1970 in Kraft, in Oberösterreich ist es im Tourismusgesetz verankert (seit 1990). In Tirol und Niederösterreich ist kein diesbezügliches Landesgesetz vorhanden. Beide Bundesländer gehen von einem „Gewohnheitsrecht der Allgemeinheit“ aus.

In Vorarlberg gibt es im Straßengesetz seit 1969 einen Passus, der das Betreten „unproduktiver Grundstücke“ ausdrücklich erlaubt. Im Österreichischen Forstgesetz ist die Wegfreiheit im Wald seit 1975 verankert; im § 33 heißt es: „Jedermann darf ... Wald zu Erholungszwecken betreten und sich dort aufhalten“. Einschränkungen erfolgen in gesetzlich verordneten forstlichen, jagdlichen, militärischen und natur-

schutzrechtlichen Sperrgebieten, jagdliche und naturschutzrechtliche Belange liegen in der Hand der Länder.

Öffentliche Gewässer und deren Uferzonen dürfen genutzt werden, wenn sie über öffentliche Straßen bzw. Wege oder öffentlichen Wald erreicht werden können. Ausgenommen sind Wasser-, Natur- und Seenschutzgebiete, hier kann es ein Betretungs- bzw. Badeverbot geben.

**Südtirol.** Im italienischen Recht ist kein freier Zugang zur Natur vorgesehen. Besteht kein Wegerecht, hat der Besitzer jederzeit die Möglichkeit, seinen Grund abzusperren; ist er nicht abgesperrt, ist das Betreten nicht rechtswidrig. Sind Wege seit „urdenklichen Zeiten“ bzw. mindestens 20 Jahren von der Allgemeinheit genutzt, ist das Absperrn durch den Eigentümer rechtswidrig, hier kann ein öffentliches Wegerecht geltend gemacht werden – allerdings nur durch eine öffentliche Körperschaft. Eine „Erschwerung des Durchgangsrechts“ und

an das Gemeindegebiet von Wien“, stand im Prager Tagblatt im Mai 1914 zu lesen. Der Autor schloss mit der Hoffnung, dass der Fall Großglockner die Landesgesetzgebung anregte, „die Freiheit der Wege in den Bergen unter ihren Schutz zu nehmen“.

Mit Bestrebungen, ganze Gebirgsflanken, Pasterzen, Wege abzusperrten und nur gegen Entgelt für Besucher zu öffnen, hatten die Alpenvereine immer wieder zu kämpfen, nicht immer gelang es, eine so nachhaltige Lösung zu finden wie im Zusammenhang mit dem Großglockner. 1918 kaufte der Industrielle und AV-Mitglied Albert Wirth den Kärntner Teil des Berges und schenkte ihn dem Alpenverein – damit sollte auf alle Zeit verhindert werden, dass ein „Privater“ seine Interessen am nunmehr höchsten Berg Österreichs durchsetzen konnte.

## Wegefreiheit

Nach dem Ersten Weltkrieg sah die politische Situation insgesamt anders aus: Die Monarchie gab es nicht mehr, der Adelsstand war abgeschafft. Nach wie vor riegelten potente Wirtschaftstreibende und Industrielle ihre Jagdreviere ab – sehr zum Missfallen der Berggeher, der Einheimischen und der politisch Verantwortlichen vor Ort. Einige Landesregierungen bewerteten das Potenzial des Tourismus neu und erließen Gesetze, die die Wegefreiheit im Bergland garantierten; entsprechende Landesgesetze kamen in der Steiermark etwa 1921 und in Kärnten 1923. Sie beinhalteten einen

Zugang durch den Wald, ein allgemeines Betretungsrecht war aber noch nicht festgeschrieben. Es sollte noch Jahrzehnte dauern und zu teils heftigen Kontroversen führen, bis dieses gesetzlich verankert wurde.

Vorreiter war Vorarlberg, das 1969 ein Landesgesetz erließ, welches das Betreten des Waldes ausdrücklich erlaubte. Eine entsprechende Regelung für ganz Österreich trat erst 1975 in Kraft: „Jedermann darf ... Wald zu Erholungszwecken betreten und sich dort aufhalten“, heißt es in Paragraph 33 des Österreichischen Forstgesetzes. Einschränkungen gab und gibt es für gesetzlich verordnete forstliche, jagdliche, militärische und naturschutzrechtliche Sperrgebiete, wobei jagdliche und naturschutzrechtliche Belange in der Hand der Länder lagen. Die Konflikte waren damit nicht bereinigt.

Nach wie vor gibt es – teils heftige – Interessenskollisionen zwischen Bauern, Jägern, Erholungsuchenden und Alpinisten. Verstärkt hat sich die Debatte – nicht zuletzt aus Haftungsgründen – durch neue Sportarten wie etwa Mountainbiken (siehe dazu Beitrag von Seite 120). Klar ist: Je mehr Nutzer es gibt, desto größer sind die Kontroversen, desto klarer reglementiert sind die „Freiheiten“ des Einzelnen im alpinen Raum. Ohne Toleranz, Eigenverantwortung und Kompromisse aber gibt es keine Lösung in der Frage „Wem gehört der Wald? Wem gehört der Berg?“ – das zeigt die Geschichte immer wieder.



In den 1920er-Jahren erließen einzelne Bundesländer, darunter Kärnten, erste Gesetze, die die Wegefreiheit im Bergland garantierten. 1931 folgte in Kärnten das erste Naturschutzgesetz; in Naturschutzgebieten gelten besondere Regelungen.

© ÖAV-Archiv/Foto: F. Thurner, um 1936/37

eine intensivere Nutzung (z. B. Ausbau des Weges, Nutzung durch Mountainbiker) ist auch auf „seit Menschengedenken“ bestehenden Wegen unzulässig. Neue Wege dürfen nicht angelegt und bestehen- de nicht verlegt werden.

**Bayern.** Das Betretungsrecht der freien Natur ist in Bayern durch das Bayerische Naturschutzgesetz geregelt. „Alle Teile der freien Natur, insbesondere Wald, Bergweide, Fels, Ödungen, Brachflächen, Auen, Uferstreifen und landwirtschaftlich genutzte Flächen können von jedermann unentgeltlich betreten werden.“ (Art. 27 Abs 1 BayNatSchG)

Dieses Betretungsrecht gilt für Freizeitgestaltung und Sport zu Erholungszwecken, allerdings nicht zu wirtschaftlichen oder ausschließlichen sportlichen Zwecken, wie zum Beispiel Wettkämpfe. Einschränkungen gibt es im Rahmen von naturschutz-, forst-, jagdrechtlichen und militärischen Bestimmungen, dazu kommen Einschränkungen für landwirtschaftlich genutzte Flächen. Zäune dürfen nicht einfach übergangen werden.

**Schweiz.** Gemäß Schweizerischem Zivilgesetzbuch sind Wald und Weide für jedermann zugänglich (Zutrittsrecht, Jedermannsrecht), sofern keine übermäßige Nutzung stattfindet. Das Waldgesetz legt zudem fest: „Die Kantone sorgen dafür, dass der Wald der Allgemeinheit zugänglich ist“ (Art. 14 WaG). Die Benutzung geschieht auf eigene Gefahr; das gilt besonders für walddtypische Gefahren.

Privatwald darf nur in bestimmten Fällen eingezäunt werden (Schutz von Jungwald, Biotop); intensive Nutzungen wie etwa Veranstaltungen oder Zufahrt mit Auto und dergleichen sind meist bewilligungspflichtig. Die gleiche Regelung gilt für Gewässer. Die Kantone können, wenn es um Schutz des Kulturrums geht, eine Begrenzung aussprechen etwa beim Sammeln von Beeren, Pilzen oder Holz. Grundsätzlich ist ein amtliches Verbot notwendig, um das Zutrittsrecht zu unterbinden.

Quellen: AVS, ÖAV, Wikipedia; [www.naturschutzrecht-online.de](http://www.naturschutzrecht-online.de); [www.steierlegal.ch](http://www.steierlegal.ch)

# Ohne sie geht gar nichts

Wären die „alpinen Wegbereiter“ nicht, sähe unsere Freizeit anders aus

>> **Stephanie Geiger**





*So unterschiedlich wie das Wegenetz in den Bergen sind die Menschen, die sich darum kümmern. Von der Vielfalt der Herausforderungen des Wegebaus ganz zu schweigen. Stephanie Geiger hat Wegebauer in Süd- und Osttirol, in den bayerischen Alpen sowie auf der Rax im Osten Österreichs bei ihrer Arbeit begleitet.*

### **Wegenetz mit Datenbank**

Es braucht keine langen Diskussionen, die Zweifel über die Wegführung sind schnell ausgeräumt, der Platz für den neuen Wegweiser innerhalb weniger Sekunden gefunden. Dann geht alles ganz schnell. Benni hebt ein paar lose Steine zur Seite und kratzt mit einer Schaufel die wenige Zentimeter dicke Erdschicht vom Fels. Paul zupft Grasbüschel ab und reißt junge Lärchen aus. Peter holt die Akku-bohrmaschine und setzt den Bohrer an. Rafael, mit seinen acht Jahren der Jüngste, wird ihm später einen frisch aufgeladenen Akku aus dem Transporter bringen, den die Ultener Wegebauer sich für ihren Arbeitseinsatz auf der Spitzner Alm von der Feuerwehr ausgeliehen haben. In den drei Löchern, die Peter in den Fels bohrt, befestigen sie anschließend mit Epoxidharz eine Eisenschiene. Währenddessen kümmern sich Arthur und „Wascht“ um den Wegweiser, der daran befestigt werden soll. Sie sägen den Holzbalken zurecht, entgraten die ausgefransten Schnittkanten mit einem Stemmeisen und schrauben die neuen Schilder an, die eine Schreinerei im Ultental gefertigt hat.

**Hämmern, bohren, stemmen, sägen: Die Ultener Wege-„Profis“ im ehrenamtlichen Einsatz. Wer macht sich beim Gehen schon bewusst, wie viel Handwerkskunst und Arbeitszeit in einem guten Weg liegen?**

© K. Gabl





**Mustergültig und wirksam: Durch die aufwändigen Markierungen und Beschilderungen haben sich die Sucheinsätze verringert.**

© K. Gabl

Arthur Santer, Peter Schwarz, Paul Schwienbacher, Wascht Kaserer und Benni Schwienbacher sind Wegebauer durch und durch. Auch wenn er in einem fremden Gebiet unterwegs sei, würde es ihn schon manchmal in den Fingern jucken, gibt Paul zu. Markierungen, die nicht penibel seinen Vorstellungen von einheitlicher Größe entsprechen, mag der pensionierte Buschauffeur genauso wenig wie solche, die kaum zu sehen sind, weil das Gras sie überwuchert. Und Arthur Santer, der Wegechef der Sektion Ulten, erzählt, dass selbst sein Sohn Rafael erkenne, ob die Beschilderung dem entspricht, was in den von AVS, Tourismusvertretern, Naturparks, CAI und dem Nationalpark Stilsfer Joch miteinander abgestimmten „Richtlinien für die Markierung der Wege in Südtirol“ festgelegt wurde.

250 Arbeitsstunden stecken die Männer jedes Jahr in die Beschilderung und Wegeinstandhaltung im Arbeitsgebiet der Sektion Ulten, zusätzlich 300 Stunden sind sie mit Markierungsarbeiten beschäftigt. Die Mühe lohnt sich: „Bei der letzten Jahreshauptversammlung hat der Rettungsstellenleiter des Bergrettungsdienstes berichtet, dass es in unserem Arbeitsgebiet in letzter Zeit auch aufgrund der guten Markierung und Beschilderung kaum Sucheinsätze gegeben hat“, erzählt Arthur Santer.

Sie könnten stolz und zufrieden sein. Doch die Wegebauer von der Sektion Ulten sind immer auf der Suche nach der noch besseren Lösung. Aus jeder ihrer Entwicklungen lässt sich ein besonde-

rer Anspruch an Perfektion ablesen. Die Eisenschiene haben sie sich ausgedacht, damit die Rinder auf den Almen die Wegweiser nicht so leicht umstoßen können. Weil früher immer die Farbe vom Holz abblätterte, lassen sie für die Symbole von Themenwanderwegen seit neuestem eine Metallplatte in das Holz ein, auf die eine mit dem Symbol bedruckte Folie aufgeklebt wird. Und die Schilder an den Wegweisern lassen sie seit wenigen Jahren aus Zirbenholz fertigen, um auszuprobieren, ob Zirbe möglicherweise witterungsbeständiger ist als Lärche. Einzig der Zirbenholztrend in den Schlafzimmern könnte ihnen diese Idee vereiteln. Die Zirbenholz-Wegweiser haben in den vergangenen Jahren deutlich im Preis zugelegt.

Die zweifellos weitreichendste Innovation, die vom Ultental ausging, war die digitale Erfassung der Wege. Mit Rucksäcken, in denen die entsprechenden GPS-Geräte verstaut waren, und mit riesigen Antennen seien sie vor 15 Jahren jeden einzelnen der 130 Kilometer Ultener Wege abgegangen, erzählt Arthur Santer. Nicht nur ihr Verlauf wurde festgehalten. Dokumentiert wurde auch die Beschaffenheit, ob schmaler Steig, bequemer Wanderweg oder breite Forststraße. Sogar jeder Wegweiser wurde erfasst. Rund 600 sind das allein im Arbeitsgebiet der Sektion Ulten. Das Beispiel hat Schule gemacht. Insgesamt liegen laut Karin Leichter vom AVS mittlerweile die Daten von 17.000 Kilometern Wanderwegen in Südtirol vor.



Das bringt konkrete Vorteile beim Erhalt der Wege. Zum Beispiel gibt es heute für jeden Wegweiser an den Südtiroler Wanderwegen ein Standortformular. Für den Wegweiser oberhalb von der Spitzner Alm, an der Kreuzung Hochwart – Pfandlalm, ist auf dem DIN-A4-großen Formular neben den genauen Koordinaten und der Seehöhe vermerkt: „Montage 2002. Befestigungselement: Vierkantpfosten. Pfostenlänge: 2,50 Meter. Befestigungsschrauben: 6 Stück.“ Genau ist auch angegeben, in welche Richtung die Pfeile der Schilder zeigen. Damit hier keine Fehler bei der Befestigung passieren, sind die Schilder sogar abgedruckt. „Dieses Infoblatt ist eine tolle Sache, weil wir damit genau wissen, welches Material wir brauchen, um einen Wegweiser zu ersetzen“, sagt Wascht.

Bei der Montage des neuen Wegweisers geht nicht zuletzt wegen der detaillierten Vorarbeit alles ganz schnell. Gerade einmal 20 Minuten brauchen die Männer, um die Löcher in den Stein zu bohren, die Metallschiene zu befestigen und um Schilder und Vierkantpfosten anzuschrauben. Ganz zum Schluss bringen sie noch eine kleine Marke mit den genauen Koordinaten und der Telefonnummer des Rettungsnotrufs an. Am Abend wird Arthur Santer in der Datenbank hinterlegen, dass der Vierkantpfosten auf einer Eisenverankerung verschraubt wurde und dass die neuen Schilder 2016 angebracht wurden. Wenn der Wegweiser in 15 Jahren wieder ausgetauscht werden muss, dann weiß jeder ganz genau, was dort zu tun ist.

## Die Koordinatorin

Wegebau ist nicht nur harte Arbeit im Gebirge. Wegebau ist auch umfangreiche Organisationsarbeit im Büro. Anträge für Baumaßnahmen schreiben, sich die Arbeiten genehmigen lassen, nachverhandeln, Förderanträge auf den Weg bringen, geschickte Männer suchen, die den Sommer über als Wegebauer auch dort arbeiten wollen, wo es keinen Weg mehr gibt und ein neuer entstehen soll, und schließlich die Arbeiten koordinieren. Für den Wegebau im Gebirge braucht man auch organisatorisches Geschick und Feingefühl bei der Personalführung.

Kaum jemand weiß das so gut wie Maria Niederegger. Die 53-Jährige ist seit 2001 die Finanzreferentin der ÖAV-Sektion Matrei in Osttirol. Eine naheliegende Wahl, denn Maria Niederegger ist im Hauptberuf Bilanzbuchhalterin. In ihrer Funktion als Finanzreferentin ist sie auch für den Wegebau trupp zuständig, den die Sektion schon seit fast 30 Jahren festangestellt hat, um das 90 Kilometer lange Wegenetz der Sektion in Schuss zu halten.

2009 wurde die Aufgabe grundlegend aufgewertet. Seither koordiniert Maria Niederegger sämtliche Wegearbeiten der alpinen Vereine im Nationalparkgebiet Hohe Tauern Süd. Von der Südtiroler Grenze in Prägraten bis ins Debanttal und im angrenzenden Salzburg von Neukirchen am Großvenediger bis nach Kaprun sind die Matreier Wegarbeiter im Einsatz. Im Salzburger Pinzgau koordiniert Niederegger darüber hinaus für den ÖAV-Hauptverein die Arbeiten in seinem Ar-

**Einsatz mit Köpfchen:**  
Maria Niederegger koordiniert seit vielen Jahren die Arbeiten des fest angestellten Wegebautrupps der Sektion Matrei in Osttirol.

© Sektion Matrei i. O.



In den hochalpinen Lagen der Tauern steht der Wegebautrupps immer wieder vor der Aufgabe, Wege aus Sicherheitsgründen ganz neu anzulegen.

© Sektion Matri i. O.

beitsgebiet in der Granatspitzgruppe und wenn es die Kapazitäten zulassen, übernimmt der Wegebautrupps des Alpenvereins Matri i. O. auch Arbeiten für andere Sektionen im Pinzgau, etwa für die Sektion Austria in Kaprun oder die Sektion Salzburg auf der Venediger-Nordseite. Würde es den Wegebautrupps und Maria Niederegger nicht geben, müssten aus Bonn, Essen, Mönchengladbach und Stuttgart, aus St. Pölten, Salzburg, Wien und Baden die Mitglieder der Sektionen auch kurzfristig anreisen, um Schäden an Wegen zu beheben. Auch die Hauptvereine von DAV und ÖAV wären mit den Wegenetzen im Bereich der Neuen Prager Hütte und der Rudolfshütte gefordert. Das professionelle Modell ist nicht nur eine enorme

Entlastung für die Sektionen, sondern auch für die Nationalparkverwaltung. Wenn es an einem der Lehrpfade des Nationalparks Hohe Tauern etwas zu reparieren gibt oder Schautafeln aufgestellt oder ausgetauscht werden müssen, dann übernimmt das ebenfalls der Matrier Wegebautrupps.

Je nach Arbeitsaufkommen und Aufgaben sind in dem einen Jahr mal drei, in dem anderen Jahr auch mal vier Männer unterwegs. „Vollzeitarbeitsplätze sind das“, sagt Maria Niederegger und ein begründeter Stolz ist herauszuhören, als sie hinzufügt: „Das ist ein wichtiger Beitrag, den wir für den Arbeitsmarkt in unserer strukturschwachen Region leisten.“ Ein Schlosser gehört derzeit zum Team und ein Elektriker. Der Jüngste ist 28 Jahre alt, der älteste 60. Alle seien sie in der Landwirtschaft aufgewachsen; Männer, die von klein auf gelernt hätten, dass ein Weg gepflegt werden müsse, mit dem Blick für das, was notwendig ist, erklärt Maria Niederegger das Besondere.

Gemeinsam mit dem Wegebautrupps schreibt sie Anfang September die Aufgaben für das nächste Jahr zusammen und macht den Sektionen und dem Nationalpark Kostenvoranschläge. Anfang Oktober geht es dann an die konkreten Planungen. Ende Oktober weiß Maria Niederegger ganz genau, welche Arbeiten im nächsten Jahr erledigt werden sollen. Je nachdem muss sie einen zusätzlichen Mitarbeiter für den Wegebautrupps einstellen. In den höheren Lagen des Arbeitsgebiets müssen aufgrund des Gletscherrückgangs und weil der Permafrost regelmäßig taut Wege verlegt, alte ganz aufgelassen und neue Wegführungen gefunden werden: wie am Rotenmantl, am Weg von der Reichenberger Hütte nach St. Jakob oder an der Donnerbaumscharte, wo kürzlich ein sicherer Übergang geschaffen werden musste. Für die Spezialisten des Matrier Wegebautrupps kein Problem. Sie haben noch für jede Herausforderung eine Lösung gefunden.

### Wegebau inklusive

Wer sich einen Eindruck von den vielfältigen Aufgaben des Wegewarths im Gebiet des Hohen Ifen (2229 Meter) verschaffen will, der kann das bequem mit einem Besuch auf der Homepage der Schwarzwasserhütte tun. Idyllische Hochmoore können rund um die Hütte durchwandert werden, und immer wieder führen die Wege auch über Bä-

che. Das macht Lust auf Bewegung in der Natur. Die Fotos zeigen aber auch: In diesen Wegen steckt viel Arbeit. Vor allem die mit Steinen gepflasterten Abschnitte durch die Moorflächen seien sehr anspruchsvoll in der Pflege, sagt Stefan Kronberger, der bei der Sektion Schwaben dieses Arbeitsgebiet im Kleinwalsertal betreut. Etwa 35 Kilometer ist das Wegenetz an der Schwarzwasserhütte lang, einmal im Jahr wird es komplett vom Wegewart begangen. Stefan Kronberger, Jahrgang 1965, im Hauptberuf Gärtnermeister, hat Glück. Wenn er zu Arbeitseinsätzen am Wochenende einlädt, kann er meist sogar auf eine Warteliste von interessierten Helfern zurückgreifen. Doch das allein macht den Wegebau rund um die Schwarzwasserhütte nicht so besonders. Einzigartig und herausragend ist das jährliche Inklusionsprojekt: Seit 2012 helfen einmal im Jahr ein Wochenende lang junge Menschen mit und ohne Sehbehinderung zusammen, um das Wegenetz in Schuss zu halten. Es ist für sie Teil ihrer Ausbildung. Die einen machen eine Gartenbau-Lehre bei der Nikolauspflanze, einem Kompetenzzentrum für Sehbehinderte in Stuttgart, die anderen sind Azubis bei der Firma Christoph Schweizer Gartenbau in Esslingen, bei der auch Stefan Kronberger angestellt ist.

Die Auszubildenden lernen bei ihrer gemeinsamen Arbeit an diesem Ort aber nicht nur für den Beruf. Sie profitieren auch persönlich voneinander. „Die jungen Leute, die sehen können, erleben hier, dass es nicht selbstverständlich ist, uneingeschränkt arbeiten zu können. Den jungen Menschen mit Handicap zeigen wir, dass sie sich sogar an Orten einbringen können, an denen viele bisher noch nie waren, weil es ihnen zu gefährlich schien“, sagt Stefan Kronberger. Für ihn als Arbeitsgebietsbetreuer ist dieses Inklusionsprojekt eine besondere Herausforderung. Mit den jungen Leuten einfach so die 260 Kilometer von Stuttgart nach Riezlern fahren, zur Hütte aufsteigen und schauen, was dort oben an Arbeit wartet, ob ein alter Weg aufgelassen werden muss, weil sich ein neuer gebildet hat, oder ob ein Weg vielleicht sogar weiträumig verlegt werden muss, so viel Spontantät ist bei diesem anspruchsvollen Projekt nicht möglich. Stefan Kronberger muss schon im Vorfeld genau überlegen, an welchen Wegabschnitten Sehbehinderte gefahrlos arbeiten kön-



nen und wie er sie einteilen muss. Denn absturzgefährdete Wegabschnitte sind tabu.

In kleinen Teams, Sehende sowie Sehbehinderte und ihre Betreuer gemischt, ziehen meist drei oder vier Teilnehmer los. „Ich bin jedes Mal wieder erstaunt, wie gut die Sehbehinderten ihr Handicap ausgleichen“, sagt Stefan Kronberger. Sie legen Trittstufen an, erneuern Wasserrinnen, pflastern Wege – hinauf zu den Ochsenhofer Köpfen und zum Walmendinger Horn, zum Diedamskopf und zum Steinmandl. Im touristisch stark erschlossenen Kleinwalsertal ist der Druck der Wanderer auf die Wege besonders groß, entsprechend fordernd sind die alljährlich anfallenden Sanierungsaufgaben.

**Gelebte Inklusion:** Das Wegenetz rund um die Schwarzwasserhütte im Kleinwalsertal wird alljährlich von Auszubildenden mit und ohne Sehbehinderung in Schuss gehalten.

© Sektion Schwaben





Wege im Gebirge herzurichten, ist harte Arbeit. Stefan Kronberger erlebt es trotzdem immer wieder, dass junge Menschen dieses besondere Erlebnis nicht missen möchten. Dann rufen sie ihn an und fragen, ob sie im nächsten Frühjahr wieder beim Wegebau mitmachen dürfen, auch wenn sie dafür eigens Urlaub nehmen müssen. Dass insbesondere viele der Sehbehinderten vorher nie ein Bergerlebnis hatten, spielt dabei bestimmt mit eine Rolle. Das Projekt beweist: Wenn junge Menschen mit und ohne Handicap zusammenhelfen, dann werden aus breitgetretenen Routen und vom Regen ausgespülten Pfaden im Gebirge wieder gut begehbarer Wanderwege. Und manchmal tun sich auch ganz neue Wege für das Leben auf. (Mehr zum Thema Inklusion siehe Seite 130).

### Beliebter Steig mit langer Tradition

Der Steigbaum im Hans-von-Haid-Steig kostet Überwindung. An der wackeligen Schiene mit Metallstreben links und rechts geht es fast 15 Meter senkrecht hinauf, die Felswand befindet sich gefühlt meterweit weg, darunter tiefes Nichts. Der Steigbaum ist ein Relikt aus den Anfängen des Alpinismus, als die ersten Klettersteige entstanden und sich gleichzeitig Bergpuristen darüber beklagten, die Berge würden durch solche Anlagen „in Ketten gelegt“. Der moderne Alpinist, der zwar Seilbrücken oder -rutschen, kraftraubende Überhänge und athletische Aufschwünge mühelos überwindet, ist solche Herausforderungen einer längst vergangen geglaubten Zeit nicht mehr ge-

wöhnt und muss deshalb seinen ganzen Mut zusammennehmen.

Der Hans-von-Haid-Steig an der Rax gehört in den Ostalpen zu den Klettersteigen mit der längsten Tradition. 1913, als noch Kaiser Franz Joseph und seine Familie in Reichenau urlaubten, wurde der Klettersteig gebaut, um den Städtern aus Wien ein besonderes alpines Vergnügen zu bieten. Das hat Spuren hinterlassen. An manchen Stellen haben sich die Stahlseile tief in den Fels gefressen. Doch trotz seines hohen Alters ist der Haid-Steig heute beliebter denn je. An der Rax, dem alpinistischen Spielplatz der Wiener, ist der Klettersteig-Trend besonders zu spüren.

Tschechen, Slowaken, Ungarn und sogar Polen kommen in Busladungen. Es gibt Tage, an denen sich mehrere hundert Alpinisten im Haid-Steig tummeln. „Dann muss man sich am Morgen schon in der Dunkelheit auf den Weg machen, um am Einstieg nicht auf lange Schlangen zu treffen“, erzählt Roland Krätzel, der Klettersteigbetreuer der Sektion Reichenau. „Wir wollen die Massen vom Haid-Steig wegnehmen, den Überandrang entzerren“, sagt Krätzel. Deswegen wird in Reichenau der Königsschusswand-Steig derzeit erweitert.

Roland Krätzel, Jahrgang 1967, nimmt es mit der Sicherheit sehr genau. Ihm ist es ein persönliches Anliegen, dass Probleme und Gefahrenstellen schnell behoben werden. Doch als Ehrenamtlicher ist es neben dem Beruf nicht immer möglich, sofort zu reagieren. Die Sektion Reichenau hat deshalb seit einigen Jahren einen Wartungs-

**Marmor, Stein und Eisen bricht: Besonders gut weiß das Roland Krätzel, der seit drei Jahrzehnten für die Sicherheit der Klettersteige auf der Rax zuständig ist.**

© Sektion Reichenau an der Rax

**Frauen-Power:**  
Anja Berchtold aus Traunstein ist eine der wenigen Wegewartinnen. Als Einzelkämpferin sieht sie sich dennoch nicht.

© Sektion Traunstein



vertrag mit einer Firma, die sich auf Klettersteige spezialisiert hat. Zweimal pro Jahr begehen deren Mitarbeiter den Haid-Steig, die anderen Steige werden mindestens einmal pro Jahr noch von Krätzel selbst begangen. Schließlich soll sich an den Steigen der Rax niemand in Gefahr begeben. Als studierter Maschinenbau-Ingenieur kann Krätzel von Berufs wegen einschätzen, was das Material aushält – und was eben nicht. „Dass die Grauzonen, die es früher beim Bau von Klettersteigen gab, über die Jahre weniger wurden und heute viel genauer reglementiert ist, wie das Material beschaffen und verarbeitet sein muss, hat Vorteile“, sagt er. Es helfe vor allem all jenen, die technisch nicht so bewandert seien.

Roland Krätzel hat eine lange Erfahrung. Seit fast drei Jahrzehnten kümmert er sich um die drei Klettersteige und die zwei teilweise mit Seilen versicherten Wege an der Rax. Erst sollte er nur mit-helfen. Doch weil die beiden Steigbetreuer in einer Lawine starben, wurde Krätzel schon in jungen Jahren für die Sicherheit der Steige verantwortlich. Niemand weiß deshalb so gut wie er, dass auch massiver Stahl den Massen der Klettersteiggeher nicht ewig standhält. Regelmäßig sind

Versicherungen beschädigt, Seile scheuern sich mit der Zeit durch. Erst vor drei Jahren haben sie den Haid-Steig generalsaniert und nagelneue Seile eingezogen. „In zwei Jahren werden wir die ersten Teile wieder austauschen müssen“, vermutet der Diplom-Ingenieur.

### Von wegen Männersache

Als Anja Berchtold nach Traunreut zog und später nicht mehr aktiv in der Bayernliga Fußball spielte, stand für die junge Frau fest: „Ich will mich beim Alpenverein engagieren und eine sinnvolle Aufgabe übernehmen.“ Und noch etwas war für die Montessori-Lehrerin klar: Fachübungsleiterin wollte sie auf gar keinen Fall werden. „Etwas Ähnliches mache ich ja die ganze Woche über.“ Die Freizeit sollte Abwechslung bringen. Sie wandte sich an die Geschäftsstelle der Sektion und ehe sie sich versah, brach die gebürtige Bonnerin eines Tages mit Christian Scheiter zu ihrer neuen Aufgabe auf. Scheiter, Jahrgang 1947, war seit drei Jahrzehnten der Wegewart der Sektion Traunstein. Und er suchte einen Nachfolger.

Einen Nachfolger bzw. eine Nachfolgerin für einen Wegewart zu finden, ist nicht immer einfach. „Ein personeller Wechsel sollte schon frühzeitig geplant werden. Ideal ist es, wenn der langjährige Wegewart seinen Nachfolger in die Aufgabe einarbeiten kann und auch nach der Amtsübergabe mit gutem Rat zur Seite steht. Er kennt am besten die Brennpunkte in seinem Arbeitsgebiet und hat viel Erfahrung mit den Besonderheiten des alpinen Wegebaus“, heißt es im Wegehandbuch von DAV und ÖAV. In Traunstein wurde die Nachfolge vorbildlich gelöst. Nicht von heute auf morgen musste Anja Berchtold die Verantwortung übernehmen. Sie konnte in die Aufgabe hineinwachsen und der Lernprozess ist noch nicht abgeschlossen. „Mir hilft es sehr, dass Christian Scheiter weiter mein Ansprechpartner ist und dass er mich auch jetzt noch tatkräftig unterstützt, ist viel wert“, sagt die 38-Jährige.

Christian Scheiter macht so leicht niemand etwas vor, er hat einen kaum zu überbietenden Erfahrungsschatz. „Christian hat Kontakte überall hin, kennt wirklich jeden und vor allem das Gebiet kennt er bestens“, sagt Anja Berchtold voller Respekt. Vernetzung ist für den Wegewart der Sektion Traunstein wichtig, denn die Wege hinauf zur



Neuen Traunsteiner Hütte auf der Reiteralpe liegen teilweise im Gebiet des Nationalparks Berchtesgadener Alpen. Die Wegewartin Anja Berchtold hat auf ihren Touren von ihrem Vorgänger viel gelernt. Wann müssen Stufen erneuert werden? Passt die Markierung noch? Oder braucht es gar einen Wegweiser? „Ich schaue jetzt viel bewusster hin“, sagt Anja Berchtold. Geht sie heute einen Weg ab, überlegt sie, ob dieser Weg auch für Menschen geeignet ist, die nicht so oft in den Bergen unterwegs sind. „Als Wegewart muss ich mich in jemanden hineinversetzen, der den Weg nicht kennt. Auch bei Nebel muss sich jeder zurechtfinden können. Da bin ich viel sensibler geworden.“

Seit 2015 ist sie nun bei der Sektion Traunstein verantwortlich dafür, dass Wege so markiert und gepflegt werden, dass sich jeder zurechtfindet und sich niemand in Gefahr begibt. Die Arbeit an den Wegen ist noch immer vorwiegend Männersache und Anja Berchtold eine der wenigen Frauen, die diese Aufgabe verantwortlich übernehmen. Das stört sie jedoch nicht. „Bislang waren das jedenfalls Aufgaben, die ich gut bewältigen konnte“, sagt Anja Berchtold. Sie hat Markierungen erneuert, Wegnummern angebracht, Wegweiser

aufgerichtet, Latschen ausgeschnitten und gemeinsam mit ihrem Mentor Christian Scheiter startete sie im vergangenen Jahr das Pilotprojekt, den Verbindungsweg zwischen der Neuen und der Alten Traunsteiner Hütte trocken-zulegen.

Wie umfassend die Arbeit eines Wegewarts wirklich ist, wie viele Überlegungen in einem Weg stecken, darüber habe sie sich nie Gedanken gemacht, sagt Anja Berchtold. Weil sie berufstätig ist und sich darüber hinaus auch bei der Bergwacht engagiert, bleiben ihr nur die Wochenenden und die Ferien für die Arbeiten an dem 60 Kilometer langen Wegenetz der Sektion. Sie will Verantwortung verteilen. Gemeinsam mit Christian Scheiter entwickelte sie die Idee, dass Sektionsmitglieder den Zustand bestimmter Wege regelmäßig kontrollieren. Als Wegewartin wird sie dann dafür sorgen, dass die notwendigen Arbeiten ausgeführt werden. Einzelkämpferin kann und will Anja Berchtold nicht sein. Arbeitsteilung ist ihre Lösung. „Nachdem sich herumgesprochen hat, dass ich die Aufgabe übernehmen werde, haben mir viele angeboten, mir bei der Arbeit zu helfen“, erzählt sie. Diese Unterstützung habe ihr die letzten Zweifel genommen.

**Mädchen für alles? Bisher hat Anja Berchtold als Wegewartin noch für jede Aufgabe eine Lösung gefunden – auch weil sie auf große Unterstützung in der Sektion zählen kann.**

© Sektion Traunstein

# Wegenetz im Klimawandel

Herausfordernde Entwicklungen um die Kürsingerhütte

>> Florian Ritter





*Das Wegenetz um die Kürsingerhütte in der Venedigergruppe hat sich immer wieder verändert. Vor allem die Entwicklung während der letzten 30 Jahre ist markant. Im Zentrum steht dabei der Gletscherschwund: das massive Zurückschmelzen des Obersulzbachkeeses. Ein Bericht über ein prägnantes Beispiel, wie der Klimawandel das hochalpine Wegenetz beeinflussen kann.*

### **Alpenvereinskarten zeichnen die Geschichte nach**

Die Veränderungen des Routen- und Wegenetzes rund um die Kürsingerhütte lassen sich während der letzten Jahrzehnte sehr gut anhand der verschiedenen Ausgaben der Alpenvereinskarte Venedigergruppe nachvollziehen, von der seit 1980 sechs erschienen sind.<sup>1</sup>

Die Kartenausschnitte erinnern an Fehlersuchbilder in Zeitungen, in denen sich kleine – aber entscheidende – Unterschiede verbergen. Die nummerierten Markierungen in den Abbildungen helfen dabei, die wichtigsten Unterschiede zu finden. Außerdem verweisen die Zahlen auf die zugehörigen Erklärungen im Text. Beim Versuch, die Entwicklung des Wegenetzes anhand der Karten nachzuzeichnen, ist allerdings zu beachten, dass die eingezeichneten Gletscherstände nie den Ausgabejahren der Karten entsprechen, sondern immer einige Jahre „nachhinken“. Auch manche Wegverlegungen wurden in den Karten erst viele Jahre später korrigiert.

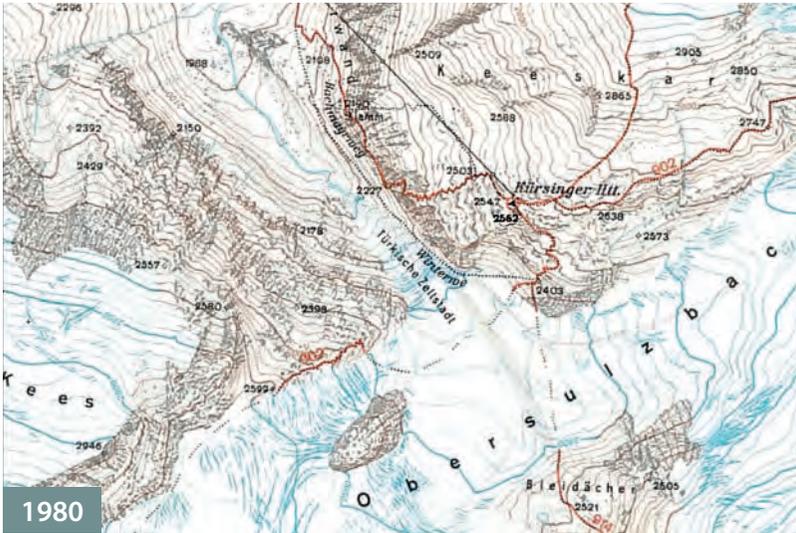
---

<sup>1</sup> In diesem Artikel werden nur 5 Ausgaben vorgestellt. Die Ausgabe 1988 wurde weggelassen, weil das darauf eingezeichnete Wegenetz im Bereich der Kürsingerhütte identisch mit dem in der Ausgabe 1994 ist.

**Die Entwicklung des Obersulzbachkeeses: links eine nicht näher datierte Aufnahme der Gletscherzunge mit der „Türkischen Zeltstadt“ (oben) sowie eine aus der Zeit um 1900; rechts Vergleichsaufnahmen aus 2008.**

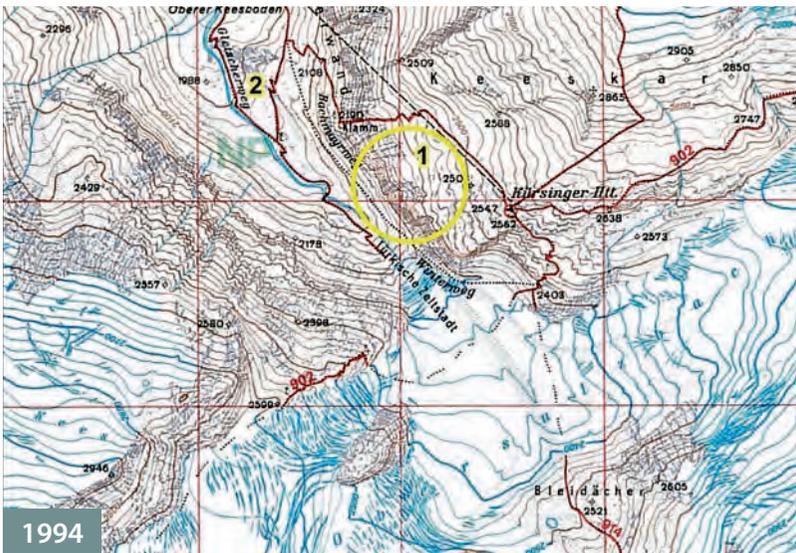
© Sammlung Gesellschaft für ökologische Forschung





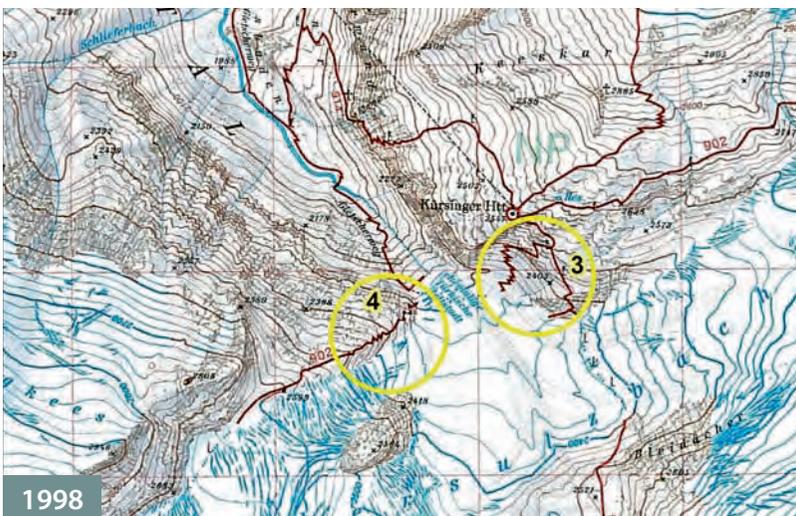
**Entwicklung 1980–1994:** Die erste augenscheinliche Veränderung seit 1980 ist das Wegfallen des Bachmayrwegs (1) als Zustieg zur Kürsingerhütte in der Karte von 1994. Die Darstellung in der Karte ist allerdings insofern falsch, als der Bachmayrweg 1980 schon lange nicht mehr existierte: Mit diesem in den 1930er-Jahren gebauten Weg sollte ein für Maultiertransporte geeigneter Zustieg zur Hütte geschaffen werden. Er verlief im mittleren Teil über die rechte Seitenmoräne des Obersulzbachkeeses.

Nur wenige Jahre nach Errichtung des Weges rutschte jedoch die ganze Seitenmoräne ab, da sie durch das Abschmelzen der Gletscherzunge am Hangfuß instabil geworden war. Das bedeutete auch das Ende dieses Prestigeprojekts. Der Weg durch das „Klamml“ existierte schon vor dem Bau des Bachmayrweges und wurde nach dessen Ende wieder zum Hauptzustieg zur Hütte. Neu ist in der Ausgabe 1994 außerdem der Gletscherlehrweg, den der Alpenverein im Vorfeld des Obersulzbachkeeses angelegt hat (2).



**Entwicklung 1994–1998:** In den folgenden Jahren sank die Gletscheroberfläche beim Zusammenfluss der einzelnen Gletscherzungen bzw. im Bereich der ehemaligen „Türkischen Zeltstadt“ weiter ein. Diese Bezeichnung bezog sich auf den stark zerklüfteten Gletscherbruch, der sich ursprünglich dort befunden hatte, durch das Nachlassen der Eisbewegung und das Abschmelzen des Gletschers aber allmählich verschwand. Der Name ist bis heute so bekannt, dass er auf den aktuellen Karten noch verwendet wird, obwohl in der Umgebung schon länger kein Gletschereis mehr zu finden ist.

Wegen des Absinkens der Gletscheroberfläche veränderte sich auch der Übergang auf den Gletscher massiv. Durch die Entstehung eines großen Gletscherbachs am Eisrand wurde der ursprüngliche Zustieg südlich der Kürsingerhütte unmöglich. Als Alternative baute man einen Weg durch den steilen Moränenhang südlich der Hütte (3). Auch der von der Warnsdorfer Hütte kommende Übergang auf der Westseite des Obersulzbachkeeses ist in der neuen Karte anders eingezeichnet, was darauf schließen lässt, dass die linke Teilzunge des Obersulzbachkeeses ebenfalls nicht mehr gut begehbar war (4). Diese beiden Wegver-

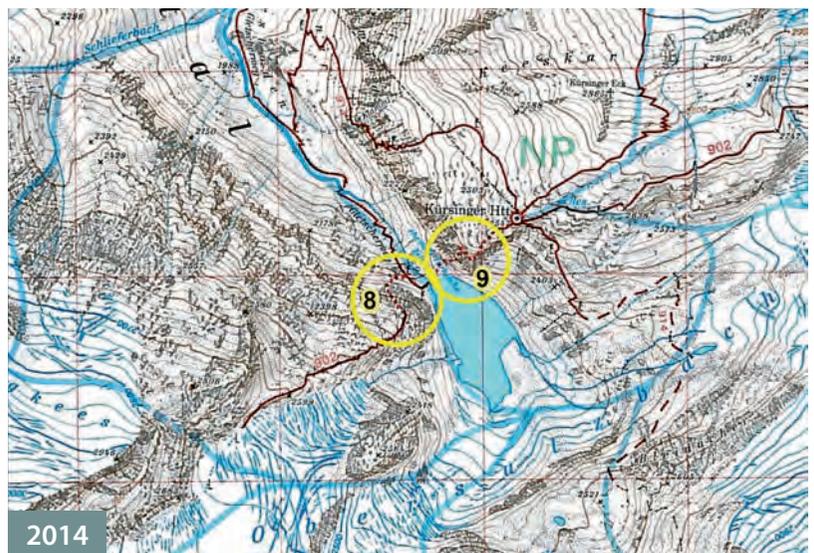
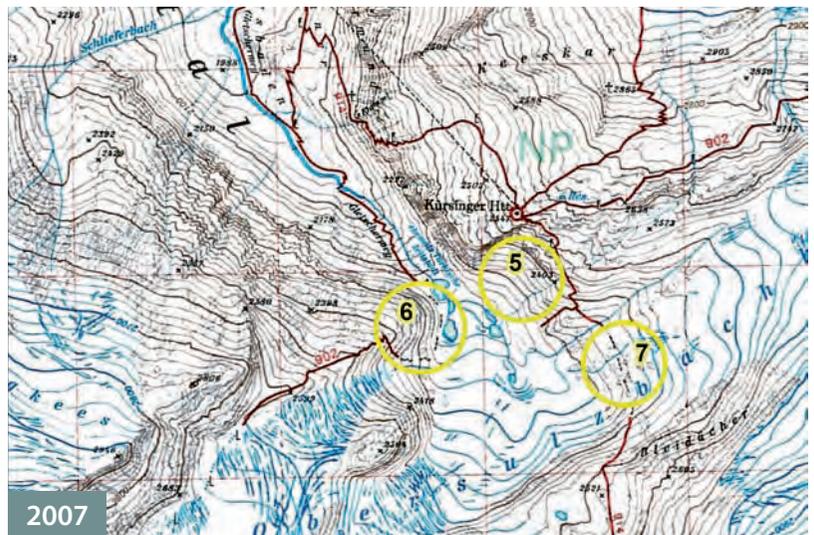


legungen (3 und 4) fanden vermutlich schon in den 1980er-Jahren statt, wurden aber erst 1998 in die Karte eingetragen. Auch der Gletscherlehrweg wurde immer wieder bis zum Gletscherrand verlängert.

**Entwicklung 1998–2007:** 1999 musste der Verbindungsweg zwischen Warnsdorfer Hütte und Kürsingerhütte wegen Hanginstabilitäten und Eiszerfall am Zungenende des Obersulzbachkeeses gesperrt werden (5 und Abb. Seite 87). Der Übergang war dadurch nur mehr mit einem langen Umweg über den Gletscherlehrweg möglich und blieb im Bereich des zerfallenden Zungenendes trotzdem heikel (6, auf der Karte als Steigspuren eingezeichnet). Im August 2001 ereignete sich im Bereich des gesperrten Weges (5) ein schwerer Unfall, bei dem drei Personen durch plötzlich herabkollernde Felsblöcke und Geröll getötet wurden. Ausgelöst wurde das Ereignis durch den zerfallenden Gletscher. In dieser Zeit trennte sich außerdem die rechte Teilzunge von der Hauptzunge des Obersulzbachkeeses. Dadurch entstand eine eisfreie Quermöglichkeit des ehemaligen Gletscherbetts nach Süden Richtung Bleidächer bzw. Obersulzbachtörl (7).

**Entwicklung 2007–2014:** In den folgenden Jahren schmolz die Gletscherzunge im Talkessel vollständig ab. Die früher einheitliche Zunge des Obersulzbachkeeses zerfiel in fünf bis sechs Teilgletscher und oberhalb der Steilstufe der ehemaligen Türkischen Zeltstadt entstand am Talboden ein neuer Gletschersee. Dieser grenzte auf einer Seite an steilen Fels und auf der anderen an den Fuß des steilen, labilen Moränenhanges, so dass der See nicht umgangen werden konnte. Damit war die Verbindung zwischen Warnsdorfer Hütte und Kürsingerhütte endgültig unterbrochen. Bereits vor den neuzeitlichen Gletscherhochständen im 19. Jahrhundert hatte an dieser Stelle ein See existiert. Beispielsweise ist er im Atlas Tyrolensis von 1774 als *Sulzsee* eingetragen. Der offizielle Name des „neuen“ Sees lautet Obersulzbachsee.

Nach der Entstehung des Sees legte man zunächst, von der Warnsdorfer Hütte kommend, am Westufer einen neuen Weg an, der ein Stück talwärts durch Felsgelände verläuft und teilweise versichert ist (8). Mit der Errichtung eines gut ver-



© ÖAV/Grafik W. Beer

sicherten Alpinsteigs am Ostufer des Sees (Kürsingersteig) schuf die Sektion Salzburg 2009 schließlich wieder eine direkte Verbindung zwischen Warnsdorfer Hütte und Kürsingerhütte (9) – das Wegenetz rund um die Kürsingerhütte „funktioniert“ also wieder, auch wenn es nie wieder so sein wird wie früher.

Die Entstehung des Obersulzbachsees und die Wegverlegungen hatten auch Konsequenzen auf allfällige Rettungsmaßnahmen bei Bergunfällen im Gebiet südlich des Sees, da der See nicht mehr umgangen werden kann. Die Bergrettung Neukirchen hat deshalb an dessen Nordseite ein Boot deponiert, um im Notfall den See überqueren zu können.



Sondermarke mit dem Obersulzbachkees (2009). Motiv und Text sollen auf den Gletscherschwund aufmerksam machen.

© Sammlung H. Slupetzky

## Der Klimawandel verändert Landschaft und Wegenetz

Das Beispiel der Kürsingerhütte ist kein Einzelfall. Der Klimawandel verändert die Landschaft und damit auch das Wegenetz. Das liegt daran, dass die fortschreitende Erwärmung der Atmosphäre zahlreiche Naturprozesse beeinflusst, die das Gelände verändern.

Ein Teil davon sind meteorologisch-hydrologische Prozesse, also Phänomene, die mit dem Niederschlag und dem Wasserabfluss zusammenhängen: Die mittlere Schneefallgrenze steigt an, die Wahrscheinlichkeit von Starkniederschlägen nimmt zu, Bäche weisen immer höhere Abflussspitzen auf usw.

Ein anderer Teil besteht aus morphodynamischen Prozessen, bezieht sich also auf Veränderungen der Geländeoberfläche in Raum und Zeit. Dazu gehören Gletscherschwund, Erosion, Steinerschlagaktivität, Muren usw.

Die unten stehende Tabelle beschreibt einige Beispiele dafür, wie das alpine Wegenetz durch solche Prozesse in Verbindung mit dem Klimawandel beeinträchtigt werden kann. Besonders starke Veränderungen kann man in den Hochgebirgsregionen beobachten. Das liegt daran, dass viele der genannten Phänomene durch Gletscherschwund oder auftauenden Permafrost hervorgerufen werden. Zahlreiche dieser Phänomene waren und sind auch rund um die Kürsingerhütte zu finden.

## Beispiele für Beeinträchtigung von Wegen durch den Klimawandel

Zunahme von Naturgefahrenereignissen	Nicht nur, aber auch als Folge von Gletscherschwund und auftauendem Permafrost können Wege durch Muren, Hangrutschungen, Felsstürze und ähnliche Ereignisse zerstört werden. Auch kleine Ereignisse wie z. B. Steinerschlag können bei entsprechender Häufigkeit dazu führen, dass betroffene Wege gesperrt werden müssen, obwohl sie davon nicht zerstört werden.
Verstärkte Erosion	Als Folge des Gletscherschwunds kommt es besonders im eisfrei gewordenen Gelände rund um Gletscher zu verstärkter Erosion. Wege können dadurch beschädigt oder zerstört werden. Die ständige Verlagerung von Gletscherbächen in neu entstandenen Gletschervorfeldern ist ein weiterer Unsicherheitsfaktor für Wege in diesen Bereichen.
Extreme Abflussspitzen bei Gletscherbächen	Hitzewellen verursachen auf Gletschern außerordentliche Abschmelzraten. Wenn sich hohe Schmelzwassermengen und Starkniederschläge summieren, kommt es bei Gletscherbächen zu extremen Abflussspitzen. Diese können Stege und Brücken beschädigen oder wegreißen und die Bäche unpassierbar machen.
Veränderungen von Gletscherrouten	Aufgrund der starken Veränderung der Gletscher selbst sind die Auswirkungen auf Gletscherrouten besonders massiv. Da diese nicht Teil des markierten Wegenetzes sind, werden sie hier nicht näher behandelt. Allerdings beeinflussen solche Veränderungen zum Teil auch das markierte Wegenetz: Wenn eine vielbegangene Gletscherroute schwieriger, gefährlicher oder einfach weniger attraktiv wird (etwa aufgrund langer Zustiege durch Gletschervorfelder aus losem Schutt, Veränderungen der Spaltensituation usw.), verändert sich damit auch die Bedeutung der Zustiegswege und der umliegenden Hütten.
Rückgang der sommerlichen Schneebedeckung im Hochgebirge	Häufig führen Wegabschnitte im Sommer über Altschneefelder. Früher waren das meist perennierende, also den Sommer überdauernde Schneefelder. Immer häufiger schmelzen diese schon früh ab, so dass im frei gewordenen Gelände ein Weg angelegt werden muss. Auch Neutrassierungen bzw. Wegverlegungen können dadurch erforderlich werden.
Erfordernis neuer Weginfrastruktur im Gletscherumfeld	Wenn Gletscher abschmelzen, geben sie häufig schwierig zu begehendes Gelände frei, das davor unter dem Eis verborgen war. Mit dem Rückzug der Gletscher wird in diesen Bereichen also neue Weginfrastruktur notwendig, sofern es überhaupt technisch möglich ist, dort Steiganlagen zu errichten. Am Zustieg zu Gletschern sind solche Problemzonen z. B. großflächige Lockerschuttmassen im Gletschervorfeld, steile Moränenwälle oder von glatten Gletscherschliffen durchsetztes Felsgelände. Im Gipfelbereich besteht das häufigste Problem hingegen im Auspern steiler, brüchiger Felsen.
Erhöhte Tendenz zu extremen Witterungsereignissen	Durch die Klimaerwärmung (in den Alpen seit den 1880er-Jahren um rund 2° C) kommt es zu einer Zunahme der Häufigkeit extremer Witterungsereignisse. So ist z. B. die Anzahl von Stürmen gestiegen, die großflächige Waldschäden verursacht haben. In den betroffenen Gebieten waren wiederholt längerfristige Wegsperrungen die Folge.

## Gletscherschwund und auftauender Permafrost

Der Gletscherschwund ist mit Sicherheit die auffälligste Veränderung der Hochgebirgslandschaft in Folge der globalen Erwärmung – immerhin haben manche Gletscher seit 1850 bis zu 75 Prozent ihrer Fläche verloren. Das Verschwinden des Eises löst wiederum vielfältige andere Prozesse und Phänomene aus, die sich – wie in Tabelle 1 beschrieben – zum Teil direkt auf das Wegenetz auswirken.

Das Schlagwort Permafrost ist hingegen hauptsächlich in Zusammenhang mit Naturgefahrenereignissen wie Steinschlag, Felsstürzen, Hangrutschungen und Muren zu hören. Als Permafrost bezeichnet man Gestein oder Lockermaterial unter der Erdoberfläche, das im gesamten Jahresverlauf Temperaturen unter 0 °C hat. Permafrost beschreibt also nur einen Temperaturzustand und bedeutet nicht zwingend, dass im Untergrund Eis vorhanden ist.<sup>2</sup> In den Ostalpen tritt Permafrost in Abhängigkeit verschiedener Faktoren (z. B. Exposition) oberhalb von ca. 2500 bis 2900 Metern Seehöhe auf (in tieferen Lagen nur fleckenhaft).

Auftauender Permafrost kann sowohl die Hangstabilität von Schutt- und Moränenhängen als auch von Felswänden beeinträchtigen und so die oben beschriebenen Naturgefahrenereignisse auslösen. Da Permafrost an der Erdoberfläche nicht direkt sichtbar ist, sind seine Veränderungen – im Gegensatz zum Gletscherschwund – in der Landschaft nicht offensichtlich. Trotzdem können sie tiefgreifende und – da Permafrost sehr langsam auf Klimaänderungen reagiert – langfristige Folgen haben.

### Sind diese Phänomene neu?

Viele dieser Phänomene sind im Grunde genommen nichts Neues. Der Alpenverein begann ziemlich genau zum Zeitpunkt des neuzeitlichen Gletscherhöchststandes (der sogenannten „Kleinen Eiszeit“) Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Erschließung der Ostalpen. Der Aufbau des Hütten- und Wegenetzes erfolgte also mehr oder weniger parallel zum allmählichen Rückzug der Gletscher. Schon 1893 weist der langjährige Generalsekretär



des Alpenvereins Johannes Emmer auf daraus folgende Schwierigkeiten bei der Anlage von Wegen in Gletscherregionen hin:

*„Bei der Veränderlichkeit der Gletscher tritt aber nicht selten der Fall ein, dass die hergerichtete Route zu anderen Zeiten nicht mehr begangen, d. h. der Gletscher an der betreffenden Stelle nicht gequert werden kann. Es sind in der That schon mehrere solcher Weganlagen infolge dessen unbrauchbar geworden und verfallen.“<sup>3</sup>*

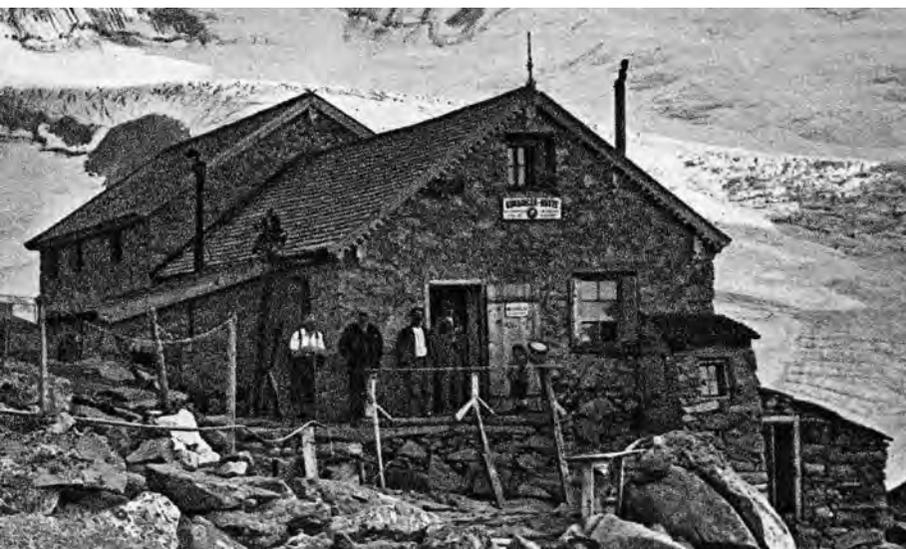
Anders als heute bezog Emmer die „Veränderlichkeit der Gletscher“ allerdings nicht nur auf deren Rückzug: Die allmähliche Erwärmung und das Zurückschmelzen der Gletscher seit etwa 1850 war durch mehrere kühlere Phasen unterbrochen. Deshalb kam es immer wieder zu neuerlichen (wenn auch kleineren) Gletschervorstößen. Wahrscheinlich eine der letzten Wegverlegungen wegen eines Gletschervorstoßes in den Ostalpen gab es am Großvenediger: Das Schlattenkees war in den frühen 1980er-Jahren um insgesamt 25 Meter vorgestoßen. 1985 hatte sich die Gletscherstirn bis auf wenige Meter einer Brücke über den Schlattenbach genähert. Die Brücke wurde deshalb ein Stück talauswärts versetzt und der Wanderweg entsprechend verlegt. Ab dem nächsten Jahr zog sich der Gletscher allerdings zurück (bis

Die zerfallende Gletscherstirn des Obersulzbachkeeses und der Beginn der Entstehung des Obersulzbachsees (Foto: H. Slupetzky, 19. 7. 2006). Siehe auch den Gletscherstand in der AV-Karte von 2007 (Seite 85).

© H. Slupetzky

<sup>2</sup> Insofern ist es nicht ganz korrekt, von „auftauendem Permafrost“ zu sprechen – der korrekte (aber weniger gut verständliche) Begriff wäre *Permafrostdegradation*.

<sup>3</sup> Emmer, Johannes: *Verfassung und Verwaltung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins*, Berlin 1893<sup>1</sup>, S. 62.



Die Kürsingerhütte mit dem ersten Zubau von 1896.

Rechts: Das Obersulzbachkees mit der Türkischen Zeltstadt um 1910.

© ÖAV-Archiv/Sammlung H. Slupetzky (rechts)

heute ohne Unterbrechung!), die Wegverlegung wäre also gar nicht notwendig gewesen.

Auch wenn die meisten der in Tabelle 1 genannten Phänomene bereits früher aufgetreten sind, so hat doch die Intensität der Veränderungen massiv zugenommen. Etwa ab den 1990er-Jahren kam es in Folge einer stärkeren Erwärmung zu einem beschleunigten Gletscherrückgang, der treffender als Gletscherschwund zu bezeichnen ist. Der sogenannte Hitzesommer 2003 führte dann zu extremen Massen- und Längenverlusten der Gletscher. Die Konsequenz war das verstärkte Auftreten der damit zusammenhängenden Phänomene (Tabelle 1). In Folge vermehrter Medienberichte rücken die Veränderungen seit damals auch stärker ins öffentliche Bewusstsein.

### Folgen für die Wegerhaltung

Wie das Beispiel der Kürsingerhütte zeigt, bedeuten die erwähnten Veränderungen für die Erhaltung des Wegenetzes oft eine große Herausforderung für die alpinen Vereine. Für jeden betroffenen Wegabschnitt müssen individuelle Lösungen gefunden werden. Diese reichen von der laufenden Ausbesserung mit einfachen Mitteln bis hin zu kostenintensiven Sanierungen. Manchmal ist es sogar weniger Aufwand, ganze Wegabschnitte zu verlegen und problematische Bereiche vollständig zu umgehen. Die Anwendung permanenter großflächiger Sicherungsmaßnahmen (z. B. Steinschlagnetze) ist in der Regel für Wanderwege unrealistisch. Oft dauert es Jahre, bis eine zufrieden-

stellende Lösung gefunden und umgesetzt werden kann. Während dieser Zeit sind die betroffenen Wege in der Regel nicht benutzbar, manchmal müssen sie auch dauerhaft aufgelassen werden.

Bei derartigen Sanierungsprojekten spielen nicht nur die handwerkliche Machbarkeit und die Finanzierbarkeit eine Rolle, sondern auch die Frage, wie technikintensiv der Alpenverein arbeiten möchte und welchen Standard Bergwege erfüllen sollen. Will man einen Weg um jeden Preis begebar erhalten und dafür Hängebrücken einfliegen oder Tunnel in den Berg sprengen? Oder gibt man einen solchen Weg lieber auf? Lässt man einen Weg verfallen, der eine lange Geschichte hat und über Generationen gepflegt wurde? Verständlicherweise gibt es im Alpenverein eine große Bandbreite an Meinungen darüber, welcher technische Aufwand zur Erhaltung von Wegen noch gerechtfertigt ist und welcher nicht. Außerdem wandelt sich im Lauf der Zeit das Bild, welche Erschließungsformen als vertretbar, als *fair means* gelten.

Egal von welcher Seite man das Thema betrachtet: Die Veränderungen im Zusammenhang mit dem Klimawandel bedeuten in jedem Fall eine große Herausforderung für die Erhaltung des alpinen Wegenetzes. Man darf aber nicht übersehen, dass es dabei regional starke Unterschiede gibt. Während manche Gebiete mit massiven Veränderungen konfrontiert sind, sind in anderen Gegenden gar keine Auswirkungen erkennbar. Einzelne Stellen im Wegenetz können sich so massiv verändern, dass ganze Aufstiegsrouten ihre Bedeutung



verlieren – und mit ihnen die zugehörigen Hüttenstützpunkte. Ebenso können sich in manchen Fällen die Wegverhältnisse aber auch verbessern. Vereinzelt ergeben sich durch das Zurückschmelzen der Gletscher auch Möglichkeiten, neue Wege zu Zielen anzulegen, die bisher nur über das Eis erreichbar waren. Beispielsweise ist mittlerweile eine praktisch eisfreie Quermöglichkeit der Venedigergruppe in Nord-Süd-Richtung über das Obersulzbachtörl entstanden – auch wenn diese Route bis jetzt nur zum Teil als richtiger Weg ausgebaut wurde.

### Ausblick

Gerade rund um die Kürsingerhütte sieht man, wie das Wegenetz in fast organischer Weise mitwächst, teilweise wieder abstirbt, sich anpassen will, anpassen muss, weil sonst der Standort unattraktiv wird und leidet. Besonders in Gletscherregionen ist die Veränderlichkeit des Geländes hoch. Das Beispiel der Kürsingerhütte zeigt aber auch, dass vor allem die Übergangszeit, in der die Gletscher an markanten Stellen im Gelände abschmelzen, turbulent ist. Nachdem sich die Gletscher zurückgezogen haben, kann im lokalen Wegenetz auch wieder Ruhe einkehren. Es schaut danach aber vielleicht ganz anders aus.

Veränderungen ergeben sich einerseits aus der Notwendigkeit, oft aber auch aus der Initiative der handelnden (oder eben nicht handelnden) Personen. Menschen sind erfinderisch. Wir müssen uns wohl keine Sorgen machen, dass Bergstei-

gen in den Gletscherregionen demnächst unmöglich wird, aber wir sollten uns bewusst sein, dass es lokal betrachtet markante Veränderungen gibt. Zwei Dinge sind sicher: Keine Lösung ist für die Ewigkeit und die Zukunft hat noch genügend Überraschungen parat.

### Weiterführende Literatur

Wesentliche Teile dieses Artikels sind Auszüge aus einem Beitrag des Autors im Buch „Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen“, hrsg. v. DAV, ÖAV und AVS, Böhlau-Verlag 2016 (2 Bände). Weiterführende Informationen zu Veränderungen hochalpiner Routen und Wege in Zusammenhang mit dem Klimawandel sowie zu den Wegenetzveränderungen rund um die Kürsingerhütte finden sich z. B. in der Dissertation des Autors: Braun, Florian (2009): Sommer-Bergtourismus im Klimawandel: Szenarien und Handlungsbedarf am Beispiel des hochalpinen Wegenetzes, Universität für Bodenkultur Wien.

Slupetzky, Heinz: Eine tödliche Falle, Analyse der Naturprozesse nach einem Alpinunfall, in: bergundsteigen (02), 2002, S. 16–18.

Lieb, Gerhard Karl und Slupetzky, Heinz (2013): Gletscherweg Obersulzbachtal. Naturkundlicher Führer zum Nationalpark Hohe Tauern. Band 4 (3. Aufl., hrsg. vom ÖAV).

### Dank

Vielen Dank an Heinz Slupetzky vom ÖAV Salzburg und an Emil Widmann, Hüttenwirt der Kürsingerhütte, für ihre Kommentare und ergänzenden Informationen zur Entwicklung des Wegenetzes rund um die Kürsingerhütte!

Der Kürsingersteig als Zustieg vom Obersulzbachsee zur Kürsingerhütte und Verbindung zwischen der Warnsdorfer und der Kürsingerhütte am AV-Weg 902 (Foto vom 12. 8. 2013).

Links: Die Querung des Gletscherbaches zum Kürsingersteig wurde durch den Bau eines Steges für die Abflussmessstelle „Türkische Zeltstadt“ des Hydrographischen Dienstes Salzburg möglich. Drei Wochen nach der Errichtung des Steges verlegte sich der Gletscherbach vom Venedigerkees, das Bachbett fiel trocken (Foto vom 20. 9. 2011).

© H. Slupetzky

# Interview

*Wanderwege sind viel mehr als nur eingetretene Pfade für Bergtouristen. Der Schweizer Wanderwegexperte Fredi von Gunten spricht mit Dominik Prantl über Wanderwege als Kulturgut, über die wichtige Möglichkeit, einen Steig im unwegsamen Gelände selbst finden zu dürfen – und warum es künftig wohl weniger Wanderwege geben wird als heute.*

Niederhorn	1 Std. 30 Min.	Gemmenalp- horn	2061m	Seefeld / Oberberg	40 Min.
Gemmenalp	Oberberg 30 Min.			Justistal	1 Std. 40 Min.
Beatenberg	Waldegg 1 Std. 50			Merlinen	2 Std.
				Grünenbergpass	50 Min.
				Bäreney	2 Std. 10 Min.
				Habkern	



# „Nicht jeder Wanderweg ist heute noch um jeden Preis schützenswert“

**Dominik Prantl (DP)** » *Das Wanderwegenetz der Alpen funktioniert nicht viel anders als ein Straßennetz – nur eben für Fußgänger. Richtig oder falsch?*

**Fredi von Gunten (FvG)** » Falsch.

**DP** » *Wieso falsch?*

**FvG** » Weil eine klassische Straße einen ganz anderen Zweck hat als ein Wanderweg. Nehmen wir eine Autobahn. Auf ihr soll man möglichst schnell von A nach B gelangen. Beim Wanderweg ist immer noch der Weg das Ziel. Das heißt: Man sucht eigentlich das Schöne, das Harmonische, das Kulturelle. Insofern orientiert sich die Anlage des Netzes nicht an ökonomischen Prinzipien, sondern eigentlich an der Schönheit der Natur.

**DP** » *Ist es denn tatsächlich noch so, dass die Menschen beim Wandern den schönsten Weg suchen und nicht den schnellsten?*

**FvG** » Wir haben zumindest Studien, in denen die Hauptmotivation, weshalb die Menschen wandern gehen, nichts damit zu tun hat, von A nach B zu gelangen. Wir gehen wandern, um die frische Luft zu genießen und um die Natur zu erleben. Zwar gibt es auch am Berg eine Ökonomie des Weges, um eben auf den Gipfel zu gelangen, aber das Wanderwegenetz gilt gerade nicht dem Transport. Vor allem nicht in der Schweiz. Ob das für alle Kulturen gilt, kann ich nicht sagen.

**DP** » *Dennoch: Was die Ausdifferenzierung von Wanderwegen betrifft, drängt sich ein Vergleich mit dem Straßennetz auf. Es gibt die oft zwischen Tal und Hütte laufenden „Autobahnen“, die bundesstraßenähnlichen Bergwanderwege oder alpine Routen, die vor allem Einheimische kennen (siehe Kasten „Schwierige Zahlen“).*

**FvG** » Der Eindruck ist schon richtig. Aber als Wanderer verabscheue ich anders als der Autofahrer doch eher diese Autobahnwanderwege. Selbstverständlich gibt es Menschen, die sich wegen ihres Alters oder der Konstitution auf breiten Wegen mit sogar harten Belägen bewegen, und das ist auch gut so. Aber den Großteil der Wanderwege würde ich nicht als Trampelpfade für die Masse bezeichnen.

**DP** » *Im Schweizer Bundesgesetz steht geschrieben, dass das Wanderwegenetz „vorwiegend der Erholung dient“. Lässt sich damit zumindest behaupten, dass das Wanderwegenetz dort anfängt, wo das Straßennetz aufhört?*

**FvG** » Man könnte sagen: teilweise. Wir unterscheiden drei Arten von Mobilität, nämlich den motorisierten Individualverkehr, den öffentlichen Verkehr und den Langsamverkehr, wozu das Wandern gehört. Eigentlich fängt die Wanderung eher dort an, wo der öffentliche Verkehr aufhört. So würde ich es jedenfalls lieber sehen.

**DP** » *Also ist das Wandernetz keine bloße Fortsetzung des Straßenverkehrs.*

**FvG** » Hoffentlich nicht. Das wäre jammerschade und überhaupt nicht spannend, weil Ausgangs- und Endpunkt derselbe sein müssen und ich damit den gleichen Weg häufig zweimal gehe. Der öffentliche Verkehr steht dagegen im Ausgangs- und Endpunkt zur Verfügung. Das ist doch viel interessanter.

**DP** » *Womöglich ist die Schweiz diesbezüglich auch etwas weiter als andere, eher Pkw-fokussierte Alpenländer wie beispielsweise Deutschland oder auch Österreich.*

**FvG** » Möglicherweise. Auch bei uns hat der motorisierte Verkehr noch immer den größten Anteil am Verkehrsaufkommen. Aber glücklicherweise hat man frühzeitig gemerkt, dass sich die Eisenbahn für den Transit viel besser eignet, und schon 1898 die Tunnel durch den Lötschberg-Simplon gebaut, eine der wichtigsten Verbindungen zwischen Norden und Süden. Auch der erst kürzlich eröffnete Gotthardtunnel ist eine klassische Eisenbahnverbindung. Die Eisenbahn ist demnach tief verankert in diesem Land.

**Fredi von Gunten**, Jahrgang 1959, ist vieles: Wanderer und Alpinist, verheiratet und Vater dreier erwachsener Kinder, diplomierter Bankkaufmann, diplomierter Sportmanager – und Offizier in der Schweizer Armee war er ebenfalls. Vor allem aber kennt Fredi von Gunten aus seiner langjährigen beruflichen Erfahrung die Ansprüche der Nutzer und die Entwicklung der Wege in den Bergen. Zwischen 1991 und 1999 führte er die Geschäfte des Schweizer Alpenclubs SAC, drei Jahre lang war er ehrenamtlich im Vorstand der International Climbing and Mountaineering Federation UIAA tätig. Nach fünf Jahren als Geschäftsführer der Schweizer Wanderwege wechselte er 2009 in gleicher Funktion zu SchweizMobil, dem schweizerischen Netzwerk des Langsamverkehrs für Freizeit und Tourismus. Er wohnt heute am Thuner See im Berner Oberland, wo er als Jäger und Angler in seiner Freizeit schon allein deshalb immer wieder auch einmal abseits der üblichen Pfade unterwegs ist, um Forellen zu angeln oder eine Gämse zu erlegen.



Fast so vielfältig wie die Berge: Bei der Beschilderung und Schwierigkeitsbewertung gehen die Alpenländer unterschiedliche Wege.

**DP »** Beschäftigt man sich mit der Geschichte der Schweizer Wanderwege, stößt man auf den Hinweis, dass nach dem Ersten Weltkrieg eine „zunehmende Verteerung“ der Wanderwege stattgefunden habe. Was heißt das?

**FvG »** Zur Entwicklung des motorisierten Verkehrs musste ein Hartbelag geschaffen werden. Und Hartbelag ist natürlich Gift für die Wanderwege – ein Begriff, den es übrigens noch nicht so lange gibt, weil Wanderwege zuvor oft Handelsrouten oder Säumerpfade waren. Es gab dann jedenfalls Initiativen, dass man gewisse Wege vor dem Auto schützt.

**DP »** Wanderwege mussten tatsächlich geschützt werden?

**FvG »** Ja, wobei der Schutz erst sehr viel später kam und

nicht nur mit der Zunahme des motorisierten Verkehrs zu tun hatte, sondern auch mit der Landwirtschaft. Landwirte haben es nicht so gerne, wenn ihre Maschinen nach der Ernte jedes Mal fast in den unbefestigten Wegen versinken. Das wurde aber erst in den Siebzigerjahren politisch, als die Leute feststellen mussten, dass schöne Wanderwege oftmals verteert waren, und sich dann dafür einsetzten, den Erhalt und Schutz der Wanderwege in die Verfassung aufzunehmen.

**DP »** Hat die Schweiz auch hier eine Sonderstellung?

**FvG »** Exakt kann ich das nicht sagen. Ein grundlegender Unterschied ist allerdings, dass die Schweiz im Zweiten Weltkrieg relativ unversehrt geblieben ist, während sich die

## Schwierige Skalen

Ob Hochtouren, Skitouren, Klettern oder Klettersteig – jeder Bergsport hat seine eigene Schwierigkeitsskala und meistens sogar mehrere davon. Das Wandern macht da keine Ausnahme. Während ÖAV und DAV bei der Klassifizierung ihrer Bergwege eine Einteilung wie auf Skipisten mit den Farben Blau (leicht), Rot, Schwarz (schwer) bevorzugt, unterscheiden die Schweizer Wanderwege zwar ebenfalls drei Kategorien – aber mit anderen Farben und Begriffen: gelb steht für Wanderweg (gefahrlos und gesichert, eher ein Talweg), weiß-rot-weiß für Bergwanderweg (unwegsam und exponiert), weiß-blau-weiß für Alpinwanderweg (teils weglos und wild). Zudem gibt es regionale Unterschiede. Die Vorarlberger und Allgäuer orientieren sich an der Schweizer Einteilung. Und weil das den gemeinen Bergwanderer eindeutig unterfordern würde, hat der Schweizer Alpenclub 2002 seine alte dreistufige Wanderskala abgeschafft und eine

DAV Bergwander-Card	Land Tirol	Salzburger Land	Vorarlberg (+ Allgäu)	Schweiz
Schwere Bergwege ●	●	●	▶	▶
Mittelschwere Bergwege ●	●	●	▶	▶
Einfache Bergwege ●	●	●	▶	▶
Talwege		●	▶	▶

neue Berg- und Alpinwanderskala mit sechs Graden von T1 bis T6 eingeführt. Wie schwer ein markierter Weg einzuschätzen ist, lehrt ohnehin nur eines: Erfahrung.



© B. Ritschel/commons.wikimedia.org

Menschen in Deutschland, Österreich und Italien durch die etlichen Zerstörungen erst einmal auf den Wiederaufbau konzentrieren mussten. Häufig waren es dann eher einzelne Personen, die den Finger gegen dieses rein wirtschaftliche Denken gehoben haben. Vor allem der Deutsche Alpenverein ist aus diesem Grund ja auch ein Schutzverein geworden. In der Schweiz war das nicht nötig. Da hat sich der Alpenclub eher mit dem sportlichen Alpinismus entwickelt und den Umweltgedanken erst später – in den 1990er-Jahren – aufgenommen.

**DP** » *Das Wanderwegenetz in den Alpen ist heute vergleichsweise engmaschig. Ist das auf der Welt vielleicht sogar einmalig?*

**FvG** » Es gibt ein ähnlich engmaschiges Wandernetz in Japan, wo auf kleinem Raum noch mehr Menschen leben als hier. Wir wissen aber schon auch, dass die 65.000 Kilometer Wanderwegenetz in der Schweiz sehr sehr viel sind (siehe Kasten „Nicht nur für Kilometerfresser“). Vor allem aber sind unsere Wanderwege ja auch ein Kulturgut. Sie stehen dafür, dass die Menschen den Weg in die Berge nicht gescheut haben.

**DP** » *Das alpine Wanderwegenetz ist also nicht wegen seiner Dichte einzigartig, sondern eher wegen der historischen Entwicklung.*

**FvG** » Das würde ich so schon sagen. Und wenn man das unter Schutz stellt und quantitativ wie qualitativ erhalten will, ist der Aufwand heute fast nicht mehr tragbar. Die Tendenz ist schon, diese Einzigartigkeit zu bewahren – aber auch mit Vernunft. Nicht jeder Wanderweg ist heute noch um jeden Preis schützenswert. Das ist fast nicht möglich und ergibt auch keinen Sinn.

**DP** » *Das Wanderwegenetz ist folglich kein starres Gebilde, sondern einem ständigen Wandel unterworfen?*

**FvG** » Es widerspricht sich ein wenig mit dem Gesetz zum Schutz der Wanderwege. Aber das ist die Theorie. In der Praxis ist es schon so, dass sich das Wanderwegenetz ständig verändert.

**DP** » *Wohin geht die Entwicklung? Wird es mehr Wege geben oder wird das Netz eher ausdünnen?*

**FvG** » In der Diskussion mit Kollegen erwarten wir eher ein Ausdünnen, auch deshalb, weil gewisse Wege fürs Mountainbiken umgenutzt werden. Das ist sicher eine Tendenz, wenn diese Sportart weiterhin zunimmt. Und allein durch die Klimaentwicklung werden einige Wege nicht mehr nutzbar bleiben. Auch bei ungenutzten Wegen muss man sich rein aus finanziellen Überlegungen Gedanken machen, ob man sie noch unterhalten muss. Die Digitalisierung auf diesem Gebiet ist dabei ein Segen, weil sie uns ermöglicht, eine Ersatzvariante oder eine neue Passage schneller zu kommunizieren. Sie beschleunigt die Entwicklung.

**DP** » *Klettern, gerade das alpine, bewegt sich nicht wirklich entlang der Wanderwege. Es gilt als anarchistisch, besonders risikobehaftet und ist aus Umweltschutzaspekten eine ziemlich egoistische Freizeitbeschäftigung.*

**FvG** » Das stimmt schon. Aber es bietet eben auch Vorteile. Wir müssen diesen „Playground of Europe“, wie es so schön heißt, auch als einen wichtigen wirtschaftlichen Faktor sehen. Eine Zeitlang mag es für Besucher ganz interessant sein, die Berge von unten zu sehen. Aber irgendwann will man dann eben auch hinauf oder eine spezielle Route ma-

# Nicht nur für Kilometerfresser

Wieso eigentlich rund um die Erde laufen, wenn man die Alpen vor der Türe hat?

65.000 Kilometer

umfasst beispielsweise das Wanderwegenetz in der Schweiz (inkl. Liechtenstein), wo allein die alpin geprägten Kantone Graubünden, Bern und Wallis zusammen 30.000 Kilometer zu bieten haben. Weiter östlich lässt sich die genaue Länge der Wanderwege weniger einfach bestimmen. Sicher ist aber: Der DAV und dessen Sektionen kümmern sich um die Instandhaltung von insgesamt immerhin

30.000 Kilometern

an Wanderwegen. Jeweils 15.000 davon verlaufen durch die Alpen in Deutschland und Österreich, wo wiederum der Schwesterverein ÖAV exakt 25.749 Kilometer und mehr als

200.000 Schilder

unter seiner Obhut hat. Insgesamt betreuen die alpinen Vereine (neben DAV und ÖAV u. a. auch ÖTK, Naturfreunde) in Österreich

70.000 Kilometer Wander- und Bergwege.

Hinzukommen weitere von anderen Institutionen wie Staatsforsten, Almgenossenschaften oder Gemeinden betreute Abschnitte. Auch ohne Frankreich, Slowenien und Italien – Südtirol allein hat immerhin 17.000 Kilometer zu bieten – kommt das streckenmäßig locker einer dreifachen Erdumrundung am Äquator gleich. Ganz ohne Zutun erhält sich ein solches Netz mit seinen Brücken, Drahtseilversicherungen und Wegweisern freilich nicht. Entscheidend ist dabei neben dem finanziellen Aufwand – beim DAV beträgt dieser rund eine Million Euro pro Jahr – auch der Kraftakt von Ehrenamtlichen. Ein Sprecher des ÖAV beziffert deren Beitrag auf jährlich

100.000 freiwillig geleistete Arbeitsstunden.

chen. Und dann soll man das auch machen können – unter Berücksichtigung naturgeschützter Gebiete und sinnvoller Einschränkungen, die wir allein durch die Witterung und die Jahreszeiten auch haben. Es ist wichtig, dass dies möglich bleibt.

**DP »** *Aber im Grunde läuft das Verlassen der Wege, das nicht nur für den Alpinismus, sondern auch für Schutzorganisationen wie die Alpenvereine oder Mountain Wilderness geradezu sinnstiftend ist, doch konträr zur Idee der Wanderwege, die als Lenkungsmaßnahmen zum Naturschutz beitragen.*

**FvG »** *Aber du kannst ja keinen Wanderweg aufs Matterhorn anlegen. Oder einfacher: auf einen Voralpengipfel mit knapp 3000 Metern. Da gibt es Zugänge, die sind rein alpinistisch viel spannender, wenn sie nicht über einen Weg erfolgen. Es ergibt auch keinen Sinn, jeden Weg auf einen Gipfel oder über einen Pass zu signalisieren. Außerdem gewinnt jeder Berggänger, indem er einen Weg verlässt, für sich selbst Erkenntnisse. Und diese Erkenntnisse sind wichtig, weil der Mensch sich dann auch Gedanken macht, was überhaupt vor sich geht. Die kannst du dir nicht machen, wenn du mit einer Gruppe von hundert Leuten irgendwo entlangschreitest. Da musst du auch nichts entscheiden. Diese Entscheidung wird dir abgenommen. Dabei muss diese Fähigkeit, sich auf nicht wegsamem Gelände in der Natur zu bewegen, doch erhalten bleiben.*

**DP »** *Hört sich fast wie ein Plädoyer für das Verlassen der eingetretenen Pfade an.*

**FvG »** *Ich sage nicht, dass man das als Massentourismus fördern soll. Aber man soll diese Möglichkeit haben. Das Gebirge ist ja Allgemeingut in diesem Sinne. Wenn das Verlassen der Pfade verboten wird, dann führt das unweigerlich zu einem Verlust, auch in der Kultur des Menschen. Und das wäre eine Katastrophe.*

**DP »** *Das berühmte Schild „Abschneider zerstören die Vegetation“ darf man also getrost mal ignorieren?*

**FvG »** *Ganz ehrlich – und ich schließe jetzt aus meinen Beobachtungen und dem Gespräch mit Kollegen: Mal abgesehen von wenigen ökologisch hochsensiblen Gebieten ist das Abschmelzen des Permafrosts durch den Klimawandel bei uns in den Bergen ein viel größeres Problem, als wenn ein paar Leute die Abkürzung nehmen. Das heißt aber nicht, dass man das Schild als Wanderer ignorieren sollte. Das ist wie mit dem Frauenschuh: Den fressen die Kühe ganz ungeeignet. Dennoch finde ich es gut, dass er unter Schutz steht.*

**DP »** *Welche Folgen hat der Klimawandel für die Wege?*

**FvG »** *Durch vermehrten Steinschlag und Gletscherschwund verändern sich die Zustiege. Ein Beispiel: Über Jah-*



„Die Fähigkeit, sich auf nicht wegsamem Gelände in der Natur zu bewegen, muss erhalten bleiben.“

© F. v. Gunten

re hatten wir in Grindelwald einen Zustieg zur wunderschönen Stieregg-Hütte, der durch den Abgang einer Mure plötzlich völlig weggerutscht ist. Die Frage ist: Was macht man jetzt mit dem Weg? Soll man künstlich eine Brücke bauen oder muss man da den Wandel durch die Umwelt einfach akzeptieren? Ein Zeitlang sucht man nach Alternativen, aber irgendwann ergibt das keinen Sinn mehr. Du kannst ja auch den Steinschlag in den Bergen nicht ständig mit Netzen aufhalten. Da werden wir in Bedrängnis kommen.

**DP »** Vor allem kostet der Erhalt von Wanderwegen auch jede Menge Geld. Wer zahlt das in der Schweiz eigentlich alles?

**FvG »** Wer zahlt, der befiehlt. Das heißt auch: Wer befiehlt, der zahlt. Rein gesetzlich haben die Kantone mit dem Fuß- und Wanderwegegesetz den Auftrag, das Wanderwegenetz in ihrem Kanton zu bestimmen. Wenn es um Bau und Unter-

halt geht, sind die Gemeinden verantwortlich. Folglich müssen die Kantone und die Gemeinden – zusammen mit dem Tourismus – viel Geld in den Bau des Wanderwegenetzes investieren. Was die Signalisation [Wegmarkierung, Beschilderung etc.; d. Red.] betrifft, ist die Schweiz mit den Schweizer Wanderwegen wiederum sehr gut organisiert. Sie investieren viel viel Fronarbeit im Auftrag der Fachorganisationen – fast kostenlos (siehe Kasten „Schweizer Vorbilder“).

**DP »** Was macht der Schweizer Alpenclub?

**FvG »** Anders als beispielsweise beim Deutschen Alpenverein gibt es beim SAC kein Referat für Wege. Die SAC-Sektionen investieren vor allem in Hüttenwege. Zwar haben die SAC-Sektionen keinen direkten Auftrag zur Wegeerhaltung, aber oft durch einen Zugang zur Hütte ein Interesse daran, den Zugang auch zu erhalten.



**Kreativität abseits der Norm: Wege sind Kulturgut. Wegmarkierungen auch.**

**DP »** *Allein in Österreich wurde die direkte Wertschöpfung, die den 2,5 Millionen Wandergästen zugerechnet werden kann, mit mehr als 1,4 Milliarden Euro beziffert. Tourismusverbände werben nur zu gern mit der Kilometeranzahl an Wanderwegen. Stellt sich doch die Frage, warum zumindest östlich der Schweiz die Alpenvereine die Hauptlast der Wegpflege tragen und ob es nicht längst Zeit für eine Art Wanderwegesteuer ist?*

**FvG »** Moment. Zuerst müsste man klären, wohin diese Wertschöpfung fließt. Ich gehe einmal davon aus, dass ein Teil davon zurück an den Alpenverein geht, wenn Wegenutzer auf Alpenvereinshöfen übernachten. Einen Teil der Wertschöpfung machen Schuhe und Ausrüstung aus; es kommt also einer Industrie zugute. Ein weiterer wichtiger Teil fällt auf der Anreise an. Ich glaube, der größte Teil der Wertschöpfung bleibt nicht am Berg liegen, sondern unterwegs.

**DP »** *Oder in den Tourismusgemeinden, die davon profitieren.*

**FvG »** Ich kenne das Finanzierungsmodell dieser Wege nicht in allen Einzelheiten. Aber der DAV verkauft natürlich auch Touren, unter anderem mit dem DAV Summit Club. Ein gut funktionierender Tourismus im Alpenraum hilft dem DAV auch generell, Menschen in die Berge zu führen. Es ist also auch ein Mittel zum Zweck. Ein anderer Punkt ist: Alpenvereine haben eine hohe Gemeinnützigkeit und dadurch Steuervorteile; zumindest ist das in der Schweiz so. Dieser Gemeinnützigkeit müssen sie auch gerecht werden.

**DP »** *Im Gesetz der Schweiz steht auch, dass die Wege „frei und möglichst gefahrlos“ begangen werden können. Gibt es so etwas wie einen rechtlichen Sicherheitsstandard?*

**FvG »** Wenn man über rechtliche Fragen diskutiert, gibt es nicht nur Schwarz und Weiß, sondern ganz viele Grauzonen. Auf einem einfachen, gelb signalisierten Wanderweg ist der Anspruch als Wanderer logischerweise hoch. Wenn also ein Brückengeländer oder ein Bauwerk nicht den Anforderungen entspricht, kann ich Regress nehmen auf den für den Unterhalt Verantwortlichen. Und das wäre in der Schweiz die öffentliche Hand. Aber: Je höher das Risiko in den Bergen wird, desto weniger kannst du die Haftung übergeben. Man muss sich als Wanderer also Gedanken machen, wie viel Verantwortung ich selber übernehme. Für einen Stein Schlag im abschüssigen Gelände kann ich niemanden verantwortlich machen – auch wenn das immer wieder versucht wurde.

**DP »** *Die Schweizer sind ein sehr korrektes Volk. Existieren denn keine Regeln auf Wanderwegen wie: Bei Engpässen hat der Aufsteigende Vorrang? Oder der Einheimische mit Hut darf nie überholt werden?*

**FvG »** Logischerweise gibt es mit dem Aufkommen des Mountainbikes immer mehr Bedürfnisse, so etwas zu regeln. Aber auch hier müssen wir sehen: Regeln aufstellen und sie durchsetzen sind zwei unterschiedliche Dinge. Besser ist es, die Konflikte vorherzusehen und rechtzeitig zu entflechten.

Bei konfliktträchtigen Passagen kann es zum Beispiel sinnvoll sein, Fahrverbote für Mountainbiker zu installieren. Aber eigentliche Benimmregeln unter Wandersleuten ... äh, nein. Vielleicht kommt das ja noch.



© A. Klemmer/J.Pfatschbacher/H. Zak

**DP »** *Wir haben gerade festgestellt: Wege bedeuten Planungsaufwand, sie sind teuer, manchmal überflüssig und gelegentlich riskant. Warum ist die Erhaltung von Wanderwegen Ihrer Meinung nach dennoch wichtig?*

**FvG »** *Wanderwege zu erhalten ist wichtig für die Wertschöpfung des Tourismus. Wanderwege locken Leute überhaupt in das Gebiet, wo schöne Wanderungen möglich*

*sind. Darüber hinaus gibt es auch eine ortsansässige Bevölkerung, die in ihrer Freizeit wandern, laufen oder mountainbiken geht. Und drittens: Es braucht diese Lenkung von Wanderwegen, vor allem in einem ökologisch heiklen Gebiet. Sonst geht wie beim Pilzesammeln jeder dorthin, wo er hinwill. Multipliziert mit den Massen wäre das sicher der falsche Weg.*

## Schweizer Vorbilder

So gut die Wegpflege auch funktionieren mag: Ein wenig neidisch blicken die Alpenvereine in Österreich und Deutschland beim Thema Wanderwege dennoch auf die Nachbarn in der Schweiz. Das hat mehrere Gründe. Zum einen sind in der Schweiz die Wanderwege durch das „Bundesgesetz über Fuß- und Wanderwege“ verfassungsrechtlich geschützt, was weltweit einzigartig ist. In Deutschland lassen sich Nutzen und Berechtigung von Wanderwegen dagegen nur aus den Passagen diverser Gesetze auf Bundes- und Länderebene – wie beispielsweise dem auch im Bundesnaturschutzgesetz geregelten Betretungsrecht zum Zwecke der Erholung – zusammenreimen. Ähnlich ist die Situation in Österreich.

*„Eine Diskussion über gesetzlichen Wegeschutz kommt bei uns erst jetzt langsam in Gange“,*

meint der ÖAV-Wegeverantwortliche **Peter Kapelari**. „Nur leider ist da schon viel zerstört worden.“ Zweitens sind in der Schweiz auch die Zuständigkeiten klar geregelt: Die Kantone haben dort per Gesetz den Auftrag, das Wanderwegenetz zu bestimmen sowie die anfallenden Aufgaben an die Gemeinden und die kantonalen Wanderweg-Fachorganisationen zu delegieren. Letztere werden wiederum vom Dachverband „Schweizer Wanderwege“ koordiniert, was beispielsweise eine einheitliche Signalisation erleichtert. In Österreich und Deutschland ist die Lage wegen der vielen unterschiedlichen Interessengruppen – von Tourismusorganisationen über Wandervereine bis zu Gemeinden – weniger übersichtlich. In der Alpenregion liegt die Hauptverantwortung jedoch klar bei den alpinen Vereinen.



© ÖAV

# Wege nach menschlichem Maß

Müssen wir das Verschwinden der Pfade und Steige hinnehmen?

>> **Gerhard Fitzthum**

*Die Alpen sind drauf und dran, ihr Alleinstellungsmerkmal als Dorado des Zulußgehens zu verlieren. Die neue Konkurrenz kommt von da, wo man sie nicht erwartet hätte – aus den unspektakulären Gefilden der deutschen Mittelgebirge. Die dortige Professionalisierung des Wandermanagements hat deutlich gemacht, was in den Alpen verloren gegangen ist – durch achtlose Asphaltierungen, ungezügelter Siedlungsbau und die Ausbauschlachten für den Wintersport.*



Beim letzten Haus verjüngt sich die Dorfgasse zu einem Hohlweg, der sich in die Wiesen hinaus-schlängelt. Er ist von alten Kirschbäumen ge-säumt, mit Pflastersteinen befestigt und durch kniehohe Trockenmauern von den umgebenden Viehweiden abgetrennt – ein Artefakt und doch kein Fremdkörper. Die Natur ist nämlich bestens integriert: Moose und Flechten bevölkern die auf-einandergeschichteten Steine, aus jeder Ritze drängen Gräser und Farne ans Licht, hie und da huscht eine Mauereidechse in Deckung. Dass es einem nach wenigen Schritten langweilig werden könnte, ist nicht zu befürchten. Auf Wegen dieser Art erscheint das Zufußgehen als natürlichste Sa-che der Welt. Zudem hat man das angenehme Ge-fühl, gut voranzukommen.

Die Beschreibung der beglückenden Szenerie hat allerdings einen Schönheitsfehler: Sie ver-dankt sich nicht der unmittelbaren Anschauung, sondern einer Jugenderinnerung. Just an der Stel-le, an der einmal ein auf Zwei- und Vierbeiner zu-geschnittener Saumpfad die Sinne erfreute, gähnt heute ein breites Asphaltband, das die ausge-räumte Kulturlandschaft in zwei Teile zerschnei-det. Auch gut, könnte man denken – kein Wider-stand, nirgendwo. Man kann sich einfach treiben lassen, muss nicht einmal vor die Füße schauen. Was im ersten Moment so beflügelnd wirkt, wird über kurz oder lang jedoch zur Strapaze. Für den Geist, weil es nichts Eintönigeres gibt als das Ab-schreiten toter Asphaltstreifen. Und für den Kör-per, weil die Füße immer exakt gleich aufsetzen, was die Gelenke rasch ermüden lässt.

Die Verwandlung eines behaglichen Wegs in ein uniformes Bitumenband ist kein Einzelfall und längst nicht mehr auf die Industrienationen Mit-teeuropas beschränkt: Entsprechende Format-wechsel prägen inzwischen den ganzen Globus. In Deutschland fand die entscheidende Zäsur in den frühen 1970er-Jahren statt – mit der soge-nannten Flurbereinigung. Aus dem Blickwinkel der Naturschützer die schiere Katastrophe, hatte die Maßnahme das, was man „geschichtliche Not-wendigkeit“ zu nennen pflegt: Schmale Wege und kleine, mit Stein- und Buschreihen voneinander abgegrenzte Felder waren für den Fuhrpark der Agrarindustrie ungeeignet geworden. Was der Ra-tionalisierungsdoktrin im Wege stand, hatte sein Existenzrecht eingebüßt.

Das kleinräumige Wegenetz verschwand frei-lich auch deshalb, weil es gar nicht mehr im ur-sprünglichen Sinn benutzt wurde. Statt einen Fuß vor den anderen zu setzen, saßen die meisten Menschen inzwischen ja hinter den Windschutz-scheiben von Fahrmaschinen. Damit sich die viel-beschworene Freiheit des Autofahrers nicht als Il-lusion erwies, musste das Land erst mal autoge-recht gemacht werden. Es brauchte mindestens drei Meter breite, gut befestigte und halbwegs geglättete Fahrbahnen, zugeschnitten auf die Motorwelt, als deren Interessenvertreter der ADAC ins Rampenlicht der bundesdeutschen Mo-bilitätsgeschichte getreten war.

Wehmut über das Verschwinden der Wege und Steige war damals nicht aufgekommen. Im Ge-genteil: Das Verwischen der Spuren einer fußläufi-gen Gesellschaft galt als willkommenes Zeichen, dass die dunklen Zeiten vorüber waren, es zügig und unbeirrbar vorwärtsging, hinein in eine glän-zende Zukunft, in der sich einer der größten Menschheitsträume erfüllen würde – der vom Ortswechsel ohne Kraftanstrengung.

### **Mobilität ohne Körper**

Neu war aber allenfalls die Radikalität, mit der un-sere Väter das „nicht mehr Zeitgemäße“ aus dem Feld räumten. Verkehrswege waren ja auch in frü-heren Jahrhunderten immer wieder überbaut, durch modernere und leistungsfähigere ersetzt worden. Keiner unserer Vorfahren wäre je auf die Idee gekommen, dagegen aufzubegehren. Und auch heute erscheint es uns nur natürlich, wenn Asphaltmaschinen ausrücken, um in die Jahre ge-kommene Fahrbahnen in neuem Glanz erstrahlen zu lassen. Die Geschichte der menschlichen Ver-kehrssysteme scheint nur ein einziges, von allen geteiltes Ziel zu haben: die größtmögliche Elim-inierung der Reibungsverluste.

Ob dieses Ziel so anstrebenswert ist, wie die Technokraten in Politik und Verwaltung es uns glauben machen wollen, darf bezweifelt werden. Denn mit jedem Kilometer, den wir auf geglätte-ten Kunstbahnen durchs Land rollen, wird uns rät-selhafter, was wir mit unserem Leib eigentlich an-fangen sollen – jenem Leib, der über die Jahrhun-derttausende unserer Gattungsgeschichte für die Fortbewegung zuständig war und damit jene Ver-bindung zur Natur verbürgte, die uns heute zu-

**Verwunschene Pfade sind selten geworden, zumindest in Talnähe. Dabei sind gerade sie ein Fest für die Sinne und laden zum Entdecken ein.**

© G. Fitzthum



**Was bleibt, ist Ratlosigkeit: Wo wären in unseren Lebensräumen noch Biotope des Zuzußgehens? Immer mehr Menschen ziehen sich zur Selbstbewegung in geschlossene Räume zurück – und gehen dort, ohne voranzukommen.**

© A. Klemmer/iStock

nehmend entgleitet. Sichtbarer Ausdruck der kollabierenden Außenbeziehung sind die zahllosen Fitnesscenter, zu denen man mit dem Auto fährt, um seinen Körper eine Stunde auf dem Laufband spazieren zu führen, ohne auch nur einen Meter vorwärtszukommen und jener Welt zu begegnen, die wir als real zu bezeichnen gewohnt sind.

Warum ist niemand über die täglich anwachsende Entfremdung erschreckt? Warum nehmen wir ungerührt zur Kenntnis, dass allein in Deutschland jeden Tag hundert Hektar Boden versiegelt werden? Warum akzeptieren wir die fortgesetzte Asphaltierung von Feld-, Wald- und Wiesenwegen, unter der wir als Wanderer und Jogger leiden? Die naheliegendste Antwort: Der praktische Nutzen scheint so überwältigend, dass sich niemand die grassierende Versiegelungswut zu hinterfragen traut.

Die Zweckorientierung ist jedoch ein Mythos – bei genauerem Hinsehen erkennt man nämlich, dass selbst dort graue Streifen ins Gelände geplant werden, wo gar keine unentrinnbaren Sachzwänge auszumachen sind, es also genauso gut auch ohne Asphalt ginge (bei touristischen Radwegen in Flusstälern etwa). Verbirgt sich hinter dem Verlangen nach praktischen Einheitsuntergründen vielleicht ein gänzlich irrationaler Affekt – eine Aversion gegen die undomestizierte Natur, ein Ressentiment gegen alles, was wir nicht selber gemacht und gestaltet haben – gegen den Eigensinn der Elemente, den Schmutz der Feldwege, den Staub der unversiegelten Welt? Drängt es den

abendländischen Homo Faber insgeheim danach, den Planeten mit einer Art Isolierschicht zu überziehen, im Dienste eines standardisierten, bequemen und keimfreien Daseins, das sich die Widerstände der Natur vom Halse geschafft hat?

Schaut man sich einmal an, was wir unseren Nervenkostümen im Dienste der Effektivierung des Personen- und Warentransports heute alles zumuten, so könnte man tatsächlich diesen Eindruck haben – den Eindruck, als folge die Verleugnung unserer angeborenen Leibbedürfnisse einem kulturspezifischen Grundimpuls, als ginge es der modernen Gesellschaft darum, den jahrtausendealten Rhythmus der Fortbewegung auf zwei Beinen vergessen zu machen, den Austausch mit jener natürlichen Welt zu unterbinden, aus der wir hervorgegangen sind und deren Teil wir bleiben.

### **Rückzugsort Alpen?**

Doch selbst wenn das so wäre – die Entwicklung verläuft keineswegs einheitlich und linear, sondern dialektisch: Komplementär zum „offiziellen“ Programm, uns von der äußeren und inneren Natur möglichst unabhängig zu machen, gibt es auch eine Gegenbewegung – den mehr oder weniger verzweifelten Versuch, die verblassten Beziehungen zu erneuern und unseren ureigensten Impulsen zur Selbstbewegung im Freien wieder zu ihrem Recht zu verhelfen. Mit dem Verschwinden einer unserer biologischen Natur angemessenen Mobilitätspraxis wächst die Sehnsucht nach dem archetypischen Draußensein. Folgerichtig



suchen immer mehr Menschen in ihrer Freizeit nach jener tiefen Befriedigung, die eine ausgiebige Wanderung gewährt – und nach geografischen Räumen, in denen die Wege noch integrale Bestandteile der Landschaft sind, statt diese nur zu zerschneiden und zu entstellen.

Und da scheint es gar nicht so schwer, fündig zu werden: Denn nicht weit von unseren Städten und Agglomerationen entfernt breitet sich jene Enklave des ganzheitlichen Selbsterlebens aus, die „die Alpen“, „les Alpes“ oder „le Alpi“ genannt wird. Das in der Mitte Europas liegende Hochgebirge konnte auch deshalb zu einem weltweit gefragten Reiseziel werden, weil es als Gegenbild zur technischen Zivilisation firmiert, weil die nur schwer zu bändigende Topografie der motorisierten Fortbewegung Grenzen setzt und das Unterwegssein dort noch jenen sinnlichen Reichtum gewährt, der beim herkömmlichen Schnelltourismus auf der Strecke bleibt.

„Wer wandern will, muss in die Alpen fahren!“, lautet daher das Credo der alpinen Tourismusfunktionäre, mit dem sie bei Mitgliedern der Alpenvereine offene Türen einrennen. Welche Alternative sollten wanderbegeisterte Naturfreunde auch haben, wenn sie keinen Interkontinentalflug buchen wollen? Wo sonst in Mitteleuropa sollten sie hin, wenn sie erregend schöne Landschaften und Wege nach menschlichem Maß suchen?

Die Selbstsicherheit der alpinen Fremdenverkehrsbranche ist in der Tat enorm. Doch ist sie noch angebracht? Ist das Alleinstellungsmerkmal

der Alpen als europäisches Dorado des Fußgängers nicht längst Geschichte? Nahezu unbemerkt haben die deutschen Mittelgebirge nämlich aufgeholt und den alpinen Wanderdestinationen hier und da bereits den Rang abgelassen: Nicht freilich, weil die Hügelketten zwischen Schwarzwald und Erzgebirge höher und spektakulär geworden wären, sondern weil dort in den letzten Jahren eine bemerkenswerte Professionalisierung des Wandermanagements stattgefunden hat. Massiv verbessert wurde nicht nur die Software, die imagebildende Außendarstellung, sondern auch die Hardware, das Angebot selbst. Die Hobbygeher finden im Taunus, im Hunsrück und im Saarland nun genau die Wegeformate vor, die sie sich in allen Umfragen gewünscht haben: naturnahe, erdige Pfade und Steige, die fern von Straßen, Siedlungen und anderen technischen Infrastrukturen verlaufen – Wege, die sich in Sachen Wandererlebnis hinter denen des Alpenraums keineswegs verstecken müssen.

Dort scheint diese beispiellose Erfolgsgeschichte jedoch nicht wahrgenommen worden zu sein und sich kaum jemand für deren Rezepte zu interessieren. Warum ist das so? Warum bleibt die neue Konkurrenz so ungesehen wie ungefürchtet? Warum wurden im Alpenraum vergleichbare Qualitätsoffensiven, wenn überhaupt, dann nur sehr punktuell und mit großer Verspätung gestartet?

Ein Blick in die Geschichte mag da hilfreich sein: Nach der Massenmotorisierung in den 1960er- und 70er-Jahren konnten sich die alpinen

Selbst in den Wäldern haben Fußwege keinen Bestandsschutz – von Wanderwegen im Einzugsbereich von Skiarealen ganz zu schweigen. Wenn es um Profit geht, macht man ihnen mit schwerem Gerät kurzen Prozess. Schließlich gibt es, wie im italienischen Aostatal (Abb. rechts), sogar noch Konzepte der alpinen Flurbereinigung, bei denen das historische Wegenetz über Bord geht.

© G. Fitzthum

Sommerfrischen vor Gästen kaum noch retten. Wenn die automobil gewordenen Deutschen die Ferien nicht am Meer verbrachten, fuhren sie in die Alpen, wo sie das sympathische Gegenbild zu den schmutzigen, gesichtslosen und lauten Städten suchten und fanden – eine in sich ruhende Welt, die man sich en passant erschließen konnte, auch mit dem eigenen Pkw, gewiss, aber nicht nur: Selbst die stolzesten Autobesitzer streiften sich bei passendem Wetter das karierte Wanderhemd über, machten den Rundweg um den See oder stiegen zu dieser oder jener Hütte auf. Per pedes unterwegs zu sein, war zwar irgendwie antiquiert, im Urlaub machte man aber gern eine Ausnahme, sehr gern sogar. Das allseits beliebte Motto war nun „einmal richtig durchatmen und sich Schritt für Schritt die frische Bergluft um die Nase wehen lassen“.

### Zwischen Sorglosigkeit und Größenwahn

Die Menschen, die in den Alpen lebten, oft mehr schlecht als recht, frohlockten, denn alles schien jetzt ganz einfach: was die Gäste wollten, war schon da und im Überfluss vorhanden. Man musste ihnen nur Bett und Frühstück liefern und konnte sich darauf verlassen, dass sie im nächsten Jahr wiederkommen und das so authentisch wirkende „Reich der Berge“ zu ihrer periodischen Ersatzheimat machen würden – der einzigen Heimat, in der das Zufußgehen noch Sinn machte.

Auf ungeahnte Höhen geriet die allgemeine Sorglosigkeit dann mit der Etablierung des Wintersports. Durch den Verkauf von Liftkarten, Skikursen und Schneesport-Equipment wurden Einnahmen generiert, die dank der höheren Wertschöpfung bald zur Haupteinnahmequelle wurden. Wer interessierte sich da noch für den touristischen Fußgänger, mit dem im 19. Jahrhundert alles angefangen hatte? Im Sommer war er natürlich weiterhin willkommen, in der kalten Jahreszeit galten Gäste, die die klare Winterluft nicht in Skistiefeln genießen wollten, jedoch gerne auch mal als Liftkartenverweigerer – als schmarotzende Nebenfiguren in einer Wertschöpfungskette, deren Dreh- und Angelpunkt der konsumfreudige Pistensportler war. Sich in besonderer Weise um eine Klientel zu bemühen, die auch ohne Werbung kam und vor Ort vergleichsweise wenig

Geld ausgab, erschien vielen Fremdenverkehrsdirektoren als Energie- und Zeitverschwendung. Vor allem dort natürlich, wo Kommunalpolitik und Tourismusmarketing in die Hände von Talkaisern und Bergbahngesellschaften geraten waren. Selbst Österreich, das heutige Kernland des alpinen Wanderurlaubs, wusste diese Gästesicht aus der touristischen Steinzeit nicht mehr zu würdigen: Die Dachorganisation Österreich-Werbung hatte den Begriff „Wandern“ Anfang der 1990er-Jahre rückstandslos aus ihrem Sprachgebrauch verbannt.

Das ist natürlich lange her. Inzwischen stagniert der Zulauf an den Liftkassen, und längst haben die Alpen auch ihre einzigartige Stellung als Reiseziel verloren, die sie einige Jahrzehnte inne hatten. Schließlich ist es billiger geworden ist, sich per Ferienflieger in den Urlaub zu katapultieren, sind außereuropäische Sonnen- und Wanderziele heute in wenigen Stunden erreichbar. Kein Wunder, dass der Goldrausch zu Ende ist und die Nachzügler des touristischen Fortschritts, die Wanderer, wieder zur allseits respektierten und heftig umworbenen Zielgruppe aufgestiegen sind, in Südtirol beispielsweise, vor allem aber eben in Österreich, wo man 1997 die Vereinigung der „Wanderdörfer“ ins Leben rief (die Österreich Werbung hatte ihren Widerstand gegen den angestaubten Begriff inzwischen aufgegeben!). Die Zahl der seither ausgeschilderten Themenwege und Lehrpfade ist enorm, die der geführten Blumen- und Kulturwanderungen auch. Selbst in der kalten Jahreszeit werden die Hobbygeher jetzt wieder hofiert, in Reit im Winkl zum Beispiel, wo man Aktivurlauber ohne Skier vor 15 Jahren noch pauschal der Gruppe der „Nichtstuer“ zugeschlagen hatte. Die Blickverengung scheint also überwunden und die ursprünglichste und naheliegendste aller Gästeaktivitäten wieder im Fokus der Tourismusverantwortlichen angekommen zu sein.

Aber ist das, was dem Wandergast im Alpenraum angeboten wird, wirklich überall auf der Höhe der Zeit? Wird an den meisten Orten nicht wieder einmal Quantität mit Qualität verwechselt – mit Gesamtkilometern geworben, statt mit Infrastrukturen, die die Herzen des Freizeitgeherhörschlagen lassen? Hat sich „der eine oder andere alpine Entscheidungsträger nicht allzu lange auf der schönen Landschaft ausgeruht“, wie es die



Füssener Wander-Projektmanagerin Christa Fredlmeier ausdrückt?

Die Mängel liegen jedenfalls auf der Hand: Monotone Forstschnitten und abwechslungsreiche Gebirgspfade werden noch als gleichermaßen wandertauglich und Wegstücke mit synthetischen Oberflächen als durchaus zumutbar betrachtet. Selbst das Gütesiegel der „Wanderdörfer“ erlaubt einen Asphaltanteil der Routen von 20 Prozent! Dazu kommt, dass das attraktive und gut dokumentierte Wegenetz in der Bel Etage des Hochgebirges immer weniger an die Dörfer angebunden ist, in denen man früher einmal losging. Wanderurlauber, die nicht direkt gegen die Höhenlinien aufsteigen wollen, müssen in aller Regel erstmal lange Durststrecken hinter sich bringen, bis sie auf Fußwegen sind, die diesen Namen noch verdienen. Genügt es wirklich, wenn der Hotelier als Dienstleister die Gäste zu den Wanderstartplätzen fährt? Wo wäre der tourismuspolitische Ehrgeiz, mit dem man sich im Saarland, in Rheinland-Pfalz oder Hessen die Wünsche und Sehnsüchte des Wanderers zu eigen gemacht hat?

Der Vergleich scheint schon deshalb zu hinken, weil die Geschichte in den deutschen Mittelgebir-

gen ganz anders verlaufen ist: Mit der Abschaffung der kassenfinanzierten Kur waren hier bereits Ende der 1980er-Jahre düstere Wolken aufgezogen. Abgelegene Kurorte wie das hessische Bad Endbach oder das nordrheinwestfälische Bad Berleburg gerieten ins Taumeln, die Lichter des Fremdenverkehrs, die auch in der Provinz für einigen Glanz gesorgt hatten, schienen auszugehen.

Mit blindem Vertrauen auf unverwüstliche Stammgäste war es da nicht getan, und auch mit Winterport ließ sich in diesen Höhenlagen nur sehr begrenzt Geld verdienen. Es mussten also ganz neue Konzepte her. Und die lieferte Mitte der 1990er-Jahre Rainer Brämer, der spätere „deutsche Wanderpapst“.

### Revolution im Mittelgebirge

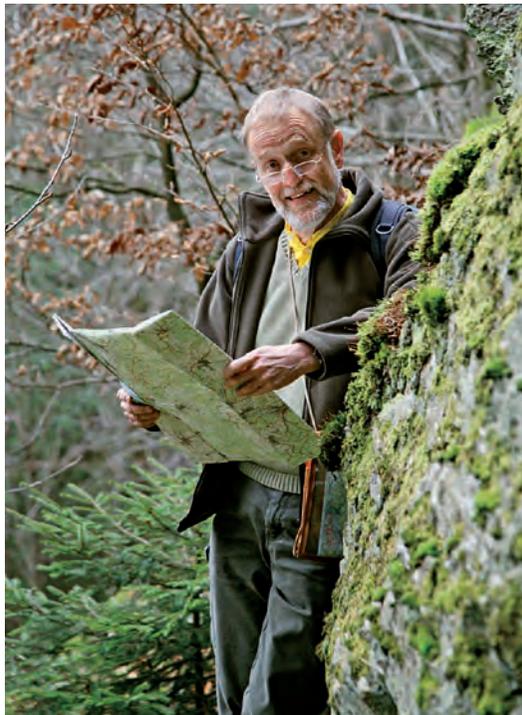
Der Marburger Sozialwissenschaftler und Sportwanderer hatte einen neuen Trend zum Wandern beobachtet, repräsentative Umfragen zu den Wünschen und Motiven der Hobbygeher gemacht und festgestellt, dass das bestehende Wanderwegenetz nicht mehr zeitgemäß war. Seit seiner Entstehung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es von den Deutschen Gebirgs- und

**Sommerfrische auf der Alm? Kühtai, an der Pashöhe zwischen dem Tiroler Sellrain- und dem Ötztal gelegen, ist ein ausgesprochener Ski-Retortenort – entsprechend ausgestorben und trostlos präsentiert sich das Pistenareal im Sommer. Aus Sicht des Wanderers fünf Minussterne.**

© H. Schlosser

Er gilt als Denker und Macher der deutschen Wanderrenaissance: der Marburger Sozialwissenschaftler Rainer Brämer.

© R. Brämer,  
Foto K. Poltoraczyk



Wandervereinen betreut worden, die sich nicht gerade als Speerspitze der Innovationsbereitschaft erwiesen hatten und erst recht nicht mit Geschäftssinn gesegnet waren: Die ehrenamtlichen Wegewarte erneuerten die Markierungen zwar immer wieder, schienen aber nicht zur Kenntnis zu nehmen, dass die einstmals so hübschen Weglein längst zu asphaltierten Fahrbahnen für den motorisierten Zubringerverkehr oder zu hartgeschotterten Forstschneisen geworden waren – zu drögen Trassen, auf dem auch dem anspruchslosesten Wandervogel die Lust am Ausschreiten vergeht.

In erstaunlich kurzer Zeit gelang es dem charismatischen Hochschullehrer, die Verantwortlichen nun von zweierlei zu überzeugen: Erstens, dass es mit dem Wandertourismus einen echten Rettungsanker gab, und zweitens, dass dieser nicht zum Nulltarif zu haben war, man dafür also einiges tun musste, und zwar professionell, auf dem Stand der Forschung. *Seiner* Forschung nämlich. Anmaßung? Nicht wirklich. Es gab damals einfach sonst niemanden, der sich mit dem Thema ernsthaft beschäftigen wollte. Unbeirrbar vom heftigen Gegenwind, der ihm von Seiten der Traditionsvereine ins Gesicht blies, entwarf Brämer nun ein Zertifizierungsverfahren, das gute von

schlechten Wanderwegen unterscheiden half, den Verantwortlichen vor Ort bei der Ausweisung neuer Routen wichtige Anhaltspunkte gab und ihnen im Falle einer Auszeichnung eine nie dagewesene Medienpräsenz versprach. Eine gewisse Kuriosität lag freilich darin, dass Brämer zugleich als Beurteilungsinstanz und als Architekt des Wegenetzes fungierte, er die Kriterien für einen „Premiumweg“ festlegte, um sie hernach selber zu erfüllen – beauftragt und bezahlt von den Kommunen oder Regionen.

So fragwürdig dies im ersten Moment auch scheinen mag, das Geld hätte nicht besser investiert werden können! Rothaarsteig und Rheinsteig, Brämers ambitionierte Pilotprojekte, führten innerhalb weniger Jahre zu einer Wiederentdeckung touristisch abgehalfterter Regionen, an die zuvor kaum jemand geglaubt hatte. Am Rheinsteig, dem Prototyp des idealen Wanderwegs, werden Jahr für Jahr nicht weniger als 250.000 Wanderer gezählt. Mit dem Gütesiegel „Premiumweg“ (und seiner Light-Version „Qualitätsweg Wanderbares Deutschland“, mit dem die Wanderverbände rasch nachgezogen hatten) war ein Standard geschaffen worden, hinter den niemand mehr zurückkonnte. Folgerichtig gibt es heute in allen Ecken Deutschlands Routen, die von A bis Z durchdacht sind: Wege, die denen ähneln, die die Flurbereinigung und der Lauf der Dinge zuvor beseitigt hatten – die aber natürlich Kunstprodukte sind!

Wie immer man zu derartigen Inszenierungen und zur typisch deutschen Sucht nach DIN-Normen auch stehen mag – manchen Alpengemeinden hätte die eine oder andere Qualitätsüberprüfung sicher gutgetan. Nach dem aktuellen Forschungsbericht des Bundeswirtschaftsministeriums nennen nur neun Prozent der aktiven deutschen Wanderer das Hochgebirge als bevorzugte Region, während 70 Prozent am liebsten im Mittelgebirge, an der Küste oder im Flachland ausschreiten. Zudem haben sich gerade im „Playground of Europe“ die Bedingungen für das gesuchte Selbst- und Naturerleben in den letzten Jahrzehnten vielerorts dramatisch verschlechtert, besonders natürlich in den massentouristisch aufbereiteten Nord- und Zentralalpen und dort vor allem in der Siedlungszone: Aus den behaglichen Saumpfadern von einst sind Güterwege für Einzel-

höfe, Almen, Alpenvereinshütten und Bergrestaurants geworden und überall in den Talsohlen hat der Asphalt Einzug gehalten.

Mindestens ebenso schlimm ist das, was der jahrhundertealten Kulturlandschaft angetan wurde – durch wuchernde Wohlstandsarchitektur, ungezügelter Zweitwohnungsbau und landschaftlich unangepasste Versorgungsinfrastrukturen. Dazu kommt, dass sich mit der skisportlichen Aufwertung einstmals extensiv genutzte Geländekammern in regelrechte Industriekombinate verwandelt haben. Der Untergrund ist verkabelt und verrohrt und mit Zapfstellen und Kanaldeckeln versehen, die buckligen Almwiesen sind zu monotonen Flächen planiert, auf denen der maschinellen Pistenpräparation nichts mehr im Wege steht. Die von künstlichen Speicherseen versorgten Schneekanonen sind mancherorts inzwischen so zahlreich, dass man sie noch im Sommer an den Talstationen in Reih und Glied herumstehen sieht. Und aus den bescheidenen Masten der einstigen Buggellifte sind turmhohe Metallgerüste geworden, die es an optischer Störwirkung mit jedem Hochspannungsmasten aufnehmen.

### Vorrangstellung dahin?

Gewiss, dem durchschnittlichen Gast scheint das nichts auszumachen, er hat sich offenbar daran gewöhnt, dass das Bild vom Alpenidyll Risse bekommen hat. Selbst die klassische Alpenvereinszene pflegt hier einfach wegzusehen und lässt ihre kleinen Fluchten daher erst am allerletzten Parkplatz beginnen. Aber kann man wirklich davon ausgehen, dass die Abstumpfung munter weiter fortschreiten, die flagrante Übererschließung auf lange Sicht ohne negative Auswirkungen für den Wandertourismus, ohne abschreckende Effekte bleiben wird? Gibt es, vereinfacht gesagt, nicht zwei gegenläufige Trends, die auf zwei diametral entgegengesetzt empfindende Gäste-schichten hinweisen: auf diejenige, die mit Pseudo-Natur genauso zufrieden ist und sich sogar an den agrarindustriellen Apfelplantagen des Vinschgaus erfreut, und diejenige, die in Sachen Naturerleben immer anspruchsvoller wird, von Technik und Trubel gleichermaßen verschont bleiben will? Sicher nicht zufällig ist in den letzten Jahren das touristische Niemandsland der piemontesischen Alpen zum Geheimtipp deutschsprachiger Berg-



wanderer geworden. Wer den weiten Weg in die Grajischen und Cottischen Alpen auf sich nimmt, will ganz offenbar weg von Gebirgsregionen, in denen man spätestens beim Talabstieg mit dem Moloch globalisierter Urbanität konfrontiert wird, deren demonstrativer Heimatstil alles nur noch schlimmer macht.

Zugegeben: Der Landschaftsverbrauch für den Wintersportbetrieb ist ein begrenztes Phänomen, das in den Medien immer wieder übertrieben dargestellt wird. Der renommierte Alpengeograf Werner Bätzing pflegt mit Recht darauf hinzuweisen, dass vierzig Prozent der Alpengemeinden keinen nennenswerten Fremdenverkehr haben und damit auch keine moderne Wintersportinfrastruktur besitzen. Großflächige Erschließungen findet man vor allem im französischen und im deutschsprachigen Alpenraum, in Tirol und Südtirol etwa, oder in der Schweiz. Und auch dort öffnen sich wenige Kilometer von den Tummelplätzen entfernt bezaubernd intakte Naturräume, im Ötztal zum Beispiel. Zudem ist unbestreitbar, dass sich Routenangebote wie der Meraner Höhenweg oder der E5 allergrößter Beliebtheit erfreuen, von einem Exodus des alpinen Wanderpublikums also ganz sicher keine Rede sein kann.

Das würde auch niemand ernsthaft behaupten! Wenn hier die These vertreten wird, dass die alpinen Wandergebiete gegenüber denen der Mittelgebirge langsam an Boden verlieren, so ist das keine Sache, die die klassischen Berggänger beträfe. Denn die bewegen sich ja hauptsächlich

Mit Brämers deutschem Wandersiegel „Premiumweg“ ausgezeichnet: der 320 Kilometer lange Rheinsteig. Auch in Sachen Höhenmeter braucht sich dieser Traumpfad nicht hinter alpinen Wegen zu verstecken.

© G. Fitzthum



Saumpfade wie aus dem Bilderbuch finden sich bevorzugt auf der Südseite der Alpen (v. l. n. r.): Original erhaltenes Teilstück des Albrun-Passes, im Stronatal (in der Nähe des Lago Maggiore), im Tal der Dora Baltea (zwischen Ivrea und Pont S. Martin) oder der historische Säumerweg zum San-Giacomo-Pass zwischen Piemont und Tessin.

© G. Fitzthum

in den hoch gelegenen Naturreservaten jenseits des menschlichen Siedlungsraumes. Davon betroffen ist aber die sehr viel größere Gruppe der Genuss- und Gelegenheitswanderer, die weder eine biografisch gewachsene Alpenaffinität noch Bergerfahrung haben, sondern einfach nur in reizvoller Umgebung wandern, Natur und Kultur erleben wollen – ohne sportlichen Leistungsanspruch und ohne Bereitschaft zu alpinen Risiken. Dieser überdurchschnittlich gebildeten und solventen (meist fern der Alpen wohnenden) Klientel könnte es bei fortschreitender Zerstörung der Kulturlandschaft zunehmend an guten Gründen fehlen, ihren Wanderurlaub ausgerechnet im Alpenraum zu verbringen.

Den schleichenden Attraktivitätsverlust der nord- und zentralalpinen Kulturlandschaft als nicht weiter bedenklich zu betrachten, wäre deshalb ziemlich naiv. Zwischen den touristischen Hotspots tobt schließlich ein gnadenloser Verdrängungskampf, der die unter Kreditrückzahlungen stöhnenden Skistationen auf ständiges Wachstum verpflichtet. Deutlichster Ausdruck dieser Entwicklung sind die aktuellen Zusammenschlüsse mit den benachbarten Skigebieten, durch die immer wieder ruhige Seitentäler entwertet werden, welche für das Image der Alpen als Gegenwelt menschlicher Zugriffe und Ort der stillen Erholung so wichtig sind.

All das könnte vom alpinen Wandergast wie in der Vergangenheit auch als unvermeidliches Übel der neuen Zeit hingenommen und akzeptiert

werden – hätte er mit den Wanderrevieren in den deutschen Mittelgebirgen jetzt nicht eine verlockende Alternative. Seitdem dort Wanderwege gesucht und notfalls neu gebaut werden, die den Gast vor allzu viel Kontakt mit den Schattenseiten der Zivilisation bewahren, ist der Unterschied augenfällig geworden und der Frust vorprogrammiert. Wer bezaubernde Wege wie den Eifelsteig oder den Saar-Hunsrück-Steig abgeschritten hat, dürfte entsetzt sein, wenn er mit den technisch überformten Sport- und Spaßzonen konfrontiert wird, die ihn etwa an vielen Orten Tirols erwarten. Mag sein, dass er nie wiederkommt.

Die eine oder andere Alpengemeinde wäre also gut beraten, aufzuwachen und ihr Tourennetz auf den Prüfstand zu heben, Wanderwege, die allzu offensichtlich ins Gravitationsfeld des Siedlungsbaus und der Wintersportindustrie geraten sind, zu verlegen, überall dort neue anzulegen, wo die bestehenden unter Asphalt und Hartschotter verschwunden sind, und vielleicht hier und da sogar einen Rückbau überdimensionierter Trassen vorzunehmen. Solche Bemühungen sind aber kaum zu erkennen, zumindest nicht mit der Konsequenz, die mancherorts inzwischen nötig wäre. Fast überall starren die Verantwortlichen nach wie vor auf das Wintersportgeschäft, in dessen Infrastrukturen Gemeinde und Steuerzahler munter weiter Millionen investieren, während das Geld für Erhalt und Verbesserung des Wanderwegenetzes mühsam zusammengekratzt werden muss.



Natürlich gibt es auch erfreuliche Ausnahmen, das Val Lumnezia im Kanton Graubünden etwa. Nachdem dort in den 1980er- und 90er-Jahren im Zuge einer eidgenössischen Variante der Flurbereinigung das traditionelle Fußwegnetz überbaut worden war, hat man etwas getan, wofür es üblicherweise selbst in klassischen Wanderdestinationen an Mut und Elan fehlt: Statt übriggebliebene Bruchstücke des ehemaligen Wegegeflechts über Asphaltsträßchen und Straßen begleitende Passagen miteinander zu verbinden, wurde ein durchs ganze Tal führender „Kulturweg“ neu angelegt, der sogar im Winter begehbar gehalten wird: weit genug von der Talstraße entfernt am sonnigen Südosthang, über sanft geneigte Weideflächen, auf denen die Bauern früher jeden Fremden zum Teufel gejagt hätten.

### Höchste Zeit zum Umdenken

Ein Retro-Konzept, das die wirtschaftlichen Realitäten leugnet und einmal mehr nichts mit dem Selbstverständnis der Einheimischen zu tun hat? Mitnichten! Zwar sind die Rätoromanen nicht gerade als Wandervölkchen bekannt – seitdem die „Senda Culturale“ eröffnet wurde, ist das Interesse an dieser Art der Freizeitbeschäftigung aber signifikant gestiegen. Jeder Zweite, der einem am Wochenende hier begegnet, ist ein Talbewohner! Das Projekt fällt also nicht in die Rubrik entwicklungs-fremder Inszenierungen, sondern in die der Rückeroberung des öffentlichen Raums für den Fußgänger, von dem auch die Einheimischen profitie-

ren. Ein Projekt auf der Höhe der Zeit also, mit dem man nicht nur den Tourismus ankurbelt, sondern auch die Lebens- und Freizeitqualität der lokalen Bevölkerung sichert.

Freilich gibt es die „Senda Culturale“ nur, weil die traditionellen Verbindungswege zuvor zerstört worden waren. Was als Ausdruck eines beispielhaften Weitblicks überschätzt werden kann, gehört wohl eher in die Abteilung Schadensbegrenzung. Auch im Val Lumnezia, das sich heute selbstbewusst als Nische des Sanften Tourismus vermarktet, kam die unerfreuliche Dynamik zum Tragen, die die meisten Alpenorte bestimmt: Erst nach der Dezimierung des Fußwegenetzes erkennt man, was man damit angerichtet hat. Erst jetzt wird der Ruf nach dem Umdenken laut, das einige Jahre früher nötig gewesen wäre.

Rückzugsgefechte, wie sie im Val Lumnezia stattgefunden haben, sind also allenfalls die zweitbeste Lösung. Viel wichtiger wäre ein vorausschauender Strategiewechsel in der alpinen Kommunal- und Landespolitik: eine Verabschiedung von Richtlinien etwa, die auf eine ernsthafte Gleichberechtigung von Fußgängern und motorisierten Verkehrsteilnehmern zielen und die letzten noch in Talnähe verbliebenen Wege und Steige kategorisch unter Schutz stellen. Maschinenstürmerei, die auf ein vollständiges Bauverbot für Fahrstraßen hinausläufe? Nicht unbedingt! Das Hauptproblem liegt schließlich nicht in der Erschließung für den Autoverkehr, sondern in der Achtlosigkeit, mit der dabei üblicherweise die bis-

herigen Wege zerstört werden. Ein solcher Bestandsschutz muss einem heute als utopisch erscheinen, gewiss! Ein Inventar historischer Verkehrswege, das diese vor leichtfertigen Überbauungen bewahrt, gibt es bislang nur in der Schweiz. In den Bayerischen Alpen ist es jedenfalls noch so, dass Skigebietsbetreiber nur den Verlust von Arbeitsplätzen an die Wand malen müssen, und schon lässt man sie die Baumaschinen auffahren – gedeckt und alimentiert von Wirtschafts- und Umweltministerien, die dafür selbst Naturschutzgesetze uminterpretieren. Bestes Beispiel ist das Sudelfeld bei Bayrischzell, wo man im vorletzten Winter einen riesigen Speichersee in die Bergnatur geklotzt hat, subventioniert von einer Landesregierung, die lächerlich geringe Geldrückstellungen von den Betreibergesellschaften verlangt, wenn der teure Spaß aufgrund des Klimawandels demnächst zu Ende sein dürfte.

### Der Anfang ist gemacht

Doch auch hier ist früher oder später ein Kurswechsel zu erwarten. Durch die immer wärmer werdenden Winter wird es in den niedrigeren Gefilden schließlich immer aussichtsloser und immer unfinanzierbarer, am ohnehin stagnierenden Skitourismus festzuhalten. Außerdem dürfte die Zahl derer, die sich über den rücksichtslosen Umgang mit der Landschaft beschweren oder der Destination ganz den Rücken kehren, langsam, aber sicher zunehmen. Und das ist vielleicht der wichtigste Effekt der Brämer'schen Bemühungen um ein Gütesiegel für Freizeitwege: Das Selbstbewusstsein des Wanderers ist spürbar gestiegen. Er begnügt sich nicht länger mit dem, was nach den Materialschlachten für die allgemeine Wohlstandssicherung und die Sport- und Spaßfraktion für ihn übrigbleibt, und beginnt Wege nach menschlichem Maß einzufordern. Wege, die weder in ihrem Format auf Autos zugeschnitten sind, noch der technischen Zivilisation allzu nahe kommen.

Zumindest dort, wo man im Kampf der Großen sowieso nicht mithalten kann, wäre man gut beraten, derartige Ansprüche ernster zu nehmen – es könnten die Ansprüche der Zukunft sein. Einer Zukunft, in der die Alpen dadurch an Bedeutung und Zulauf gewinnen, dass der Natur- und Wegeschutz gestärkt wird, statt weiter und weiter ausgehöhlt zu werden. Trotz der falschen Weichen-

stellungen der letzten Jahrzehnte hat das europäische Hochgebirge nach wie vor das Zeug, Gegenentwurf zum Flächenverschleiß der globalisierten Welt und Modellregion nachhaltiger Entwicklungskonzepte zu werden – Entwicklungskonzepte, bei denen Tourismus, Landwirtschaft und Gewerbe zum gegenseitigen Nutzen miteinander verkoppelt werden und kurzfristige Profitinteressen nicht länger die Politik bestimmen.

Eine der Gemeinden, die sich eindeutig in diese Richtung bewegen, ist Ramsau im Berchtesgadener Land, das sich seit September 2015 „Bergsteigerdorf“ nennen darf. Das vom ÖAV entworfene und inzwischen vom DAV übernommene Gütesiegel wird an Alpengemeinden vergeben, die im Schatten großer Touristenzentren stehen, wenn sie ihrer ursprünglichen Ausrichtung an naturnahen und naturverträglichen Freizeitaktivitäten treu bleiben, statt sich auf die Interessen der internationalen Skimeute zu konzentrieren, die bei nächster Gelegenheit weiterzieht und der es dabei gleichgültig ist, ob sie verbrannte Erde hinterlässt. Die strengen Kriterien der Alpenvereine implizieren eine Abkehr von der weitverbreiteten Strategie, keinen Trend auszulassen und sich an dem zu orientieren, was die anderen machen. Stattdessen verlangen sie eine Rückbesinnung auf das eigentliche Kapital: die intakte Natur und damit auf eine Form des Tourismus, der seine Grundlagen nicht zerstört.

Ramsau ist zwar nicht das erste Bergsteigerdorf (in Österreich gibt es bereits deren 20), aber ein ganz besonders überzeugendes. Es besitzt nur insgesamt drei Skilifte, die bei Mangel an natürlichem Schnee einfach abgestellt bzw. gar nicht erst angestellt werden. Zwei Drittel der Gemeindefläche liegen zudem im Nationalpark, in dem mancherorts sogar das Mountainbiken verboten ist. Die stille Landschaft, die Genuss- und Bergwanderer brauchen, ist damit zur Genüge vorhanden. Zudem gibt es ein ernstes Bemühen um die Vermarktung lokaler Produkte, wodurch die Abhängigkeit von externen Ideen- und Geldgebern sinkt.

Nichts wäre also falscher, als die zunehmende Verbauung der Alpenlandschaft als unvermeidliches Übel zu betrachten, als „natürlichen“ Gang der zivilisatorischen Entwicklung, zu der es keine praktikable Alternative gibt. Erste Gemeinden scheren aus der ruinösen Wachstumslogik aus



und bekommen dafür viel Applaus von Gästen, die im Unterschied zum Publikum der 1970er-Jahre Umweltschädigungen nicht mehr als Kavaliersdelikt betrachten. Dass sich mit solchen Gästen auf Dauer vielleicht nicht mehr, dafür aber nachhaltiger Geld verdienen lässt, werden die lokalen Entscheidungsträger früher oder später merken. Spätestens seit der Ablehnung der Olympiabewerbung sind Umdenkensprozesse in Gang gekommen, die einen hoffnungsvoll stimmen.

Auch der vielbeschworene Interessenunterschied zwischen Berg- und Stadtbewohnern ist bereits Geschichte – die Lebensgewohnheiten haben sich weitestgehend angeglichen: Der Einheimische schüttelt längst nicht mehr verständnislos den Kopf, wenn der Gast das Auto stehen lässt, um „die Muskeln ein Fest feiern zu lassen“, wie Friedrich Nietzsche das formulieren würde. Auch sein Alltag ist nicht mehr von Draußensein und körperlicher Schwerstarbeit geprägt, auch er legt seine Wege fast nur noch im Auto sitzend zurück und leidet in Bezug auf die körperliche Selbstbewegung unter Entzug. Hier wie dort hat die Be-

geisterung über Wohlstand und Bequemlichkeit die Verluste allzu lange übersehen lassen. Der für diese Blindheit verantwortliche Fortschrittsglaube ist aber längst zum Auslaufmodell geworden, ist der Erkenntnis gewichen, dass mit der Entlastung unseres Laufapparats allmählich auch die Bodenhaftung verloren geht und damit vielleicht sogar auch unsere psychische Gesundheit. So entwickelt sich langsam, aber sicher ein Bewusstsein, dass nicht nur Autofahrer und Radfahrer, sondern auch Fußgänger ein Anrecht auf ihnen gemäße Infrastrukturen haben.

Brauchen wir dafür aber eine Normierung und Zertifizierung von Wanderwegen? Leider ja! Zumindest so lange, bis sich selbst bewegende Zweibeiner, die wir von Natur aus sind, eine Lobby besitzen, die sich gegen konkurrierende Interessen zu verteidigen weiß. Bis also Wege nach menschlichem Maß wieder als das betrachtet werden, was sie sind: Orte, an denen man sich in einer Weise spürt, die unserem natürlichen Bewegungsapparat angemessen ist und die deshalb nicht nur dem Körper, sondern auch der Seele guttut.

**Fußweg auf Krankenschein? Traumpfade wie hier an der Höfats in den Allgäuer Alpen lassen nicht nur „die Muskeln ein Fest feiern“, sondern tragen auch wesentlich zu unserem psychischen Wohlbefinden bei.**

© B. Ritschel

# Geht doch!

Unterwegs zwischen Premiumwegen  
und No-go-Areas

>> Axel Klemmer (Text und Bilder)

Fußweg Ginzling

TVB Mayrhofen-Hippach

1h

2/3



*Fußgänger sind die Verlierer  
der mobilen Gesellschaft,  
auch in den Alpen.*

*Neue Premiumrouten ändern  
nichts daran – im Gegenteil.*

*Warum soll man immer  
weiter und immer höher  
hinauffahren, um richtig  
toll zu wandern?*

*Ein Aufruf zum zivilen  
Ungehorsam.*



Früher, in den 1980er-Jahren, als man in Deutschland noch gegen die Sammlung von Daten zur Volkszählung protestierte, hat einer meiner Bergfreunde von allen seinen Bergklamotten, wo immer es ging, die Label und Firmenlogos entfernt. Er hat viel Zeit und Mühe darauf verwendet. Und er hat gute, teure Sachen gekauft, keinen Billigkram. Mitte der 1980er war das, wie gesagt. Später nannte man so eine Haltung „No Logo“.

Heute lächeln wir darüber. Wir breiten im Netz unsere Leben aus und zeigen unsere Logos, beim Wohnen und in der Freizeit, beim Wandern und Bergsteigen. Alle Bereiche sind Gegenstand der Ökonomie, alles unterliegt der Vergleichbarkeit und Konkurrenz, es ist ja zu unserem Besten. Die Digitalisierung liefert die schnellen Rating-Tools zum Klicken und Liken. Ständig werden wir aufgefordert, das letzte gekaufte Produkt zu bewerten. Also führen wir ein Premiumleben zwischen Premiumpils, Premiumferien und, klar, Premiumautomobilen. Vom Landesbund für Vogelschutz in Bayern erhielt ich schon Angebote für Premiumvogelfutter. Warum sollte ich also als Bergsteiger und -wanderer mit weniger als einer Premiumhütte oder einem Premiumweg zufrieden sein?

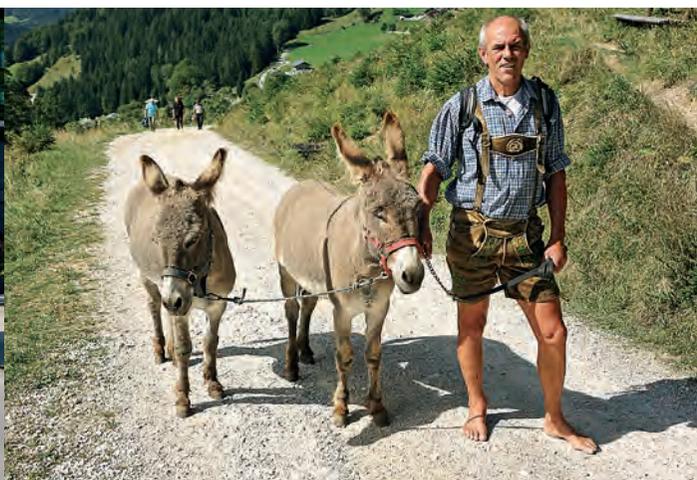
Auch Wege kann bzw. soll man heute bewerten, auf [alpenvereinaktiv.com](http://alpenvereinaktiv.com) und anderen Portalen. In den deutschen Mittelgebirgen wurde der Premiumweg als touristische Marke etabliert. Mittlerweile hat diese Idee auch die Alpen erreicht, und in der Diskussion darüber, ob das nun gut oder schlecht ist, offenbart sich nicht zuletzt eine dreifache Krise: eine Krise der Landschaft, eine Krise der Wege und eine Krise des Gehens.

## 1. Die Landschaft

Wege und Landschaften sind untrennbar miteinander verbunden. Aber was bedeutet es, wenn Bergsteiger und Wanderer sagen, sie fahren ins Ötztal, ins Zillertal oder ins Stubaital? Das bedeutet, sie fahren in die „Bergsteigerdörfer“ (auch so ein Label ...) Vent oder Ginzling oder eben nach Ranalt. Ein paar Stunden, nachdem sie zu Hause ins Auto gestiegen sind, rollen sie mitten im Gebirge auf einen Parkplatz, dessen Größe ihnen nicht komisch vorkommt. Sie steigen aus, ziehen die Bergschuhe an, schultern die Rucksäcke und gehen los.

Ist das schön hier.

Wie kommen Bergsteiger ins Bergsteigerdorf Ginzling? Theoretisch gibt es zwei Möglichkeiten. Praktisch auch.



Das Leben nimmt heute andere Wege als noch vor wenigen Generationen. Was früher „alternativlos“ war, ist heute nur noch Hobby – bestenfalls.

Was sie davor gesehen haben, als Live-Stream hinter dem Autofenster, ist eine Landschaft, die ihr Gesicht im Lauf von nur zwei Generationen vollständig verändert hat. Die frühere Armut ist in weiten Teilen der Alpen einem Wohlstand gewichen, der so elend aussieht wie an den breiten Rändern der Städte, die zum Wohnen und Einkaufen, aber nicht mehr für die Freizeit taugen.

Früher hatten die Leute übrigens noch keine Freizeit. Wenn sie wanderten, machten sie das nicht zum Vergnügen, sondern weil sie vielleicht zu ihren Wiesen oder Feldern kommen mussten, oder weil sie Säumer waren. Wo nicht länger gesäumt wird, braucht man keine Saumwege mehr. Die Wirtschaft nimmt andere, breitere Wege, auf denen man nicht zu Fuß geht, sondern mit Autos fährt. Landschaften sind immer auch ein Spiegel der Menschen, die in ihnen leben, und die alpine Kulturlandschaft der Gegenwart zeigt uns das Bild vom Leben als einem Gewerbe unter vielen anderen. Wer die neuzeitliche Wohnarchitektur mit ihren Doppelgaragen, Kiesgärten, Gabionen und grotesken Designelementen in ihrer demonstrativen Kälte für noch furchteinflößender als den längst überkommenen Jodlerstil hält, darf zwei Dinge nicht vergessen: Sehr viele Menschen geben sehr viel Geld aus, um in solchen Umgebungen zu wohnen. Und: In solchen Umgebungen werden Kinder groß.

Im Frühjahr Anfang des Jahres 2016 liefen vier Kinderfilme in den Kinos: „Heidi“, „Sebastian und die Feuerretter“, „Wie Brüder im Wind“ und „Schellen-Ursli“. In allen vier Filmen waren Kinder die Hauptdarsteller, die Geschichten spielten ganz

oder zum großen Teilen in den Alpen und ausnahmslos in der Vergangenheit. Die Gegenwart will man kleinen Zuschauern offenbar nicht zumuten. Stattdessen steckt man die Darsteller in Hanf und Loden, zieht ihnen schwere Lederschuhe oder auch gar keine Schuhe an, lässt sie in Holzhütten schlafen, auf Wiesen spielen, durch Bergwälder strolchen. Die Stadt, kommt sie ins Bild, ist laut und schmutzig. Die Natur ist still und rein. Solche Filme zeigen wir unseren Kindern. Wir sehen sie ja selbst gern.

Die Medien illustrieren redaktionelle Beiträge über die Alpen mit Fotos, die im Rahmen von Shootings für gut bezahlte Werbeaufträge entstanden sind. Man sieht darauf Sonnenauf- und Sonnenuntergänge, Kuhnasen ganz nah (lustig), lachende, saubere und korrekt gelabelte Models vor museumsreifen Heustadeln und Bauernhäusern. Und man reibt sich die Augen: Sind wir wirklich noch nicht weiter? Wann begann der Rückfall in den marktkonformen, rundum konsumistischen und hochkomischen Biedermeier 2.0, wie ihn das Servus-Magazin und viele andere Salespromoter des neonatürlichen alpinen Lifestyles feiern?

Aber wer will das wissen? Der Tiroler Tourismus meldete im Sommer 2015 ein Rekordergebnis bei den Ankünften und fast so viele Übernachtungen (knapp 20 Millionen) wie zu den besten Zeiten zwischen 1990 und 1994. Besonders stark zugelegt gegenüber dem Vorjahr hat die Skiregion Serfaus-Fiss-Ladis mit ihrer aufwändig möblierten Freiluft-Spaßlandschaft: + 10,9 Prozent. Überhaupt erzielten im Zehn-Jahres-Vergleich bekannte Skigebiete die stärksten Nächtigungszuwächse im Sommer:



Serfaus-Fiss-Ladis +75 Prozent, Paznaun-Ischgl +41 Prozent, Tux-Finkenberg +35 Prozent. Auch die Region Wilder Kaiser meldete erneut ein „Rekordergebnis“: +7 Prozent mehr Übernachtungen gegenüber dem Vor- und gar +17,4 Prozent gegenüber dem Vorvorjahr. Hans Adelsberger, Obmann des Tourismusverbands, meinte dazu: „Die guten Zahlen 2014 und 2015 zeigen, dass unser Sommerangebot sowohl bei Regen als auch Hitze sehr gut funktioniert.“ Der Wilde Kaiser auf der Nordseite mit seinem großen Angebot an schönen Wegen und Routen bleibt dabei für die meisten Besucher eher Kulisse. Das Sommerangebot „funktioniert“ vor allem auf der Südseite mit ihren Seilbahnen und Liften, einem zusammenhängenden Industrie- und Gewerbegebiet, das unter dem Namen Skiwelt Wilder Kaiser vermarktet wird. Besondere Anziehungspunkte sind dort die sechs bequem zugänglichen „Bergerlebniswelten“ mit ihren Natur- und Speicherseen, mit künstlichen Biotopen und Naturerlebnisstationen, mit allen einschlägigen Infrastrukturen und Installationen für Kinder, die im Kino „Heidi“ gesehen haben.

Die Wahrnehmung hat sich verändert. Wer die traditionelle Kulturlandschaft mit ihren alten Wegen und – nicht vergessen – mit der alten Armut tatsächlich noch als Lebensraum kennengelernt hat, ist in Rente oder schon tot. Die Jungen kennen es nicht anders als mit Autos und Straßen, Seilbahnen, Gewerbeflächen und einer Natur im inszenierten Guckkasten. Und die Touristiker werden selbstbewusst: Image-Videos für den Sommertourismus in St. Anton am Arlberg zeigen Wanderer unter Hochspannungsleitungen und neben Stra-

ßen. Es wirkt ganz normal, ganz entspannt und vor allem: ehrlich. Es müssen ja auch nicht immer Wald- und Wurzelwege sein. Fußgängern in den Alpen stehen viele Wege zur Verfügung.

## 2. Die Wege

**Talwege.** Die heutigen Talwege sind Themenwege; das Thema ist die Ästhetik des zeitgenössischen Wohlstands. In der Realität geht hier außerhalb der großen Orte kaum einer zu Fuß, außer mit dem Hund Gassi oder mit dem schlafenden Nachwuchs im Kinderwagen. Eine Joggingrunde ist immer drin. Oder man kurbelt nach der Arbeit und am Wochenende auf dem Rad seine Trainingseinheiten runter. Sonst fährt man Auto, die einen zur Arbeit oder zum Lebensmitteldiscounter, die anderen zum letzten Parkplatz oder zur Talstation der Seilbahn.

Dabei gibt es immer noch sehr schöne, auch nicht asphaltierte Wege. Andere Wege liegen neben den Straßen und führen durch Hybridlandschaften, wie sie für die Peripherien von Großstädten typisch sind. Daneben werden Touristen vielerorts auf inszenierte Kultur- und Naturlehrpfade gelotst: zu alten Mühlen und Schmieden, zu Mooren und Seen. Holzgeschnitzte Wegweiser weisen in betonverschaltete Unterführung unter der Schnellstraße hinweg auf die andere Seite, wo zwischen lauter moderner Architektur noch irgendein alter Zaun oder Hof musealisiert wird.

**Forst- und Almwege.** Das alpine Zwischengeschoss. Almen gehören zu den beliebtesten Wanderzielen, aber weil es die Almwirtschaft ohnehin schon schwer hat, müssen Almbauern wenigstens

Die Quantität stimmt, die Qualität nicht immer. Schöne Bergwege haben sehr oft einen unschönen Vorlauf. Und manchmal ein Wandertaxi als Starthilfe.



„Ich gebe fünf!“  
Gipfel- und Höhenwege  
sind der größte Schatz  
des Alpenvereins.  
Man kann sie auch liken  
und sharen, ohne gleich  
mit Sternen zu  
schmeißen.

schnell und mühelos hinaufkommen, das heißt mit dem Auto. Unmotorisierte Besucher, die sich dort oben gern bewirten lassen, haben nicht selten dieselben breiten Fahrpisten zu nehmen wie die Fahrzeuge. Solche Wirtschaftswege sind auch im Bergwald eintönig, oft sonnig und heiß, mit weiten Kehren für lange Radstände. Fußgänger haben darauf keinen Spaß. Sie finden hier immerhin den Beleg für das Funktionieren der Marktwirtschaft, die geeignete Fortbewegungsarten definiert und praktischerweise das jeweils passende Fortbewegungsmittel bereitstellt – in diesem Fall das Mountainbike. Selbst Bergradler finden Forststraßen aber oft so öde, dass sie lieber auf richtige Wanderwege oder „Singletrails“ ausweichen.

**Hüttenwege:** Auch wo der Alpenverein zuständig ist, sind nicht alle Hüttenzugänge wirklich idyllisch. Die neuzeitliche Bewirtschaftung von Berghütten und die hohen Ansprüche der Gäste verlangen nach fortlaufender Belieferung. Wo immer möglich, benutzt man dafür Fahrstraßen, entweder bis zur Talstation der Materialseilbahn oder gleich bis vor die Hütten-tür. Viele dieser Straßen führen durch schöne Landschaften und sind durchaus auch angenehm zu begehen, oft steigt man aber auch hier aufs Mountainbike um. Lange „Talhatscher“ sind zwar notwendig, aber irgendwie doch ein Übel – soweit die Übereinkunft. Aus diesem Grund wurden in den langen Tauerntälern, immerhin Nationalpark- oder Naturschutzgebiet, fast überall Taxidienste oder Talerbusse eingerichtet. Allein im Krimmler Achental verkeh-

ren vier verschiedene Nationalpark-Taxis zum Krimmler Tauernhaus oder gleich weiter zum Schlus-sanstieg zur Warnsdorfer Hütte.

Wer die Franz-Senn-Hütte im Stubaital besuchen möchte, fährt von Milders (1026 m) zum Parkplatz bei der Oberissalm (1750 m) hinauf und hat nur noch knapp 1½ Stunden Wegstrecke zu Fuß. Auf der Hüttenwebsite wird beim Punkt „Anreise“ gar nicht mehr erwähnt, dass man von Milders auch gehen könnte. Man wäre dann insgesamt 4½ Stunden unterwegs, auf schönen Wegen übrigens, und könnte also 3 Stunden lang neben und unter sich die Autos fahren sehen. Auf der gegenüberliegenden Talseite dasselbe: Die Website der Innsbrucker Hütte empfiehlt unter „Zustieg“ zuerst das Taxi von Neustift (knapp 1000 m) bis zur Karalm (1737 m). Von dort könne man „entspannt“ in 1½ Stunden zur Hütte steigen. Alles zu Fuß? 4 Stunden. Empfohlen wird das nicht mehr. Anspruchsvolle Wanderer wollen so schnell wie möglich ins Allerheiligste. Was davor passiert, zählt irgendwie nicht.

**Gipfel- und Höhenwege.** Die Wege im alpinen Obergeschoss sind zusammen mit den Hütten der größte Schatz des Alpenvereins, dessen Grundsatzprogramm weitere Erschließungen verbietet. Und doch werden durchaus neue Wege angelegt, zum Beispiel über hochgelegene und jüngst ausgeaperte Pässe wie die Rotgratscharte im Stubai-er Hauptkamm. Dass viele besonders schöne und beliebte Touren von Hütte zu Hütte (u. a. Lechtaler Höhenweg, Stubai-er Höhenweg, Karnischer Höhenweg, Glocknerrunde) sowie ungezählte Tages-touren nicht im Tal beginnen, sondern weit oben an hochgelegenen Parkplätzen, Seilbahn-Bergsta-tionen, Taxi- oder Bergsteigerbus-Haltestellen, er-scheint längst selbstverständlich.

**„Neue Wege“.** Seit geraumer Zeit betätigen sich immer mehr Seilbahnunternehmen und andere Tourismusdienstleister als alpine Wegebauer. Ihre Sorge gilt dem Sommer- oder besser: dem in Zeiten des Klimawandels neu zu gestaltenden Ganzjahrestourismus. So sind im Bereich der Berg-stationen schon viele Klettersteige und Themen-wege entstanden. In den Talbereichen wird „Natur“ und „Kultur“ inszeniert, mit Infotafeln und Spielgeräten, mit Kunstinstallationen und Relax-Liegen aus heimischem Holz. Marketing-Apps bie-ten als multimediale Begleiter Mitmachfunktionen

und Verknüpfungen mit Social Media, Trainings-, Bonus- und Rabattsystemen. Die Wandernadel, zeitgemäß digitalisiert, sticht wieder zu. Neue Fern- und Weitwanderwege sind durch die Kombination bestehender Wege entstanden, darunter verschiedene Transalp-Varianten, der Adlerweg quer durch Tirol, der KAT Walk durch die Kitzbüheler Alpen oder der AlpeAdriaTrail vom Großglockner bis zum Mittelmeer. Bei diesen Angeboten handelt es sich um Schöpfungen des touristischen Marketings, das Wandern als Event inszeniert und für den unbeschwerten Konsum gleich die passenden „Pakete“ schnürt – mit Unterkunft und Gepäcktransport, mit allen Transfers und Seilbahnfahrten. Die Reisepresse, alpine Fachmedien eingeschlossen, berichtet gern und vorteilhaft.

**Premiumwege.** 2001 wurde mit dem Rothaarsteig im Sauerland der erste Premiumwanderweg zertifiziert, 2009 erhielten die ersten alpinen Premiumwege (bei Oberstaufen im Allgäu) das „Deutsche Wandersiegel“. Weitere Strecken gibt es heute bei Reit im Winkl und Fischbachau, und seit 2015 führt der erste Premium-Weitwanderweg durch die Alpen: der Salzalpensteig, vom Chiemsee bis zum Hallstätter See.

Die Idee wurde Ende der 1990er-Jahre geboren. Rainer Brämer, Physiker, Bildungs-, Naturwissenschafts- und Natursoziologe und Gründer des Deutschen Wanderinstituts, entwickelte auf Basis einer Befragung von Wanderern in den deutschen Mittelgebirgen einen Katalog von 34 Qualitätskriterien. Asphaltierte Abschnitte, verbaute Landschaften und öde Streckenabschnitte? Führen zur Abwertung bzw. zum Ausschluss. Breite Forststraßen durch öde Fichtenmonokulturen? Fallen durch. Bodenbeschaffenheit, Weganlage, Kurvigkeit, Aussichten, Markierungen: Alles wird erfasst und bewertet, und am Ende entscheidet ein Zahlenwert über Premium oder nicht Premium. Die Zertifizierung kostet Geld und muss nach drei Jahren, wieder für Geld, erneuert werden.

### 3. Das Gehen

Ist der Premiumwanderer die jüngste Evolutionsstufe des Fußgängers oder nur ein weiteres Geschäftsmodell? Wer ihm mit Spott oder Arroganz begegnet, macht es sich jedenfalls zu einfach. Rainer Brämer hat einen Standard des guten Wanderns definiert, dem größte Teile des offiziellen



Fuß- und Wanderwegenetzes in Deutschland nicht oder nicht mehr gerecht werden. Daraus hat er eine touristische Marke entwickelt.

Der Premiumweg verspricht schönste Erlebnisse – und er liefert sie zuverlässig. Man weiß schon beim Start, dass es am Ende schön gewesen sein wird. Premiumwanderer sind zufriedene Wanderer. Die Zertifizierung hilft ihnen dabei, sich aus dem großen Angebot die Rosinen herauszupicken. Sie zeigt im Nebeneffekt, dass auch in den Alpen viele Wanderwege – vor allem in den talnahen Bereichen und Bergforsten – bei der Bewertung durchfielen.

Doch was machen Premiumwanderer eigentlich anders? Nicht viel. Sie legen, meist mit dem Auto, weite Strecken zurück, um in heilen Landschaftsnischen von Autos und allen Infrastrukturen, die sie im Alltag selbstverständlich in Anspruch nehmen, verschont zu bleiben. Premiumwanderer verlangen ein Alibi. Um es zu bekommen, sind sie bereit, die Freizeit zu Fuß am besten und bequemsten in den ausgewiesenen Fluchträumen zu konsumieren.

Diese rundum konformistische Haltung spiegelt das verbreitete Verständnis von Wohlstand und Wachstum wider: Beides sei nicht ohne den zunehmenden Verbrauch von Landschaft zu haben – wofür die immer aufwändigere Dokumentation, die Zertifizierung und Inszenierung der noch nicht verbrauchten Parzellen als Ausgleichsflächen entschädigen soll. Auch auf Komfort muss niemand verzichten: Der 2009 zertifizierte Premi-

Heidiland ist schön, liegt aber in der Vergangenheit. Kinder leben in der Gegenwart – ebenso wie ihre Eltern, die auch nicht wissen, wie es früher war.

© M. Burtscher

umweg „Langer Grat“ bei Oberstaufen im Allgäu beginnt bei der Bergstation der Hochgratbahn; er endet bei der Bergstation der Imbergbahn.

Im alpinen Tourismus bilden die ebenso launischen wie algorithmisch berechenbaren Bergsportler mit Premium-Account, mit smart kuratierter Ausrüstung und Tourenliste eine viel umworbene Zielgruppe. Auch ohne Brämer sitzen die Alpenvereinssektionen auf ihren teuren Hütten- und Wegebaustellen in der Zwickmühle. Erweitern sie die Komfortzonen, „weil die Leute das so wollen“, reduzieren sie die eigene Rolle auf die des Dienstleisters, der nicht mehr nachfragt, sondern seinen Service schwitzend weiter optimiert. „Sie haben es sich verdient“: Wer in Hütten und auf Wegen diese Botschaft verbreitet, zieht sich eine verwöhnte Kundschaft heran, die jederzeit wiederhol- und nachvollziehbare Bestleistungen einfordert – oder ansonsten schnell und für alle gut einsehbar im Netz den Daumen senkt.

Ist der Weg erst quantifiziert und zertifiziert, ist er also zum Produkt, zur Marke mit Logo geworden, beginnt das nächste Level der Ökonomisierung. Denn wo auf einmal ein Premiumweg ist, fällt plötzlich auf, dass ganz viele Wege *keine* Premiumwege sind. Was nun? Gibt es einen Fünf-Sterne-Weg, werden viele sich überlegen, ob sie ihre Zeit

Aber es geht. Wir wohnen in Erding, 36.000 Einwohner, der Boomstadt auf der Münchner Schotterebene. In drei Stunden gehen wir von zu Hause zum Flughafen München. Niemand sonst macht das.

Wir gehen durch die Kulissen der Vollbeschäftigung. Die Reihen- und Einfamilienhäuser sind groß und sehr sauber, und die Autos, die vor den Häusern stehen, sind es auch. Die unbebauten Flächen zwischen den Häusern und Siedlungen und Straßen sind voller Mais und Müll. Wir gehen auf Feldwegen, Wirtschaftswegen, Bürgersteigen, Straßen, oft schnurgerade, meistens asphaltiert, oft geschottert. Wir sehen große Parkplätze und Gewerbehallen. Ja, und es ist stellenweise ziemlich laut.

Am Terminal angekommen, kehren wir bei der Flughafenbrauerei Airbräu ein und trinken das feingehopfte Premiumbier. Sitzen draußen im Biergarten unter dem hohen Dach des Airport Centers und schauen den Fluggästen zu, wie sie ihre Rollkoffer und Rucksäcke zum Schalter spedieren, um fern der Heimat für eine, zwei oder gar drei Wochen mal weg zu sein. Dort, wo man baden oder alte Tempel knipsen und shoppen oder schöner zu Fuß gehen kann als zu Hause. Wir fahren mit dem Bus zurück nach Hause.

## *Wann sind Sie das letzte Mal von Ihrer Haustür losgewandert?*

noch mit drei Sternen vergeuden sollen. Und so kann die „Premiumisierung“ in der Praxis dazu führen, dass die Fußgängerzonen vorgeblich feiner, aber auch kleiner werden – so wie die Berge, deren Besteigung man erst auf halber Höhe beginnt.

### **Wanderst du noch, oder gehst du schon?**

Gehen und Wandern sind heute zwei sehr unterschiedliche Sachen. Gewandert wird viel. Gegangen wird immer weniger. Wann sind Sie das letzte Mal von Ihrer Haustür zu einer längeren Wanderung aufgebrochen? Ja, von der Haustür! Kann man nicht machen, sagen Sie ...

In den 1980er-Jahren erfand der Schweizer Soziologe, Stadt- und Landschaftsplaner Lucius Burckhardt (1925–2003) die Promenadologie, die Spaziergangswissenschaft. Burckhardt interessierte sich für die Wahrnehmung der Landschaft und wie sie sich beim Spaziergang, beim Weg aus der Stadt hinaus aufs Land, verändert. Nun hören Städte heute nicht einfach auf, sondern sie zerfasern in ein Geflecht von Wohnsiedlungen, Verkehrs-, Industrie- und Gewerbeflächen. Was macht also der Promenadologe? Er geht trotzdem – und erforscht zu Fuß die Landschaft, aus der die Fußgänger verschwunden sind. Dabei stellt er sich Fragen, die ihm als Autofahrer nicht einfallen wür-



den. Warum, zum Beispiel, legen reiche Menschen (also wir) so großen Wert auf größte Sauberkeit innerhalb der eigenen vier Wände (okay, auch auf dem Garagenvorplatz), warum verlangen sie in der Freizeit nach schmutzgefilterten und wie mit Photoshop optimierten Premiumkulissen – und warum verbreiten sie im weiten Raum dazwischen so ungeheuer viel Müll? Promenadologen erkennen, dass die Ästhetik manchmal bessere Antworten liefert als die Ökologie.

Lucius Burckhardt schrieb über seine Wissenschaft: „Wir sind die erste Generation, die eine neue, eine promenadologische Ästhetik aufbauen muss. Promenadologisch deshalb, weil der Anmarschweg nicht mehr selbstverständlich ist.“

Anmarschweg! Da setzt doch gleich die alpinistische Schnappatmung ein.

Lustigerweise entstand die Promenadologie in Kassel, keine 100 Kilometer von Marburg entfernt, wo Rainer Brämer rund 15 Jahre später das Premiumwandern erfand, die marktkonforme Reaktion. Burckhardt feierte noch die Selbstbestimmung des Fußgängers, seine Eigeninitiative. Dem touristischen Marketing begegnete er mit fröhlicher Subversion und einem anarchistischen Witz, der schon allein darin besteht, hinzusehen, wo alle anderen wegschauen. Wie das Kind im Märchen von „Des Kaisers neuen Kleidern“ kann man ja auch in der modernen alpinen Kulturlandschaft hinter den ständig im Kopf aufpoppenden Werbebannern und PR-Fotos den nackten Kaiser sehen: die Banalität der Verkaufshallen und Lebensmit-

teldiscounter samt Parkflächen, die Pendlerghettos mit ihren Pultdächern und Kiesgärten, die vollen Bergsteigerparkplätze. Das ist nicht nur interessant, es kann auch ziemlich lustig sein.

Weglaufen mag legitim erscheinen, wenn die Umgebung so aussieht wie in weiten Teilen Oberbayerns, wo der Heimatminister über jede neue Bodenversiegelung jubelt. Doch genau dort müssen wir anfangen, die Fluchtreflexe unterdrücken und uns die Freiheit als Fußgänger zurückerobern: in den Städten, in den Vorstädten, auf dem Land, in den Talsohlen – überall wo der öffentliche Raum zur automobilen Transitzone geworden ist, zur No-go-Area. Denn finden wir uns mit der fortschreitenden Wohlstandsverwahrlosung ab, können wir uns später auch nicht darüber beschweren, dass die Reservate für Wanderer bei der nächsten Gelegenheit wieder ein Stück kleiner geworden sind.

Wer nur noch auf „Premiumwegen“ unterwegs ist, mit Zertifikat oder ohne, verlernt das Gehen. Wir brauchen keine weiteren Fünf-Sterne-Scheuklappen-Wandererrouten für die kurze Freizeit, wir brauchen eine Kultur des Gehens und Sehens im Alltag. Gehen ist mehr als wandern. Es immunisiert gegen den PR-Knick in der Optik, durch die wir die Landschaft zu sehen gelernt haben. Auch wenn diese Formulierung einen ganz bitteren Beiklang hat: Wir müssen, als grenzenlos verzogene Wanderkonsumenten und Hüttenwarmduscher, die „Fluchtursachen“ bekämpfen. Richten wir es uns zu Hause erst mal schöner ein.

**Rückzug in die alpinen Premium-Reservate oder Vorstoß in die zivilisierten No-go-Areas? Beide Optionen stehen Fußgängern offen. Sie schließen einander nicht aus.**





# BergSteigen

Bergsteigen in der Brenta – eine fast klassische Momentaufnahme: Mountainbiken bietet alle Facetten alpinen Erlebens und ist längst fester Bestandteil des **Bergsports** – auch wenn es immer wieder Interessenkonflikte um die Nutzung von Wegen und Steigen gibt. Ein Thema, das fast alle Outdoor-Sportarten kennen – und das in vielen Bereichen längst einem selbstverständlichen Mit- und Nebeneinander Platz gemacht hat.

# Die Hölle, das sind die anderen

Spezies *Hiker* versus Spezies *Biker*: Eine Studie zum Revierverhalten des Homo sapiens in den Alpen

>> **Ingrid Hayek**

*Sind Wetter und Tourenbedingungen günstig? Passt das Outfit? Sind wir gut versichert? Haben wir Netz? Ist der Parkplatz am Ausgangspunkt weder zu teuer noch zu voll? Dann sollte einer perfekten Wander- oder Mountainbike-Tour nichts mehr im Wege stehen! Leider gibt es da ein immer größer werdendes Problem: die modernen „Fressfeinde“ im eigenen Revier. Und in unserem archaischen Inneren beginnt sich etwas zu regen: der Instinkt, der in Urzeiten das Überleben der menschlichen Spezies gesichert hat, die Aggression gegen Artfremdes, der Zusammenhalt in der eigenen Gruppe. Mit einem Wort also: der Wolf in uns erwacht.*



## Zweikampf Adrenalin gegen Endorphin

Stechende Sonne am stahlblauen Himmel. Das Knirschen der Kiesel unter den Schuhsohlen. Spürbarer Atem. Der Geschmack von Bergluft auf der Zunge. Kaum vernehmbares Rauschen eines Wildbaches in der Ferne. Einsamkeit. Unberührt-heit. Freiheit. Ein dünner Schweißfilm auf der Stirn, Puls 130 und die berühmte Endorphin-Ausschüttung, die Ersatzdroge der Bewegungsmen-schen. Ein unbestimmtes Gefühl der Macht, *die Berge gehören mir!* Plötzlich: ein Quietschen, ein akustischer Eindringling. So ein Geräusch kommt in der Natur nicht vor, kein Mensch, kein Tier, keine Pflanze, kein Stein erreicht diese Frequenz. Jetzt das Geräusch von schleifendem Sand auf hartem Untergrund und auftauchende Schatten ... der Feind am Pfad!

Stechende Sonne am stahlblauen Himmel. Das Knirschen der Kiesel unter den Stollenreifen. Der Zeigefinger am Bremshebel. Der Geschmack von Bergluft auf der Zunge. Kaum vernehmbares Rau-schen eines Wildbaches in der Ferne. Einsamkeit. Unberührtheit. Freiheit. Ein dünner Schweißfilm unter dem Helm, Puls 110 und die berühmte Endorphin-Ausschüttung, die Ersatzdroge der Bewe-gungsmenschen. Ein unbestimmtes Gefühl der Macht, *die Berge gehören mir!* Plötzlich: fremdes Knirschen von Kieselsteinen unter Schuhsohlen. Leichter Schweißgeruch. Ein menschliches Hin-dernis ... der Feind am Singletrail!

Dies ist keine Szene aus einem Film von Sergio Leone. Dies ist auch nicht der Beginn eines Alpen-Thrillers. Dies ist beinharte Realität. Und so geht es weiter: Der Anführer der Wandergruppe hebt den Blick. Er starrt auf vier Ritter in Rüstungen und mit Vollvisierhelmen. Sie sind unmittelbar vor ihm ste-hengeblieben und haben ihre Füße auf dem Bo-den abgestellt, ohne von ihren Schlachtrössern abzusteigen. Zögernd heben sie das Visier.

„Schieß Radlfahrer! Ihr habt hier nix zu suchen, das ist ein Wanderweg!“

Höhnisches Gelächter. „Geh auf die Seite, Opa“, tönt es aus einem Helm.

„Geh halt auf die Seite“, tönt es leise von hinten aus dem Mund der konfliktscheuen Begleiterin. Der Mann besinnt sich seiner Kernaufgabe als Be-schützer des Weibes und weicht keinen Zentime-ter. „Marsch, absteigen!“

„Leck mich!“, ruft der hinterste Vollvisierhelm und rauscht auf seinem vollgefederten Bike ne-ben dem Weg durchs Geröll vorbei. Die anderen entschwinden ohne weitere Kommentare ihm nach, Richtung Tal.

Stechende Sonne am stahlblauen Himmel. Keuchender Atem. Ein schaler Geschmack im Mund. *Kein* vernehmbares Rauschen eines Wild-baches in der Ferne. *Keine* Einsamkeit. *Keine* Unbe-rührtheit. *Keine* Freiheit. Dicke Schweißperlen so-wohl auf der Wanderstirn als auch unter dem Voll-visierhelm. Puls 200, Adrenalinausschüttung und ein unbestimmtes Gefühl der Ohnmacht, *wieso gehören die Berge nicht mir?*

Ein alltägliches Ereignis: die Begegnung zweier Wölfe, die dasselbe Revier für sich beanspruchen. Gespitzte Ohren, hochgestellter Schwanz, ge-sträubtes Fell, Knurren, Machtgehabe von Alpha-Tieren, Trennung ohne Kampf. Doch es geht auch brutaler.

## Füße, Felgen und Fäuste

Schauplatz Tirol, Rum bei Innsbruck:<sup>1</sup> Ein Streit zwischen Wanderern und Mountainbikern folgt zunächst dem oben beschriebenen Schema, als ein Mountainbiker mit hoher Geschwindigkeit knapp an einer Wandergruppe vorbeifährt. Doch dann eskaliert die Situation. Die Wanderer be-schweren sich über die Geschwindigkeit, der Biker hält an und nimmt den Wortführer der Wanderer in den Würgegriff. Bei der nächsten Wegkreuzung passt er die Wanderer gemeinsam mit zwei Ver-bündeten nochmals ab, reißt seinen Gegner von vorhin zu Boden und traktiert ihn mit Fußtritten. Einer seiner Mitstreiter schlägt dem Opfer den Vollvisierhelm gegen den Schädel. Als die Ehefrau (nicht konfliktscheu) dem Mann zu Hilfe kommen will, schlagen die Biker mit Fäusten auf sie ein. Dann entkommen sie unerkannt.

Schauplatz Baden-Württemberg:<sup>2</sup> „Borderline“ heißt die gefährliche Downhillstrecke bei Freiburg, ausgeschildert mit Notrufnummern. Protektoren

1 <http://www.nachrichten.at/nachrichten/chronik/Mountainbiker-schlugen-Wanderer-brutal-nieder;art58,1984279>

2 <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/wanderer-gegen-mountainbiker-kampfszenen-unter-der-fichte-13690167.html>

Die Szene ist frei erfunden. Etwaige Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Begebenheiten oder lebenden Personen wären rein zufällig ...

© I. Hayek



Schmale Wege – ein Vorrecht für Wanderer? Ein Traum für erfahrene Mountainbiker? Ist beides miteinander vereinbar?

© P. Umfahrer

sind empfohlen. Nun aber lauern zusätzlich heimtückische Fahrradhaser den Bikern auf und legen Todesfallen in den Weg: Holzblöcke auf die Landestelle unter einer Schanze, spitze Äste und gekreuzte Baumstämme hinter unübersichtlichen Kurven.

Auch auf weniger extremen Strecken werden lebensgefährliche Kämpfe ausgetragen. Die Polizei entdeckt auf einem Waldradweg ein Wurzelstück, das mit abgesägten Schrauben präpariert ist. Bei Stuttgart geht ein Fallensteller des 21. Jahrhunderts den Mountainbikern im wahrsten Sinn des Wortes an die Gurgel und spannt Drähte in einer Höhe von einem Meter quer über einen Radweg. Eisenstangen, Nagelbretter, Drähte – wenn es um Aggression geht, kennt die Fantasie bis in die Jetztzeit bekanntlich keine Grenzen.

Auseinandersetzungen sind häufig, Zeugen selten. In dieser Hinsicht hat sich seit dem Wilden Westen nicht viel geändert.

### „Ich weiß nicht immer, wovon ich rede. Aber ich weiß, dass ich recht habe“<sup>3</sup>

Bei näherer Betrachtung des Konfliktes stellen sich die philosophischen Fragen: Was ist Wahrheit, und wer hat recht? Die Suche nach Zahlen und Fakten bringt mehr Verwirrung als Klarheit. Studien und Meinungsumfragen scheinen sich primär

<sup>3</sup> Muhammad Ali.

nach den Wünschen des jeweiligen Auftraggebers zu richten. Dazu werden wir mit den unterschiedlichsten Daten, die sich noch weniger als Äpfel mit Birnen vergleichen lassen, gefüttert: Wie viele Mountainbiker sind in Österreichs Wäldern unterwegs?

- 75 Prozent der Befragten wandern und 25 Prozent nützen ihn zum Mountainbiken.<sup>4</sup>
- Mehr als 140.000 aktive Mountainbiker gibt es in Österreich.<sup>5</sup>
- Es gibt 2,2 Millionen Mountainbikes in Österreich. 840.000 erholungsuchende Österreicher fahren regelmäßig vor allem auf Forststraßen und Waldwegen.<sup>6</sup>

Was stört die Wanderer eigentlich am meisten?

- „Der Spitzenreiter unter den potenziellen Störfaktoren ist eindeutig in der Landschaft herumliegende Müll. Mit Abstand folgen auf Rang 2 Autoverkehr auf Wegen, Verkehrslärm ... Radfahrer und Mountainbiker folgen erst auf Rang drei.“<sup>7</sup>

- Oder aber: „25 Prozent fühlen sich durch Mountainbiker gestört. Motorsägen und motorisierte Fahrzeuge stören weniger als Mountainbiker.“<sup>8</sup>

Und wie viele Wanderer fühlen sich überhaupt gestört? – Auch hier gibt es höchst unterschiedliche Aussagen:

- Sind „91 Prozent der Befragten der Meinung, dass Radfahren im Wald abseits gekennzeichnete Wege andere Besucher und auch Wildtiere stört“<sup>9</sup>, oder sind „84 Prozent gegen eine generelle Freifahrt im Wald“<sup>10</sup>, oder sehen „80 Prozent der befragten Wanderer in den Radfahrern keinen Störfaktor“<sup>11</sup>?

Wählen Sie aus! Nehmen Sie das, was Ihnen am meisten zusagt!

Nächster Gang des reichhaltigen Statistik-Menüs: Zur Ursache des Störfaktors stehen zum Beispiel folgende Angebote zur Auswahl:

<sup>4</sup> <http://tirol.orf.at/news/stories/2739415/> - Waldverband Österreich  
<sup>5</sup> <http://derstandard.at/2000004560429/6500-verletzte-Mountainbiker-pro-Jahr-in-Oesterreich>  
<sup>6</sup> [meinungsraum.at](http://meinungsraum.at) im Auftrag der Mountainbike Community Upmove.  
<sup>7</sup> Rainer Brämer 2008.  
<sup>8</sup> Waldverband Österreich 2015.  
<sup>9</sup> Waldverband Österreich 2015.  
<sup>10</sup> Landwirtschaftskammer Österreich 2015.  
<sup>11</sup> [meinungsraum.at](http://meinungsraum.at) im Auftrag der Mountainbike Community Upmove.

- „Nicht geklingelt oder gerufen, zu wenig Rücksicht, zu hohes Tempo der Mountainbiker, riskante Überholmanöver“<sup>12</sup> oder „51 Prozent der befragten Mountainbiker kennen die für das Befahren des Waldes definierten Regeln, und für drei Viertel der Bergradler ist der Vorrang für Fußgänger selbstverständlich.“<sup>13</sup>

Was verstehen wir unter „Freiheit“, und für wen soll sie gelten?

- „Eine generelle Freigabe der Forstwege bringt viele Nachteile. Der Wald ist Arbeitsplatz, dient der Jagd, bildet Ruhezone für Wildtiere und Raum für etwa die Hälfte der Naturschutzzone und spielt eine wichtige Rolle als riesige Freizeitarene für Erholungssuchende. Nicht alle diese Aktivitäten sind zeitgleich auf demselben Weg möglich [...]“<sup>14</sup>
- „Eine geradezu groteske Situation: Der Bikesport boomt, der Tourismus und die Wirtschaft werben Jahr für Jahr mit den besten Bikeregionen und anderen Superlativen, um sich ihr Stück vom Kuchen zu sichern. Aber der Gesetzgeber hinkt dieser Entwicklung 40 Jahre hinterher – und sorgt mit einer antiquierten Rechtslage dafür, dass Mountainbiker, Wanderer, Bergsteiger und Interessensgruppen wie Grundstücksbesitzer, Forst- und Jagdlobby Jahr für Jahr den Konflikte-Kochtopf aufs Neue zum Brodeln bringen.“<sup>15</sup>

Je mehr wir stöbern, desto festgefahrener scheint die Lage zu sein.

## Der Mensch ist des Menschen Wolf

Sind diese Konflikte ein Auswuchs des Mountainbikens? Sind sie ein typisches Phänomen unserer Freizeitgesellschaft? Werfen wir einen Blick zurück in die Vergangenheit:

Jahrhundertlang streiften in der Natur der Bergwelt nur Menschen umher, die dort ihrer Arbeit nachgingen. Schon zu Urzeiten gab es Jäger und Sammler. Später machten sich Knappen auf den Weg zu wertvollen Erzen, die im Gebirge verborgen lagen. Holzfäller suchten Bau- und Brennmaterial. Bauern trieben das Vieh auf Bergwiesen, um das Heu im Tal für den Winter zu sparen. Heere

mit Tausenden Soldaten überquerten schon in der Antike die Alpen. Händler und Schmuggler fanden Pfade über das Gebirge, um mit seltener und exotischer Ware Begehrlichkeiten zu befriedigen.

Und schließlich begaben sich Reisende, die einfach von A nach B wollten, notgedrungen in das Gebirge, sofern dieses zwischen A und B lag. Sie reisten bequem in Kutschen auf Gebirgs-

---

*Im Wald ist es ein ganz großer Unterschied, ob i bin ... a Jäger oder a Mountainbiker!  
I bin zur selben Zeit am selben Ort, aber doch ganz woanders, nämlich in einem sogenannten **Paralleluniversum**.*

Roland Düringer, österr. Kabarettist

---

straßen, aber sie bewegten sich auch auf Schusters Rappen auf Bergpfaden fort.

Allen war eines gemeinsam: sie bewegten sich in der Natur nicht um der Bewegung selbst willen, sondern weil ihr Streben nach welchem Ziel auch immer ein Bewegung in dieser Natur erforderte.

Im 19. Jahrhundert wurden die Berge als ein Gebiet entdeckt, das man erforschen und „erobern“ wollte. Wissenschaftliche Motive mussten damals auch als Vorwand dienen, um der Abenteuerlust einen „Sinn“ zu verleihen.

Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde Wandern als reiner Selbstzweck salonfähig. Wer nur von A nach B wollte, konnte inzwischen mit der Bahn reisen. Maschinen halfen die körperliche Schwerarbeit zu reduzieren und erhöhten damit den Drang nach freiwilliger Bewegung. Ein Ausdruck dieses neuen Zeitgeistes war die Gründung der Alpenvereine und des Vereins „Wandervogel“: Hier sammelten sich anfangs männliche, schon bald aber Jugendliche beiderlei Geschlechts, um eine neue Freiheit zu schnuppern und sich von ihren Eltern oder dem damaligen Establishment insgesamt zu emanzipieren.

Im Zuge dieser Entwicklung trieb sich also auf einmal eine neue Gruppe in der Natur auf „Wanderwegen“ herum. Besagte Wanderwege waren selbstverständlich zum Großteil Wege, die bisher ausschließlich von Jägern, Förstern und Bauern benutzt worden waren (Soldaten, Knappen,

<sup>12</sup> Landwirtschaftskammer Österreich, 27. 11. 2015.

<sup>13</sup> meinungsraum.at, 26. 5. 2015.

<sup>14</sup> www.waldverband.at

<sup>15</sup> www.sportaktiv.com/de/news/die-rechtslage-mountainbiker-als-gesetzesbrecher



Vom gemütlichen Radeln auf breiten Forstwegen bis zu rasanten Abfahrten in eigens errichteten Bikeparks bietet das Mountainbiken ein weites Spektrum. Nicht alle Zwischenstufen dieses Spektrums werden gerne gesehen, nicht alle laufen friedlich ab.

© I. Hayek/  
visualimpact.ch | S. Schlumpf  
(rechte Seite)

Händler und Reisende verwendeten inzwischen modernere Transportformen). So wird es uns aus heutiger Sicht kaum wundern, dass es nicht lange dauerte, bis erste Konflikte entstanden.

Schon im Jahr 1862 war in einer Jagdzeitung Folgendes zu lesen:

„Was ist der Alpenverein? – Das Wort klingt sehr hübsch, in meinem Ohr beinahe so schön wie das Wort Tuberkulose. Ich [...] frage demnach, welche Tendenzen verfolgt er? Will er [...] Studien in den Alpen machen, um die Wissenschaft zu bereichern? Von allen diesem beabsichtigt der genannte Verein gar nichts. Seine Mitglieder haben es sich nur in den Kopf gesetzt, [...] den letzten Rest der Poesie unseren Alpen zu rauben.

Was soll nun aus unseren Gebirgs- und namentlich Gemsjagden in Zukunft werden, wenn die alpenbedürftigen Vereinsschärler massenhaft wie die Heuschrecken über unsere Berge herfallen, in jeder Schlucht herumkrabbeln, jeden Kogel mit ihrem Lärm beunruhigen, und somit die Gemen, die gewiß keinem Menschen den geringsten Schaden zufügen und sicherlich einen höhern Adel, als die plebejische Erbdummheit aufzeigen können, aus dem vom Schöpfer ihnen an gewiesenen Stammorte verjagen und verdrängen? [...]

O heilige Diana! Lasse die Alpenvereinler ihr deutsches Vaterland suchen, und finden wo immer in der weiten, großen Welt, nur nicht in unseren stillen Bergen.“<sup>16</sup>

16 Jagd-Zeitung vom 30. September 1862 (zitiert im BERGAUF 03-2012).

Da erscheint es uns wie ein Déjà-vu, wenn wir heute lesen:

„Ungeregelter Mountainbikeverkehr würde die Wildtiere zusätzlich beunruhigen und wäre ein massiver Störfaktor, wie zum Beispiel während der Balz- und Brutzeit. Es braucht heute verstärkt Ruhezeiten für die Wildtiere und eine naturverträgliche Besucherlenkung, um künftig Wildschäden im Bestand zu verhindern.“<sup>17</sup>

Zurück ins vorige Jahrhundert: Nur wenige Jahrzehnte, nachdem sich die Jägerschaft über die Störung der Natur durch die Wanderer erregt hatte, wehrten sich die „alpenbedürftigen Vereinsschärler“ ihrerseits gegen die zunehmende Verschandelung der Alpen durch Straßen, Hotelbauten, Wasserkraftwerke und mechanische Aufstiegshilfen. In den Liftgebieten tummelten sich mehr und mehr Skifahrer. Anfang der 1980er-Jahre tauchte ein neues Sportgerät in Europa auf: Snowboarden war insbesondere bei den Jungen bald die Sportart Nummer 1. Und ein neuer Konflikt war geboren. Snowboardfahrern wurde vorgeworfen, sie zerstörten präparierte Pisten. Skifahrer sehnten sich nach den Zeiten, als Snowboardern der Zugang zu Liften verweigert wurde. Es gab Forderungen, getrennte Pisten anzulegen, damit die Skifahrer nicht gefährdet sind. Längst hat sich gezeigt, dass ein friedliches Nebeneinan-

17 <https://aiz.info/?+Tirol-LK-und-Waldverband-stellen-sich-OEAV-Forderung-massiv-entgegen+&id=2500,,,2028,,Y2lkPTEzMzk5Mjg>





**Wege, Weiden oder Wildbäche: Konflikte entstehen seit Menschengedenken, sobald zwei oder mehr Interessengruppen denselben Raum für sich beanspruchen. Mag die Aktivität an sich noch so friedlich sein, je weniger Raum in der Natur zur Verfügung steht, desto stärker beharrt jeder auf „seinem Recht“.**

© commons.wikimedia.org/  
I. Hayek (rechts)

der sehr wohl möglich ist, und niemand denkt auch nur im Traum an getrennte Pisten.

Niemand? Inzwischen ist ein neuer Feind aufgetaucht: Skitourengeher erobern mehr und mehr die Pisten. Kurze Anfahrtszeiten, keine Lawinengefahr und immer öfter Schneemangel treiben die Tourengeher in die Liftgebiete.

Die Skitourengeher auf den Pisten stören Pistenfahrer und Liftbetreiber, jene abseits der Pisten wiederum sind Jägern und Förstern ein Dorn im Auge: sie verscheuchen das Wild und fahren teilweise rücksichtslos durch Aufforstungen. Förster werfen Jägern vor, für den zunehmenden Wildverbiss durch zu geringe Abschussquoten verantwortlich zu sein. Jäger wettern gegen Modellflugbauer. Angler mögen keine Kajakfahrer, und Angler wie Kajakfahrer regen sich über Wasserkraftwerke und Wildbachverbauungen auf. Wanderer ärgern sich über Hunde und verärgern ihrerseits die Bauern, über deren Wiesen sie trampeln. Grundbesitzer kämpfen gegen Mountainbiker und würden Wanderer auch nicht ungern aus ihren Revieren fernhalten. Wanderer gegen Mountainbiker, Mountainbiker gegen E-Biker ... Wer in einschlägigen „sozialen“ Netzwerken stöbert, glaubt, er ist im Krieg.

Eines<sup>18</sup> von vielen Beispielen:

- „bei forstlichen Sperrgebieten wurden Absperrbänder abgerissen, Scherengitter über die Böschung geschmissen und Sicherungsposten beschimpft

<sup>18</sup> <http://www.landwirt.com/Forum/437368/Jaeger-gegen-Mountainbiker.html>

und bedroht. [...] nicht selten passierte es, dass um 2 Uhr früh, wenn man auf Wildschweine angesessen ist, plötzlich Mountainbiker daher gekommen sind, darauf angesprochen kam die Antwort, „Wir können fahren wann wir wollen.“

- „Ich bin selbst mit dem Mountainbike unterwegs. Um 2 Uhr in der Früh wär es mir zu gefährlich zu biken, nicht dass ein besoffener Jäger glaubt, es kommt ein Wildschwein.“
- Das ist wieder einmal sehr typisch für die Jägerschaft. Einerseits will sie das Mountainbiken verbieten, andererseits werden immer wieder nicht öffentliche Wege trotz Fahrverbot mit Fahrzeugen aller Art für Pirschfahrten benutzt.“
- ... meine Waldgrundstücke gehören mir und ob da jemand Rad fährt oder nicht, das bestimme ich. Ich setz mich auch nicht uneingeladen in dein Wohnzimmer mit der Begründung, dass ich eh sorgfältig damit umgehe.“

Ist bei uns die Hölle los? Kämpft jeder gegen jeden? Müssen wir es als ein Wunder betrachten, wenn wir nette freundliche Leute in den Bergen treffen?

### **Ich glaube nicht an Wunder. Ich habe ihrer zu viele gesehen. (Oscar Wilde)**

Zum Glück ist es kein Wunder, wenn wir freundliche Menschen treffen. Zum Glück ist nämlich der überwiegende Teil der Menschheit nett, zugänglich, hilfsbereit und aufgeschlossen. Leider ist dieser Teil für die Medien weniger interessant, leider sind schlechte Nachrichten bekanntlich erfolg-



reicher als gute. Menschen, die mit sich und der Welt im Reinen sind, haben auch weniger das Bedürfnis, sich in irgendwelchen sozialen Medien zu artikulieren. So entsteht ein verzerrtes Bild derer, die sich in den Bergen bewegen und die die Natur genießen wollen, jeder auf seine Art. Die bisher beschriebenen Kampfszenen sind zwar nicht frei erfunden, und jegliche Ähnlichkeit mit tatsächlichen Begebenheiten ist nicht zufällig, aber es sollte uns bewusst sein: sie sind die absolute Ausnahme!

Wäre das Wandern erst jetzt in Mode gekommen, würden die Wanderer vermutlich *Mountainhiker* heißen. Das Misstrauen, das ihnen vor mehr als 100 Jahren entgegenschlug, die Vorwürfe, mit denen sie konfrontiert wurden, sind mehr oder weniger identisch mit denen, die heute den Mountainbikern gemacht werden. Mountainhiker und Mountainbiker – sind sie im Grunde so verschieden? Suchen sie nicht alle das Glück abseits von Beton, Lärm und Gestank? Wer regt sich ernstlich und täglich über donnernden Verkehrslärm auf? Wer über Baustellen, Straßen, Häuser und andere Narben in der Natur?

Narben hinterlassen bisweilen allerdings auch die Biker und Hiker. Mit Abschneidern bei Wegen zerstören Wanderer die oft sehr empfindliche Vegetation und machen dem Regen bei der Erosion leichtes Spiel. Stollenreifen reißen bei falscher Fahrweise noch tiefere Wunden in die Bodenoberfläche. Der Natur nützt auch der freundliche Gruß an den Wanderer nichts, wenn gleichzeitig mit blockiertem Hinterrad in die Kurve gedriftet wird.

Um das Bedürfnis nach interessanteren Abfahrten zu befriedigen und gleichzeitig die Biker zu separieren, werden immer mehr Bike-Parks angelegt. Diese sollen die benachbarte Natur vor Schaden bewahren (und bringen ganz nebenbei der Seilbahnwirtschaft auch gutes Geld). Der Schaden wird also auf wenige Orte konzentriert, die Natur dort auf reine Funparks reduziert. Ob motorcrossähnliche Strecken den Wünschen jener Mountainbiker entsprechen, die – ebenso wie die Mountainhiker – ein Naturerlebnis suchen, ist mehr als fraglich.

Wollen Mountainbiker in der intakten Natur abseits der angelegten Bikeparks akzeptiert werden, sollten sie also nicht nur *oberflächlich* auf ihre Konkurrenten in den Bergen, sondern auch *tiefgründig* auf den Boden, auf dem sie sich bewegen, Rücksicht nehmen. Wegabschneider und steile Trails sind für Radler tabu. Trockene, steinige Wege halten einiges aus, feuchte bewachsene Böden hingegen reagieren besonders empfindlich auf Stollenreifen und sollten vorbehaltlos in Ruhe gelassen werden. Bei sensiblem Untergrund abzuweichen und schonend zu schieben, zeugt nicht von Feigheit, sondern von Intelligenz.

Hirn und Herz sind die Zutaten zu einem ganz einfachen Rezept, wie Mountainhiker und Mountainbiker friedlich, freundlich und respektvoll nebeneinander existieren könnten. Eine wesentliche positive Eigenschaft ist Wandern und Radlern ohnehin gemeinsam: sie bewegen sich absolut emissionsfrei! Und gute Beispiele für Koexistenz gibt es sehr wohl: Die Innsbrucker Mountainbike-

**Aggressionen entstehen auch durch Ängste. Für die einen ist der Hund der treueste Begleiter des Menschen, für die anderen ein Objekt zum Fürchten. Neue Sportarten, wie einst das Snowboarden, wurden zunächst mit Argusaugen betrachtet.**

© I. Hayek/A. Ermacora (links)

Gruppe „Vertriders“<sup>19</sup> hat Verhaltensregeln für Mountainbiker für ein reibungsloses Nebeneinander erstellt. Im Schwarzwald richteten eine Wandergruppe und eine Mountainbike-Gruppe in einem gemeinsamen Arbeitseinsatz Wege her<sup>20</sup>. Der Goldseeweg am Stilsfer Joch ist von 10 bis 16 Uhr für Mountainbiker gesperrt. So haben die meisten Wanderer diesen wunderschönen Weg untertags für sich, ohne dass den Mountainbikern der Genuss einer atemberaubenden Fahrt gänzlich verwehrt ist. Der Trend beim Mountainbiken geht allmählich weg von Steilabfahrten in Richtung flachere Abfahrten, bei denen man je nach Können bei verschiedenen Geschwindigkeiten

19 [www.team-vertriders.org/vertriding-rules/](http://www.team-vertriders.org/vertriding-rules/)

20 <https://www.facebook.com/media/set/?set=a.447801312008184.1073741831.193326687455649&type=3>

seinen „Flow“ findet, ohne den Untergrund massiv zu beschädigen.

### Die erträgliche Leichtigkeit des Seins

Positive Wahrnehmung unserer Mitmenschen vermeidet nicht nur Konflikte, sondern steigert das eigene Wohlbefinden. Nicht erst seit Albert Schweitzer wissen wir, dass Glück sich verdoppelt, wenn man es teilt. Den Sinn des Lebens finden wir im Erleben und nicht im Haben. Besitz kann verloren gehen, zerstört, geraubt oder im Wert gemindert werden. Erlebtes kann uns niemand wegnehmen. „*Wer bin ich, wenn ich bin, was ich habe, und dann verliere, was ich habe?*“<sup>21</sup> – ein Nichts. Bekennen wir uns doch zur Devise: lieber gemeinsam benützen als einsam besitzen!

21 Erich Fromm – *Haben oder Sein*.

## Mountainbike-Regeln: Ein Fleckerlteppich mit vielen Grauzonen

### Österreich: Alles verboten, was nicht erlaubt ist

In Österreich liegt die gesetzliche Kompetenz der „Wegefreiheit“ im Waldbereich beim Bund und im alpinen Ödland bei den Ländern. Solange man zu Fuß unterwegs ist, gilt ein allgemeines Betretungsrecht. Alles was der Gesetzgeber nicht als „Betreten“ definiert (z. B. Reiten, Fahren, Zelten etc.), bedarf der Zustimmung des Waldeigentümers. Das Fahren im Wald ist generell verboten, egal ob mit dem Fahrrad oder motorisiert. Erlaubt ist das Befahren des Waldes also nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Waldeigentümers. Vom freien Betretungsrecht im Wald ausgenommen sind Waldflächen mit behördlichen Betretungsverboten, Waldflächen mit forstbetriebli-

chen Einrichtungen (z. B. Holzlagerplätze) und Aufforstungsflächen, sofern deren Bewuchs noch keine 3 Meter erreicht hat. Damit die Sache nicht zu einfach ist, sei noch erwähnt, dass auch Forststraßen zum Waldbegriff gehören! Wird „der Wald“ also aus irgendwelchen Gründen gesperrt, gilt für die darin befindlichen Wege Wegegebot, das heißt, man darf die Wege nicht verlassen.

Abseits der freigegebenen Wege fährt man grundsätzlich auf eigenes Risiko und muss außerdem mit Verwaltungsstrafen und zivilrechtlichen Klagen rechnen. Kurz gefasst gilt also: Es ist alles verboten, was nicht erlaubt ist.

Waldeigentümer sind für den ordnungsgemäßen Zustand des Weges verantwortlich. Sie können nur für Schäden haftbar gemacht werden, die aus einem vorsätzlich oder grob fahrlässig verursachten, mangelhaften Zustand der Straße oder des danebenliegenden Waldes resultieren. Keine Haftung des Waldeigentümers besteht grundsätzlich dann, wenn die Benützung eines Weges unerlaubt erfolgt.

### Deutschland: Alles erlaubt, was nicht verboten ist

In ganz Deutschland erfolgt die Benützung des Waldes zur Erholung auf eigene Gefahr und eigene Verantwortung: Wer vorsätzlich oder fahrlässig das Leben, den Körper, die Gesundheit, die Freiheit, das Eigentum oder ein sonstiges Recht eines anderen widerrechtlich verletzt, ist dem anderen zum Ersatz des daraus entstehenden Schadens verpflichtet.

- Bayern: Es gilt ein freies Betretungsrecht des Waldes, wobei hier das Radfahren als „Betreten“ gilt, sofern es auf geeigneten Wegen geschieht. Auf „geeigneten“ Wegen ist das Radfahren im Wald also erlaubt. Bayern setzt stark auf Eigenverantwortung und überlässt die Definition der Wegeignung den Naturnutzern. Nicht geeignet sind



Und so kann zum Glück eine Begegnungsszene am Berg sehr realistisch auch so aussehen: Stechende Sonne am stahlblauen Himmel. Das Knirschen der Kiesel unter Schuhsohlen. Spürbarer Atem. Der Geschmack von Bergluft auf der Zunge. Kaum vernehmbares Rauschen eines Wildbaches in der Ferne. Einsamkeit. Unberührt-heit. Freiheit. Ein dünner Schweißfilm auf der Stirn, Puls 130 und die berühmte Endorphin-Ausschüttung, die Ersatzdroge der Bewegungsmenschen. Ein unbestimmtes Glücksgefühl, *ich bin in den Bergen!*

Plötzlich eine fröhliche Stimme: „Hallo!“ Vier Mountainbiker steigen ab, schieben die Bikes neben den Weg und lassen die Wandergruppe vorbei. „Viel Spaß noch!“ – „Ebenfalls!“, dann rauschen sie ins Tal, während die Wandergruppe aufwärts strebt.

## Epilog

Ein alter Indianer saß mit seinem Enkelsohn am Lagerfeuer. Es war schon dunkel geworden und das Feuer knackte, während die Flammen in den Himmel züngelten.

Der Junge sagte nach einer Weile des Schweigens: „Weißt du, wie ich mich manchmal fühle? Es ist, als ob da zwei Wölfe in meinem Herzen miteinander kämpfen würden. Der eine ist rachsüchtig, aggressiv und grausam. Der andere hingegen ist liebevoll, sanft und mitfühlend. Welcher von beiden wird wohl den Kampf um mein Herz gewinnen?“

„Der Wolf, den du fütterst“, antwortete der Alte.<sup>22</sup>

---

22 alte indianische Weisheit (Quelle unbekannt).

zum Beispiel schmale Trampelpfade, die von Fußgängern stark frequentiert werden. Das Radfahren kann zum Schutze des Naturhaushaltes oder des übrigen Erholungsverkehrs eingeschränkt oder untersagt werden. Im Unterschied zu Österreich gilt hier also: Es ist alles erlaubt, was nicht verboten ist.

- **Baden-Württemberg:** Biken in Feld und Flur auf „geeigneten Wegen“ erlaubt, im Wald auf Wegen mit einer Breite ab zwei Metern. Auf Fußgänger ist Rücksicht zu nehmen.
- **Schleswig-Holstein, Saarland, Berlin, Brandenburg:** Biken erlaubt in Feld, Wald und Flur auf Wegen und Straßen.
- **Hamburg:** Biken ist in Feld und Flur ausdrücklich auch auf Pfaden erlaubt, im Wald auf Straßen und Wegen.
- **Mecklenburg-Vorpommern:** Biken erlaubt auf Straßen und Wegen.
- **Bremen:** Biken in Feld, Wald und Flur auf „geeigneten Wegen“ erlaubt.
- **Niedersachsen:** Biken auf „tatsächlich öffentlichen Wegen“ erlaubt (z. B. markierte Radrouten, Fahr- und Wanderwege).
- **Sachsen-Anhalt:** wie Bremen oder mit besonderer Erlaubnis.
- **Nordrhein-Westfalen:** Biken im Wald auf Straßen und „festen Wegen“ zulässig.
- **Sachsen:** Biken ist in Feld und Flur nur auf „geeigneten Wegen“ erlaubt. Im Wald sind Fußwege für Biker verboten.
- **Thüringen:** Biken ist im Wald nur auf „festen Wegen“ zulässig.
- **Hessen:** im Großen und Ganzen wie Thüringen.
- **Rheinland-Pfalz:** Biken darf im Wald, jedoch nicht auf Fußwegen und Pfaden stattfinden.

Quelle: <http://www.mountainbike-magazin.de/know-how/was-ist-wo-erlaubt-das-wegerecht-fuer-biker.253700.2.htm>

### Südtirol und Trentino: „Nix Gwieß woaß ma ned“

**Südtirol:** In Südtirol gibt es mit Ausnahme des Naturparks Sextener Dolomiten keine gesetzliche Regelung, auf welchen Wegen Mountainbiken erlaubt ist und auf welchen nicht. Man bewegt sich hier also

in einer Art Vakuum: Radfahren im Wald ist nicht ausdrücklich verboten, aber auch nicht ausdrücklich erlaubt. Artikel 2 des Naturschutzgesetzes bezüglich der Erholung im Wald sagt uns: „Jede Person hat das Recht auf den Genuss der Naturschönheiten und auf die Erholung in der freien Natur.“ Dieses Recht auf Natur kann sehr dehnbar ausgelegt und eingefordert werden.

**Trentino:** Ein generelles Reglement besagt, dass Mountainbiker nur auf Wegen unterwegs sein dürfen, deren Gefälle geringer als 20 Prozent ist und auf denen das quergestellte Fahrrad nicht breiter als der Weg ist. Seit April 2015 sind alle Wege für Mountainbiker gesperrt, auf denen eine Gefahr für Wanderer bestehen könnte und auf denen das Mountainbiking umweltschädlich sein kann. Diese Einschränkung ist naturgemäß nicht so leicht messbar wie das Gefälle oder die Radlänge, daher werden die betroffenen Routen mit Schildern entsprechend ausgewiesen.

### Schweiz: Freie Fahrt auf geeigneten Wegen

In der Schweiz kann auf Wegen, die für Fahrzeuge „geeignet“ sind, mit dem Rad gefahren werden. Der Biker muss also grundsätzlich auf allen Wegstrecken selbst beurteilen, ob der Weg sich für das Befahren mit einem Mountainbike eignet. Im Rechtsalltag wird wohl weitgehend so entschieden, dass die Nutzung von Wanderwegen durch Mountainbikes zugelassen wird, wenn nicht ausdrückliche Verbote signalisiert sind.

In Zweifelsfällen kann ein Fahrverbot signalisiert werden, ansonsten darf der Weg befahren werden, das heißt, es ist nicht immer klar, wo gefahren werden darf. Da die Kantone eigene Vorschriften erlassen können, kann es sehr unterschiedliche kantonale Regelungen geben. Bezüglich der Haftung ist der Eigentümer für den ordnungsgemäßen Zustand verantwortlich.

Quelle: <http://www.bfu.ch/de/ratgeber/ratgeber-recht/sport-und-bewegung/radsport/mountainbiken/mountainbike-wo-fahren>



# Miteinander statt nebeneinander

Wie lässt sich Inklusion im Bergsport leben?

>> **Robert Demmel (Text) und Gerhard Heidorn (Fotos)**



*Menschen mit Beeinträchtigung gehören überall dazu, im öffentlichen Leben ebenso wie in den Bergen. Soweit die Theorie. In der Praxis ist noch Luft nach oben.*

*Bemerkenswerte Bergsportinitiativen wissen diesen Spielraum kreativ und engagiert zu nutzen.*

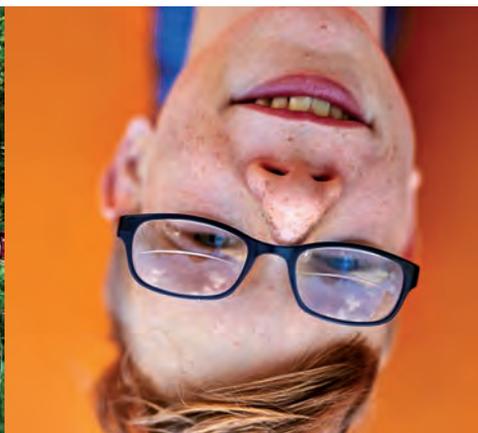
Mein Sohn Ben ist mittlerweile 28. Von Kindesbeinen an ist er infolge einer Spastik in den Beinen in seiner Bewegungsfreiheit sehr stark eingeschränkt und auf einen Rollstuhl angewiesen. Darüber hinaus ist Ben nach einer frühkindlichen Netzhauterkrankung erblindet. Beide Beeinträchtigungen sind die Folge einer extremen Frühgeburt in den späten 1980er-Jahren. Dennoch konnte ich mit Ben lange meine eigene Leidenschaft, die Berge, teilen. Gerne erinnere ich mich an gemeinsame Ausflüge, als der Rolli über Stock und Stein rumpelte und Ben seine große Freude damit hatte. Absolute Highlights waren die alljährlichen Ausflüge ins Höllental. Gemeinsam mit meiner Lebensgefährtin wuchteten wir den Rolli in Richtung Eingangshütte, so gut es eben ging. Die weitere Strecke durch die Klamm habe ich Ben dann getragen. Das Rauschen, Tosen, Gurgeln und Gluckern, Spritzen und Tröpfeln des Wassers waren für ihn stets herrliche Erlebnisse. Mit der Zeit aber wurde Ben einfach zu groß und zu schwer, die Rollstühle wurden unhandlicher und somit waren Ausflüge in die Berge, die über reine Spaziergänge hinausgehen, einfach nicht mehr machbar für

uns, ohne dass ich mir den Rücken ruiniert oder einen Bandscheibenvorfall riskiert hätte. Mit den Jahren gerieten die Berge bei Ben in Vergessenheit. Schade, aber eigentlich kaum ein Problem angesichts des Sees daheim vor der Haustür.

Am 25. Mai dieses Jahres durfte ich dann zusammen mit dem Fotografen Gerd Heidorn in der Jugendbildungsstätte des Deutschen Alpenvereins in Bad Hindelang die Inklusionsgruppe „Erlebnis Berg – inklusiv“ für einen Tag bei ihren Aktivitäten begleiten. Es ist ein zauberhafter Frühsommertag im klischeehaft grünen Oberallgäu. Die Wiesen glitzern taunass, später Schnee hat in der vorangegangenen Nacht die Gipfel dekorativ angezuckert.

Morgens um neun herrscht emsige Betriebsamkeit in den Fluren und Aufenthaltsräumen der Jugendbildungsstätte. Kinderlachen, Rucksäcke werden gepackt, zwei Kids jagen wie wild durch die Gänge. In einer ruhigeren Ecke empfangen uns Stefan und Julia. Die beiden sind ein Paar und betreuen seit vielen Jahren Inklusionsgruppen, in denen Kinder mit und ohne Beeinträchtigung gemeinsam die Berge erleben. Für den Sozialverband VdK, über den sich auch die Mehrzahl der teilnehmenden Kinder und Jugendlichen für dieses Camp angemeldet haben, leiten sie ehrenamtlich die Inklusionsgruppe in Bad Hindelang. Wir werden in einen Gruppenraum geführt, wo wir uns in einem Stuhlkreis zunächst vorstellen wollen, um Vertrauen für einen gemeinsamen Tag zu gewinnen. Nach kurzen einleitenden Worten von Stefan und Julia macht Simon für die Kinder den Anfang. Er ist ein ganz besonderer Junge, ruhig und in sich gekehrt, aber doch ziemlich mitteil- sam. Simon hat das Down-Syndrom, Trisomie 21.

**Inklusion – auf den Blickwinkel kommt es an: Betreuer Dominik ist mit seinen Schützlingen Frank (vorne) und Marcel auf dem Weg zur Ostrach. Während Frank der bevorstehenden Flussüberquerung mit Vorfreude entgegenseht, ist Marcel noch ein bisschen skeptisch. Am Ende haben beide gut gelacht, denn sie haben's gemeinsam geschafft und können sich aufeinander verlassen.**





Die wahren Helden der Berge: Roman ist einer der Abenteurer der Gruppe und für jede Unternehmung im Freien leicht zu begeistern.

Rechts: Morgens noch zurückgezogen, geht Simon bei der Fahrt mit dem Alpsee-Coaster voll aus sich heraus.

Als er sich vorstellt, nimmt er die blaue Baseball-Kappe ab, schaut erwartungsvoll in die Runde und murmelt eine ganze Zeit lang leise vor sich hin. Zu verstehen ist er nicht, aber dennoch scheint seine Vorfreude auf den Tag riesig. Auf ihn folgen Veronika und Jasmin, Fabian und Frank, ein farbiger Junge, Emanuel, der sofort aus sich herausgeht und seine Erwartungen klar und deutlich formuliert. Roman ist ebenfalls Feuer und Flamme und wirft begeistert die Hände in die Höhe, von ihm aus kann es sofort losgehen.

Fürs Erste werden noch Brote mit Wurst und Käse, Obst und Getränke in Sportbeuteln und Rucksäcken verstaut, denn die Gruppe wird heute zu Mittag nicht in die Jugendbildungsstätte zurückkehren, sondern den ganzen Tag unterwegs sein. Auf dem Programm stehen eine Bach- oder eher Flussüberquerung der Ostrach am gespannten Seil sowie eine nachmittägliche Wanderung mit anschließender großer Sause über die Sommerrodelbahn am Großen Alpsee.

### Bergsport inklusive

Schon seit Jahren engagieren sich einige wenige der über 350 Sektionen des Deutschen Alpenvereins für Projekte mit beeinträchtigten Menschen, sie leisten exzellente Inklusionsarbeit und wurden dafür bereits mehrfach mit Preisen ausgezeichnet. Durch ihr Wirken ist es mittlerweile auch Ziel des Hauptvereins geworden, Kinder- und Jugendgruppen integrativer und inklusiver zu gestalten und dieses zarte Pflänzchen auf der weiten Spielwiese des Bergsports zu etablieren. Darüber hinaus bieten etwa die Sektionen Karlsruhe und Bad Tölz

längst Sportklettergruppen für behinderte Alpinistinnen und Alpinisten. In der Sektion Neu-Ulm trifft sich die Klettergruppe „Aktiv mit Handicap“ zu gemeinsamen Aktivitäten. Stefan Kronberger von der Sektion Schwaben des Deutschen Alpenvereins betreibt seit einiger Zeit in Zusammenarbeit mit der Nikolauspflanze in Stuttgart ein Projekt bei der Allgäuer Schwarzwasserhütte: Unterstützt von sehenden Bergsteigern markieren, renovieren und pflegen sehbehinderte Menschen dort im Kleinwalsertal die Wege und Steige rund um die Hütte (siehe Seite 76). Auch im DAV-Kletterzentrum Thalkirchen in München findet einmal wöchentlich ein Handicap-Kletterkurs statt.

Nachdem die Vereinten Nationen 2006 das „Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderung“ verabschiedeten und dieses Abkommen 2009 in Deutschland in Kraft trat, eröffnete sich beeinträchtigten Menschen eine gleichberechtigte und selbstbestimmte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Kurz gesagt: Die Inklusion von Menschen mit Behinderung wurde damit als eines der zentralen Anliegen unserer Gesellschaft formuliert. In diesem Sinne will das Positionspapier „Inklusion leben“ des Deutschen Alpenvereins vom November 2014 erreichen, dass gesunde und beeinträchtigte Menschen gemeinsam gleichberechtigt Bergsport betreiben. Da sich der DAV jedoch als Umwelt- und Sportverband definiert und seine Kernkompetenzen in der Ausübung des Bergsports sieht, bedarf er bei der Ausführung von Inklusionsprojekten auch der Unterstützung von sozialen und heilpädagogischen Verbänden wie dem VdK. Entscheidend ist das An-



liegen des DAV, dass wirkliche Teilhabe eines beeinträchtigten Menschen am Bergsport über ein reines Mitmach-Angebot hinausgehen muss, so dass Menschen mit Behinderung auch die Möglichkeit bekommen, im Rahmen ihrer Möglichkeiten Verantwortung zu übernehmen.

### Barrieren gemeinsam überwinden

Auf unserem Weg von der Jugendbildungsstätte Bad Hindelang hinab zur Ostrach erklären mir Stefan und Julia, dass ein gutes Gefühl für den Respekt und die Akzeptanz innerhalb der Gruppe entscheidend sei für das Gelingen. Auf neun beeinträchtigte Kinder kommen in dieser Gruppe drei gesunde Kinder sowie fünf Betreuer. Ausnahmslos alle gesunden Kinder haben durch ein beeinträchtigtes Geschwister oder Mitglied in der Familie eine starke Affinität zum Thema Inklusion. Sie „kennen sich aus“, und das spürt man sofort im Umgang mit ihren Kameraden aus der Ferienfreizeit. Da wird einander über die Straße geholfen, vor einem Auto gewarnt oder mal eben der Schuh gebunden und der Rucksack richtig verschlossen. Stefan erklärt: „Grenzen bei der Auswahl der Teilnehmer gibt es eigentlich kaum, die Spanne der Beeinträchtigung reicht von ADHS bis hin zu Rollstuhlfahrern oder Menschen mit geistiger Behinderung. In einigen Fällen konnten auch schwerste Pflegefälle in die Inklusionswoche ‚Erlebnis Berg‘ mit aufgenommen werden.“

Für die anderen drei Kursprogramme „No Limits“, „No Limits mobil“ und „No Limits Sommer“ sind dann allerdings gewisse Voraussetzungen zu erfüllen, schließlich gilt es bei diesen Freizeiten

ein winterliches Iglu-Biwak zu organisieren, von Hütte zu Hütte zu wandern oder im Schlauchboot zu raften. Beim Programm „Erlebnis Berg“ liegt der Schwerpunkt in der Erlebnispädagogik. Das gemeinsame Erleben steht im Mittelpunkt, die Jugendbildungsstätte bleibt das Tag für Tag angesteuerte Basecamp.

Obwohl sie sich für ihre ehrenamtliche Tätigkeit beim VdK Urlaub nehmen muss, sieht Julia den Ferienfreizeiten im Oberallgäu immer mit Begeisterung entgegen. Für sie ist es eine Herzensangelegenheit, weniger gesunde junge Menschen zu fördern und zu unterstützen, anstatt sie zu bemitleiden. „Das schönste Erlebnis“, sagt sie, „war eine Aktion im letzten Jahr, als es uns gelang, einen Rollstuhlfahrer an der Kletterwand mit Motivation und Unterstützung bis zum obersten Griff zu bringen. Sensationell. Da wird einem erst bewusst, dass die eigene Gesundheit und Mobilität bei Weitem nicht so selbstverständlich sind, wie es von großen Teilen der Gesellschaft gesehen wird. Wenn ich von einer Ferienfreizeit nach Hause kommen, nehme ich sehr viel mit, bin überglücklich und bewerte die Wichtigkeit der Dinge oftmals nach neuen Maßstäben.“

Als wir an der Ostrach ankommen, ist dort Ragna mit ihren Jungs und Mädels am Werk. Ragna Krückels ist Bergführerin und leitet in diesen Tagen hier in Bad Hindelang die Jugendleiteraus- und -fortbildung. Von ihren Schützlingen schwärmt sie in den höchsten Tönen. Und was liegt da näher, als die Fortbildung der einen mit der Herausforderung für die anderen zu verbinden? Ragnas Kurs hat längst eine Seilbrücke über

**Gemeinsam bewerten und entscheiden:** Von der Überquerung der Ostrach sind alle Teilnehmer und Betreuer restlos begeistert.

**Links:** Das versprochene Eis lockt alle in die Bärenfalle: Jasmin treibt Marcel, Roman und ihren Betreuer Moritz zur Berghütte.

die Ostrach installiert, auf der die Teilnehmer der Inklusions-Freizeit nun das rauschende Wasser überqueren werden.

Werden oder wollen? Manch einem ist die Sache noch nicht so recht geheuer, während andere es überhaupt nicht erwarten können, über das Wasser zu schweben. Roman hat schon den Klettergurt in der Hand, während Emanuel die Sache erst einmal aus sicherer Entfernung betrachtet und Simon versucht, möglichst unbeteiligt am Geschehen mitzuwirken. Aus der Nähe betrachtet, sprudelt die Ostrach ganz schön munter aus dem Tal heraus und unter den Kindern vorbei. Ohne Übertreibung könnte man sie durchaus als reißend bezeichnend. Respekt ist also angebracht. Auf jeder Seite des Flusses befinden sich nun sechs Kinder und ihre Betreuer, um gemeinsam einen nach dem anderen auf die andere Seite zu holen. Dazu heißt es erst einmal Helm auf, Klettergurt an – Sicherheitscheck natürlich inklusive – und dann geht es auf die wackelige Reise über die wilden Wasser. Danach scheint sich einiges umzukehren: Gerade die, die eigentlich eher zurückhaltend an das Abenteuer herangingen, wollen nun gleich noch einmal, so dass schlussendlich jeder mit Jubel und Begeisterung mehrmals den Bach überquert. Die anfängliche Begeisterung der „Abenteurer“ und das eigene Erleben haben also geholfen, die Zurückhaltung der weniger Mutigen zu kompensieren. Alle versammeln sich schließlich zu einer Abschlussrunde neben dem Flussbett, wo sie mit geschlossenen Augen ihr Urteil zu dieser Aktion abgeben: Daumen runter – das war nichts, Daumen horizontal – passt schon, Daumen hoch – geile Sache! Als alle die Augen öffnen, ist das Ergebnis eindeutig, alle sind begeistert. Es folgt der Dank an die Erbauer der Seilbrücke und natürlich eine Einladung in die abendliche Inklusions-Disko. Und da Abenteuer im Freien bekanntlich hungrig machen, hat längst jeder seine Jause parat.

### **Auf große Fahrt**

Auch der Österreichische Alpenverein hat sich – insbesondere in der Jugendarbeit – das Thema Inklusion auf die Fahnen geschrieben. Beeinträchtigte Kinder und Jugendliche sollen die Berge erleben – zusammen mit gesunden Gleichgesinnten ähnlichen Alters. Mit dem Bestehen von selbstgewählten und definierten Herausforderungen werden

Erfolgsenerlebnisse vermittelt, die sowohl das Selbstwertgefühl des Einzelnen als auch die Zusammengehörigkeit in der Gruppe stärken. Zentrum all dieser Aktionen ist die Ferienwiese in Weißbach bei Lofer im Saalachtal. Das Camp ist von Mai bis September geöffnet und bietet großartige Möglichkeiten, die Welt der Berge abwechslungsreich zu erleben. Das Angebot des komplett barrierefreien Jugend- und Familienzeltplatzes reicht von Kanu- und Kajaktouren auf der Saalach über die Befahrungen der Prax-Eishöhle und der Lamprechtshöhle bis hin zu Klettersteigen und Kletterrouten an den sonnigen Klettergärten der Loferer und Leoganger Steinberge. Natürlich gibt es auch etliche liebevolle Almen zu erwandern und spannende Schluchten zu durchstreifen. Und wer sich in der Enge eines Zelts nicht allzu wohl fühlt, der zieht in eines der ebenso gemütlichen wie geräumigen Holztipis.

In Weißbach liegt auch das Basecamp des ÖAV-spezifischen Teams „Insieme“, das in der Inklusion tatsächlich neue Türen geöffnet hat. Dieses Projekt der Alpenvereinsjugend hat sich zum Ziel gesetzt, zwölf ausgewählte Teilnehmer mit und ohne Beeinträchtigung in gezielten Schritten und Trainingscamps auf ein finales gemeinschaftliches Outdoor-Erlebnis vorzubereiten. Wichtig ist dabei, dass die Gruppe kein vorgefertigtes Abenteuer besteht, sondern sich mit eigenen Ideen und Wünschen in den Ablauf und die Planung einbringt. „Ob raften, handbiken, Klettern, den Sonnenaufgang bestaunen oder eine Höhle erkunden – die Möglichkeiten, die Natur zu erleben, sind unendlich. Und eine Behinderung muss kein Hindernis sein, solange man aufeinander eingeht. Ziel unseres Projekts ist es, dass die Teilnehmer die vorhandenen Barrieren erkennen und gemeinsam überwinden lernen. Das birgt ein großes Lernpotenzial für alle Beteiligten. Die Entwicklung von gemeinsamen Zielen unter Berücksichtigung von unterschiedlichen Bedürfnissen schärft den Blick für neue Wege“, erklärt Jürgen Einwanger, Leiter des Projekts in der Alpenvereinsjugend.

Im Mai 2015 hat sich das Team in Weißbach kennengelernt und in einer Projektwoche erste gemeinsame Erfahrungen in der Natur gesammelt. In einem zweiten Schritt wurden die Erfahrungen im Wipptal vertieft und gemeinsame Touren mit einem Biwak erweitert. Nachdem als Abschluss tour ein Kanutrip nach Südschweden für



den August 2016 erarbeitet wurde, mussten im April verschiedene Bootstypen am Olympia-Regattazentrum in Oberschleißheim bei München ausprobiert und die diversen Paddeltechniken erlernt werden. Der großen Reise nach Schweden stand nun nichts mehr im Wege. Dass das Projekt Insieme einen „Fußabdruck“ in der Geschichte der Inklusion im Outdoorsport hinterlassen wird, ist unzweifelhaft, denn allein der Weg nach Schweden ist wesentlicher Bestandteil des Projekts.

### Grenzen verschieben

Sehr viel kürzer ist die nachmittägliche Fahrt unserer Inklusionsgruppe an den Großen Alpsee bei Immenstadt. Wenngleich als Tagesabschluss eine wilde Fahrt mit dem nahezu drei Kilometer langen Alpsee-Coaster lockt, ist die Wanderung hinauf zur Berghütte Bärenfalle für so manchen nicht gerade sonderlich attraktiv. Zumal der Sessellift nebenan eine augenscheinlich höchst bequeme Alternative bietet und den ganzen Aufstieg in wenigen Minuten erledigen könnte. Hier ist nun behutsame Motivation gefragt: Stefan, Julia, Dominik, Moritz und Fiona bieten all ihre Überredungskünste auf, um alle gleichermaßen ohne Zähneknirschen auf den Weg zu bringen. Insbesondere Jasmin, Max und Annalena erweisen sich als ausdauernde Wanderer, während Emanuel die ganze Truppe mit seinen Witzen bei Laune hält. Nach mehreren Pausen ist aber schon bald die versprochene Hütte erreicht – das Belohnungseis inklusive. Alle sitzen schwatzend und schleckend im Schatten der Schirme. Nie habe ich die Gruppe zufriedener und zusammengehöriger erlebt als nach diesem gemeinsamen Aufstieg.

Als sich die beeinträchtigten Kinder zur wilden Hatz der Abfahrt über die Sommerodelbahn eine Begleitperson aussuchen dürfen, fällt Simons Wahl auf mich. Er nimmt die Baseball-Kappe ab, murmelt ein paar Worte und nimmt mich bei der Hand. Ich spüre sein Vertrauen. Kann auch er meine Besorgnis fühlen? Achterbahn- und Karussellfahrten mit allem, was über die Geschwindigkeit einer Krinoline hinausgeht, sind mir ein ziemlicher Graus. Wilde Fantasien von entgleisten Waggons und versagenden Bremsen jagen da durch mein Oberstübchen. Simon ist ganz ruhig, auch als wir sorgsam festgurtet in unserem Wägelchen sitzen. Los geht's: Schon in der ersten Kurve entfährt Simon ein Juchzer. Mit jedem Meter der rasanten Fahrt geht er mehr aus sich heraus. Und als ich etwas nachlässiger mit den Bremsen umgehe, ruft er mehrmals laut „Vollgas!“ Es ist das erste Wort, das ich an diesem Tag von ihm verstehe, es macht mich frei und unbeschwert – und gemeinsam sausen wir dem Ende unseres gemeinsamen Tages an der Talstation entgegen ...

Auf der Nachhause-Fahrt grübele ich der Frage nach, ob es das wirklich schon war, mit meinem Sohn und den Bergen. Vielleicht sollten Ben und ich einfach mal einen Trekkingrolli ausprobieren. Durch die Höllentalklamm werden wir damit sicher nicht kommen, möglicherweise aber zumindest ein Stück weit in die Partnachklamm. Für eine Almwanderung wird sich das geländegängige Gefährt gewiss auch eignen. Und vielleicht kann sich Ben ja in nicht allzu ferner Zukunft auch für ein Erwachsenen-Inklusions-Projekt der Alpenvereine bewerben. Anknüpfungspunkte dafür gibt es mittlerweile genug.

**Trotz Handicap steil bergauf und hoch hinaus: Roman und Stefan klettern als eingeschworenes Team im Kletterzentrum Sonthofen. Einige Kletterhallen und Alpenvereinssektionen bieten regelmäßig Kletterkurse und Inklusionsgruppen für beeinträchtigte Bergsteiger an.**

Die Positionspapiere der Alpenvereine zum Thema Inklusion finden Sie unter:  
[www.alpenverein.de/bergsport/inklusion](http://www.alpenverein.de/bergsport/inklusion)  
[www.alpenverein.at/portal/jugend-familie/inklusion](http://www.alpenverein.at/portal/jugend-familie/inklusion)



# Auf der Suche nach dem Besonderen

Internationaler Spitzenalpinismus  
2015/2016

>> **Max Bolland**

Der Duden definiert das Besondere als etwas, das weit über das Normale hinausreicht. Wenn wir in die Berge ziehen, suchen wohl die meisten von uns genau das: etwas, das abweicht vom Alltäglichen, das Besondere eben. In den Bergen werden wir leicht fündig. Wir finden besondere Naturerlebnisse, außergewöhnliche Abenteuer und Herausforderungen, die innere und äußere Ruhe, die es in unserem Alltag kaum mehr gibt. Doch was für viele von uns das Besondere in den Bergen bildet, ist für den Bergprofi längst zum Alltag geworden. Er findet das Besondere nur noch in immer größeren, schwereren und wagemutigeren Unternehmungen, an abgelegenen und unzugänglichen Plätzen, in noch kühnerem Stil und immer größeren sportlichen Leistungen. Die vorliegende Chronik bietet einen Überblick über herausragende Leistungen und Unternehmungen der internationalen Bergsportelite im Zeitraum von Juni 2015 bis Mai 2016, sie bildet jedoch keine lückenlose Dokumentation aller alpinsportlichen Besonderheiten und Absonderlichkeiten.

## Sportklettern – es war einmal der 11. Grad!

Als Wolfgang Güllich 1991 mit „Action Directe“ die erste Route im 11. Grad – oder 9a in der französischen Skala – klettern konnte, war das in jeder Hinsicht eine besondere Leistung. Der Höhepunkt einer außergewöhnlichen Kletterkarriere, die bald darauf durch seinen plötzlichen Unfalltod ein jähes Ende fand. Was blieb, war die Kletterlegende Güllich, der 11. Grad und „Action Directe“ als Denkmal seines Wirkens. Ein Denkmal für die Ewigkeit? Über Jahre hinweg waren Wiederholungen der „Action“ eine Sensation und Begehungen weiterer Routen im 11. Grad die absolute Ausnahme einiger weniger Weltklasseathleten. Mittlerweile hat sich daran einiges geändert. 9a ist fast schon Standard für den ambitionierten Sportkletterer und Begehungen in diesem Bereich ob ihrer Anzahl nicht mehr vollständig zu dokumentieren. Die Elite spricht längst vom 12. Grad (in etwa 9b+) – und klettert ihn auch. **Adam Ondra** – weiterhin herausragende Figur der Sportkletterszene – ist auch dieses Jahr wieder fleißig und fügt seiner beeindruckenden Liste schwerster Routen ein paar weitere Highlights hinzu. Mit einer Wiederholung von Chris Sharmas „Stocking the Fire“ in Spanien

und seiner Erstbegehung von „C.R.S.“ (beide 9b) in Frankreich schraubt er sein Konto auf 14 Routen im Grad 9b und schwerer. Insgesamt gibt es weltweit derzeit nur 21 Routen in diesem Grad – ein weiterer Beweis für Ondras Ausnahmestellung. Doch auch andere drängen in die höchsten Grade: **Stefano Ghisolfi** gelingt die Erstbegehung von „Lapsus“ in Andonno – und damit die erste 9b seines Heimatlands Italien. Der starke österreichische Wettkampfkletterer **Jakob Schubert** lässt sich da nicht lumpen und schnappt sich die erste Wiederholung des Ondra-Testpieces „La Planta de Shiva“ in Andalusien. 2011 eröffnete Ondra mit dieser Route die weltweit zweite Route im Grad 9b.

Weiter für Aufsehen sorgt **Alexander Megos**: 2013 mit der weltweit ersten Onsight-Begehung einer 9a ins Interesse einer größeren Öffentlichkeit gerückt, liefert er in steter Regelmäßigkeit Belege seines Ausnahmetalents. Mit einer Wiederholung der Sharma-Route „First round, first minute“ tritt er dem exklusiven Kletterklub 9b alias „Männer des 12. Grades“ bei. „Meine bis dato sicherlich härteste Route, sowohl physisch als auch mental, aber es war noch nicht mein Limit!“ (Megos) – man darf gespannt sein, was von dem jungen und sympathischen Mann noch so kommt. Überraschen sollte uns nichts, denn auch sonst klettert Megos schwerste Routen in wenigen Versuchen rund um den Globus. Er wiederholt Routen des Grads 9a+ in Flatanger/Norwegen und in Spanien, schenkt seiner Heimat, dem Frankenjura, eine neue Toproute („Supernova“ 9a+/9b), onsightet bis 8c+ und wiederholt große Klassiker der Sportklettergeschichte wie „Wagnis Orange“ (8c, Tirol) und „Hubble“ (8c+ oder 9a?, England). Insbesondere die Wiederholung von „Hubble“ ist eines genaueren Blickes wert. Die Route wurde 1990 von Ben Moon erstbegangen und mit 8c+ bewertet. Die wenigen erfolgreichen Wiederholer und einige gescheiterte Aspiranten – unter diesen auch Adam Ondra! – haben die Route mit 9a eingestuft. Was – um den Bogen zu Güllich und der „Action Directe“ zu spannen – kletterhistorisch die Brisanz hätte, dass Moons „Hubble“ und nicht Güllichs Masterpiece die erste 9a der Welt wäre. „Was soll’s?“, wird sich da mancher fragen und auch Megos verkneift sich diplomatisch eine konkrete Aussage: „8c+, 9a+ oder 8b+. Wen kümmert’s? Es

„Mit Seil und Haken, den Tod im Nacken ...“ war gestern. Oder doch nicht? Der Bergvagabund von heute schon mit Hilfe der Prismenbrille beim Sichern zumindest seine Nackenmuskulatur.

© R. Fichtinger



Fast schon Fließbandarbeit: Sachi Amma knipst mit „Joe Cita“ in Oliana eine weitere 9a.

Mitte: 8c+ oder doch 9a? Alexander Megos erforscht mit „Hubble“ ein Stück Sportklettergeschichte.

© E. Gianelloni, Adidas Outdoor/F. Kretschmann (rechts)

ist der Name, der zählt. Der Name ist ‚Hubble‘. Ein Stück Geschichte.“

Zurück aus der Vergangenheit richten wir den Blick wieder auf die Gegenwart und deren Protagonisten. Wenn 9a nichts mehr Besonderes ist, wie wär’s dann mit 10 x 9a oder schwerer in nur einem Jahr? **Sachi Amma** aus Japan gelingt dieses Husarenstück! – eine außergewöhnliche Ausprägung von Sammelwahn! Für die besten Kletterinnen ist allerdings der 11. Grad immer noch das Maß der Dinge. Der exklusive Kreis weitet sich aber rasant. Dass die Italienerin **Laura Rogora**, bislang medial wenig in Erscheinung getreten, bereits im zarten Alter von 14 Jahren diesem Kreis beiträgt und mit „Grandi Gesti“ in Sperlonga eine 9a zieht, ist dann doch etwas Besonderes. Spannend, was man in Zukunft von der jungen Dame noch hören wird!

**Mina Markovic** zählt da schon zu den bekannteren Gesichtern der Szene. Mit ihrer ersten 9a – „Fabela Pa La Enmienda“ in Santa Linya – krönt die starke Slowenin ihre beeindruckende Karriere. Landsfrau **Janja Garnbret** lässt sich da nicht zweimal bitten und flasht die Route „Rollito Sharma Extension“ (8c) – vermutlich die erste Flashbegehung in diesem Grad durch eine Frau. Charlotte Durif gilt gemeinhin als erste Frau, die 8c flashen konnte, allerdings wird die 2010 von ihr geflashte Route „Les Rois du Pétrole“ mitunter auch mit 8b+ bewertet. So oder so: Das Feld weiblicher Spitzenkletterer wird ebenfalls immer breiter, Topleistungen von Kletterinnen immer häufiger. Und Gül-

lichts historischer Meilenstein? Nein, bislang ist es noch keiner Frau gelungen, die extrem maximal-kräftige Route zu wiederholen! Nur noch eine Frage der Zeit?

### „Besser nicht fallen ...“

gilt als Motto für die meisten Tradrouten im High-end-Bereich. Die schwersten Routen erreichen den 11. Grad und erfordern neben starken Muskeln und Nerven – dem Verzicht auf Bohrhaken geschuldet – auch einiges an Kreativität und Können im Anbringen mobiler Sicherungsmittel. Doch auch bei bester Ausnutzung aller Möglichkeiten gilt oft genug das Dogma des Nicht-Stürzens. So auch in **Gabriele Moronis** Kreation „Maestri di Vita“ (8a) im Aostatal. Nach gemächlichen und leidlich gut gesicherten Einstiegsmetern zieht die Route in immer schwereren Zügen an eine überhängende Kante. Mit jedem Kletterzug verschwindet die letzte Zwischensicherung weiter nach unten und die letzten Meter finden definitiv in der „No-fall-Zone“ statt.

Wie Moroni kommt auch **Jacopo Larcher** ursprünglich vom Sportklettern, hat aber schon länger seine Leidenschaft fürs Tradclimbing entdeckt und mit beeindruckenden Begehungen von sich hören gemacht. Mit einer Wiederholung von „Rhapsody“ gelingt ihm nun ein absoluter Meilenstein. Die MacLeod-Route gilt als einzige (bestätigte) Route im englischen Supergrad E11 und stellt für das britische Tradclimbing in etwa das dar, was die bereits erwähnte „Action Directe“ einst für das

Flugstunden wie Barbara Zangerl in „Achemine“ (E9; rechte Seite oben) hat Jacopo Larcher (rechte Seite) schon genug absolviert, diesmal hält er den Ausstieggriff von „Rhapsody“ (E11).

© R. Felderer



Sportklettern tat: den Aufbruch in eine neue Dimension. 10 Meter über der letzten guten Zwischensicherung wartet die Schlüsselstelle. Sechs Mal tropft der wagemutige Larcher an dieser Stelle ab und legt einen, nach eigenen Aussagen, langen, aber sicheren Flug hin. Einzige Gefahr sei, so Larcher, ein Einfädeln des Fußes ins Seil und damit ein unkontrollierter Sturzverlauf. Ein Missgeschick, dass seinerzeit bei MacLeod zu einer deutlichen verletzungsbedingten Verzögerung seines Projekts „Rhapsody“ sorgte. Nicht so bei Larcher, der nach seinen ausgedehnten Flugversuchen die Route abknipst. Ein Erfolg, der nicht von ungefähr kommt. Zuvor glückte dem nervenstarken Italiener bereits eine Wiederholung von „Psychogramm“ (8b+, trad) an der Bürser Platte und die Route „Lapoterapia“ (8c) in Osso. Letztgenannter Weg ist mit Bohrhaken versehen, jedoch clippt Larcher diese nicht, sondern verwendet einzig Keile und Friends zur Absicherung – ein Begehungsstil, der unter dem Namen *greenpoint* firmiert.

Während Keile und Friends die konventionellen Waffen des Tradclimbers sind, erfordern so manche Trad-Routen ein erweitertes Arsenal mobiler Sicherungsmittel. Skyhooks und Cliffhanger, Mikrokeile oder per Hand platzierte Haken gehören in die Trickkiste eines ambitionierten Tradclimbers. **Alexander Huber** ist als kreativer Kopf bekannt. Und dieser Kreativität kann er absicherungstechnisch freien Lauf lassen bei der Erstbegehung zweier Trad-Routen an der Küste Sardinens. Neben einigen Friends kommen auch Sky-



hooks (als Sicherungsmittel!) zum Einsatz, einer davon soll den 2-Meter-Dynamo zum rettenden Henkel von „Il Capitano“ absichern (8b+)! Inwiefern das Meer hierbei als „Hintersicherung“ dient, darf diskutiert werden. Weder Netz noch doppelten Boden hat **Barbara Zangerl** zur Verfügung, als sie sich auf die Reise zum Tradclimbing-Motherland, den Britischen Inseln, macht. Ehemals für ihre Erfolge beim Bouldern bekannt, hat Zangerl mittlerweile am Tradclimbing gehörig Gefallen gefunden und auch in dieser Disziplin ihr Talent unter Beweis gestellt. Mit der Wiederholung von „Achémie“, Schottlands erster E9 und ebenfalls eine MacLeod-Route, fährt sie einen tollen Erfolg ein. E9 entspricht einer Route im Grad 8b oder 10 nach UIAA. **James McHaffie** ist in diesem Grad E9 ebenfalls erfolgreich. Dem starken Briten glückt eine Erstbegehung am Llanberies Pass in Nordwales: „House of Talons“ (E9, 6c). Noch einen Grad drauf packt **Steve McClure**. Den meisten als führender britischer Sportkletterer bekannt, sollte mittlerweile die Runde gemacht haben, dass McClure auch im Tradclimbing schwierigste Routen bezwingt. Diesmal holt er sich eine Wiederholung von „Choronzon“ (E10, siehe Chronik Jahrbuch 2016), eine der schwersten Trad-Routen des Landes. Wie in den Highend-Routen üblich, checkt auch McClure den Weg und die Sicherungsmöglichkeiten im Toprope aus, bevor er sich an den wagemutigen Vorstieg macht. Sein Vorgehen nützt McClure auch, um einen weiteren Aspekt zur Definition von Tradclimbing in die Runde zu werfen: „... diese Art von sehr schweren Trad-/Sport-Routen sind Mischungen; sie sind nicht Trad-Routen im herkömmlichen Sinn des Wortes. Tradclimbing heißt für mich, dass man vom Boden einsteigt und nach oben klettert, und es sich selbst damit so schwer wie möglich macht. Für diese Routen ist es klüger, seine eigene Chance zu verbessern und es sich so leicht wie möglich zu machen.“ Es bleiben also noch Möglichkeiten zur Diskussion und Entwicklung in diesem Bereich.

### Wenn das Seil zu Hause bleibt

Freesolo klettern ist nicht jedermanns Sache, manche verteufeln es, ohne es je selbst auszuprobieren. Andererseits scheinen einige von denen, die es einmal ausprobiert haben, immer wieder davon in den Bann gezogen zu werden. **Hansjörg**

**Auer** ist dem Experimentierstadium des Freesolo-Kletterns längst entwachsen. Mit der Freesolo-Begehung des „Wegs durch den Fisch“ hat er Alpingeschichte geschrieben und sich und sein Tun ins Licht der Öffentlichkeit gerückt. Nach vier Jahren Abstinenz vom Soloklettern frönt Auer seiner Leidenschaft erneut in den Dolomiten. In einer lockeren Stunde turnt er durch „Mephisto“ (300 m, 8-) am Heiligkreuzkofel, einzig mit Chalkbag und Kletterschuhen ausgestattet. „Mephisto“ war 1979 die erste bohrhakenfreie Route des 8. Grades in den Alpen. Auer studiert im Vorfeld die Route nicht ein, sondern eine einzige Begehung in Seilschaft ein paar Tage vorher gibt ihm die mentale Sicherheit für das kühne Unterfangen. „Die ganze Route über mehrere Tage auszuchecken, nimmt schon einiges weg von dem wagemutigen Stil, der das Soloklettern auszeichnet.“

### Kleiner Mensch in großer Wand – Bigwalls worldwide

Das Freiklettern in großen Wänden ist in den letzten Jahren durch das generell gestiegene Sportkletterniveau merklich beflügelt worden. Keine Wand zu hoch, zu steil, zu glatt, als dass sich nicht ein tollkühner Athlet daran versucht! Freiklettern durch große Wände ist offensichtlich in und folgerichtig treffen in steter Regelmäßigkeit Meldungen über neue Glanztaten ein. Eine der beliebtesten Spielwiesen sind die Alpen. Eine Vielzahl an Wänden unterschiedlichen Charakters und Gesteins lädt ein, sich und sein Kletterkönnen daran zu messen. Die Südwände des Rätikons erfreuen sich bei den Spitzenleuten schon länger großer Beliebtheit. **Nina Caprez** gehört zu den wenigen Frauen, die schwerste Routen durch diese glatten Kalkwände klettern können. Mit einer freien Begehung der „Unendlichen Geschichte“ (450 m, 8b+) zusammen mit **Barbara Zangerl** fügt sie ihrem Tourenbuch einen weiteren bedeutenden Eintrag hinzu. Die beiden schnappen sich damit die zweite und dritte Wiederholung dieser physisch und psychisch extrem anspruchsvollen Route. Unweit davon packt **Alex Luger** ein besonderes Geschenk aus. Seine Erstbegehung „The Gift“ ist 350 m lang und fordert Luger alles ab. Nachdem er die Route im Verlauf einiger Jahre von unten eingebohrt hat, glückt ihm auch die freie Begehung (8c) dieser ästhetischen Linie an der Drusenfluh.

Husarenritt durchs  
Gruselkabinett:  
Much Mayr verpasst der  
Spanierroute an der  
Großen Zinne die erste  
freie Begehung.

© M. Mayr, Foto: J. Mayr

In der Tradition des Freikletterns an großen Wänden steht es, ehemals technisch begangene Routen frei zu begehen. Die Spanieroute an der Großen Zinne wehrte sich lange erfolgreich gegen eine freie Begehung. Diese klassische Hakenleiter führt durch beeindruckend überhängendes, brüchiges und nasses Terrain – eine verkehrte Welt aus übereinandergestapelten Telefonzellen.

**Much Mayr** ist Alpinist genug, um sich davon nicht abschrecken zu lassen, und Kletterer genug, um auch höchste Schwierigkeiten zu meistern. Die dritte Seillänge entpuppt sich als die schwerste und checkt nach der Einschätzung von Mayr und seines Seilpartners Guido Unterwurzacher irgendwo zwischen 8b+ und 8c ein. Eingedenk der Tatsache, dass die restlichen Seillängen der Route ebenfalls alles andere als trivial sind, zählt Mayrs freie Begehung der Spanieroute zu den beeindruckendsten Freikletterleistungen in großen alpinen Wänden. Dass die Drei Zinnen einem Geschichtsbuch des Alpinismus gleichen, dürfte bekannt sein, finden sich doch an den imposanten Wänden die jeweiligen Toprouten der unterschiedlichsten Erschließungsperioden. „Bellavista“ von Alex Huber ist eines der wichtigsten Kapitel der neueren Alpingeschichte. Eine Spitzenroute, die die stärksten Kletterer der Welt anzieht wie ein Magnet. Der bereits erwähnten **Barbara Zangerl** glückt die zweite Damenbegehung der anspruchsvollen Route (500 m, 8c). Ihr perfektes Jahr krönt die starke Österreicherin mit der freien Begehung einer weiteren Huber-Route: „El Nino“ am El Capitan im Yosemite Valley (800 m, 29 SL, 5.13c/A0 = 8a+), zusammen mit Partner **Jacopo Larcher**. Sowohl Zangerl als auch Larcher können alle Seillängen freiklettern, wobei sie sich mit dem Vorstieg größtenteils abwechseln. Ungeachtet ihrer geringen Yosemite-Erfahrung begehen die zwei die Route *ground up*, also direkt von unten, ohne vorher von oben in die Route zu seilen und Seillängen einzustudieren.

In eben diesem Stil haben 2008 Nicolas Favresse und Sean Villanueva eine Freikletterroute im rechten Teil des El Capitan erstbegangen. „The Secret Passage“ (19 SL, 5.13c R)<sup>1</sup> erwies sich – insbe-

---

<sup>1</sup> R = steht für risky. Die R-Bewertung wird in Nordamerika zur Einstufung des psychischen Anspruchs bzw. Verletzungsrisikos verwendet.





In welch außergewöhnliche Positionen das ewige Drängen und Streben den Menschen (links, ganz klein) doch führt: „Interstellar Spice“ an den kanadischen Helmcken Falls, ein Wunderland aus Eis!

© C. Collacott

sondere psychisch – als so anspruchsvoll, dass bislang alle Wiederholungsversuche gescheitert sind. **Pete Whittaker** und **Dan McManus** (beide GB) gelingt nun die Wiederholung, allerdings sehen sie sich dazu gezwungen, den oberen Teil der Route vor der erfolgreichen Durchsteigung von oben zu erkunden. Dies unterstreicht die Leistung der Erstbegeher noch einmal, ist doch Whittaker wahrlich nicht als zimperlich bekannt. Wie „El Nino“ und „The Secret Passage“ folgen auch andere Freikletterrouten am El Capitan den Linien alter Technorouten. Sie sind also eine Weiterentwicklung im Begehungsstil. War es früher schon etwas Besonderes, überhaupt irgendwie durch die glatten Granitfluchten des El Capitan zu klettern, zählt heute mehr denn je das Wie einer solchen Begehung.

Die erste freie Begehung der Heart-Route kann sich **Mason Earle** auf die Fahne schreiben. Nachdem große Teile der „Heart“ bereits von Alex Huber bei der Begehung seiner Route „Golden Gate“ freigeachtet wurden, können Earle und sein Partner **Brad Gobraight** nun auch den Rest der Route knacken. Ihre Sieben-Seillängen-Variante „The Heartblast“ erreicht in drei Seillängen den unteren 10. Grad (5.13b). Ein boulderartiger Dynamo, der nach Earles Aussage für alle unter 1,80 m Körpergröße nicht kletterbar ist, stellt den Schlüssel für die neue Freikletterlinie dar – drei Meter Fels entscheiden über Erfolg oder Nieder-

lage in einer 1000-m-Wand – Freikletterethik ist manchmal hart!

Während das Yosemite Valley im Allgemeinen und der El Capitan im Speziellen auf der To-do-Liste der meisten Kletterer stehen dürften, führen andere Gebiete eher ein Schattendasein. Nicht immer berechtigt: Die Bugaboos in British Columbia bieten ähnlich guten Granit wie das Yosemite Valley, allerdings in wesentlich alpinerem Ambiente. Das hält **Will Stanhope** nicht davon ab, seinen Heimatbergen intensiven Besuch abzustatten. Über vier Sommer hinweg investiert Stanhope sage und schreibe hundert Tage in die freie Begehung der „Tom Egen Memorial Route“ am Snowpatch Spire. Bei so viel Mühe muss sich das Ergebnis ja sehen lassen können: 13 Seillängen bis zum unteren 11. Grad (5.14)! Stanhopes Route gehört damit zu den weltweit schwersten alpinen Freikletterrouten.

Als südamerikanisches Pendant zum Yosemite Valley gilt gemeinhin das Cochamo Valley in Chile. Deutlich weniger komfortabel zu erreichen als der nordamerikanische große Bruder, hält sich der Ansturm von Kletterern in Cochamo in Grenzen. Dem slowakischen Team aus **Josef Kristoffy**, **Martin Krasnansky** und **Vlado Linek** kann das nur recht sein. Auf ihrer Suche nach Neuland werden sie in der Nordwestwand des Cerro Trinidad Central fündig. „El Condor Pasa“ ist 700 Meter lang und wird von dem Team in teils technischer, teils

freier Kletterei erstbegangen. Im Anschluss an ihre Begehung glückt es den starken Slowaken, alle Seillängen freizuklettern. Sie stoßen dabei auf Schwierigkeiten bis zum 10. Grad (8b).

Doch für Abgeschlossenheit in einsamer Bergwelt muss man nicht zwingend um die halbe Welt reisen. **Fabian Buhl** findet beides und noch viel mehr inmitten der schönen Berchtesgadener Alpen. Das Klettertalent aus Deutschland wählt den Winter für eine Wiederholung von Alex Hubers Testpiece „Wetterbock“ (10 SL, 8c) am Hohen Göll. Als wäre das nicht schon extravagant genug, attackiert Buhl die anspruchsvolle Route noch dazu allein. Er sichert sich mit einem speziellen System selbst und meistert nach etlichen Flugmetern sowohl Kälte und Einsamkeit als auch die hohen Kletterschwierigkeiten. Hut ab vor so viel Lust am alpinen Abenteuer!

Als Kletterer mit Hang zum Abenteuer ist auch **Roland Hemetzberger** bekannt. In dem ihm so vertrauten Kaisergebirge findet er in der Ostwand der Fleischbank eine Linie, die bislang noch nicht begangen wurde. Wen wundert es, die von Hemetzberger gewählte Route erfordert allerhöchstes Klettergeschick. Ob bei Sinnen oder im „Delirium“ (300 m, 8c) – Hemetzbergers Einschätzung der Schwierigkeiten ist vermutlich Glauben zu schenken und damit löst „Delirium“ Glowacz „Des Kaisers neue Kleider“ nach über 20 Jahren als schwerste Kaiserroute ab.

### Absonderliches aus Eis und Fels

Das moderne Mixedklettern, ursprünglich als Training und Vorbereitung für die großen Wände vorgesehen, ist längst eine Sportart für sich. Bereits in den Achtzigerjahren hatte Jeff Lowe Gefallen daran gefunden, durch steile, von Eiszapfen behangene Wände zu klettern. Die Felspassagen zwischen den Eiszapfen kletterte er mittels Verhaken der Spitzen seiner Eisgeräte auf Felskanten und in Rissen, das *Drytooling* war geboren. Mit der Erstbegehung von „Octopussy“ (M8) in Vail, Colorado hatte Lowe 1994 eine neue Sportart ins Leben gerufen, die sich in den folgenden Jahrzehnten gehörig weiterentwickelt hat. Mittlerweile sind moderne Mixedrouten nicht mehr „mixed“ im ursprünglichen Sinne, sondern Felsrouten, die mit Steigeisen und Eisgeräten geklettert werden. Eis ist meist gar nicht mehr vorhanden. Folgerichtig



wird diese Disziplin als Drytooling bezeichnet und arbeitet mit eigener Bewertungsskala: statt M für Mixed steht ein D für Drytooling vor der jeweiligen Bewertung. Moderne Drytooling-Routen ziehen zumeist durch extrem steile Dächer und sind in der Regel gut abgesichert. Das Ganze gleicht einer akrobatischen Turnübung. Wären da nicht die messerscharfen Hauen der Eisgeräte und die Spitzen der Steigeisen, könnte man den Ernst der Sache fast vergessen.

Mit D15 für seine Route „A Line Above the Sky“ durch ein 50 Meter langes Dach unweit der Marmolada wirft Erstbegeher **Tom Ballard** einen neuen Grad auf den Markt – seine Route wäre damit die weltweit schwerste Drytooling-Route. Das dürfte auch **Gaetan Raymond** aus seiner Heimatstadt Grenoble einmal quer über die Alpen gelockt haben. Der Franzose kann die erste Wiederholung dieser Toproute für sich verbuchen und bestätigt den Grad. Zusammen mit Raymond versucht sich auch **Angelika Rainer** an dem Testpiece, scheitert jedoch noch an der athletischen Route. Das spricht für die hohen Schwierigkeiten, denn Rainer ist alles andere als schlecht in Form. Mit Wiederholungen von „Low G Man“ in Italien und „The Mustang“ in Colorado (beide D14– bzw. M14–) beweist sie, dass sie zu den führenden Frauen im Mixedklettern gehört. Zu diesen kann sich auch **Sarah Hueniken** (Kanada) zählen, auch sie und **Will Gadd** zähmen „The Mustang“.

Der Cowboy von heute trägt Steigeisen und Eisgeräte und sein „Mustang“ hat eine Mähne aus Eis: Altmeister Will Gadd zählt nicht nur die gleichnamige Route, sondern sitzt auch sonst konkurrenzlos fest im Sattel.

© W. Mayo



„The world on you depends, life will never end ...“: Ines Papert und Mayan Smith-Gobat als „Riders on the storm“ im gleichnamigen Göllich-Klassiker am Torre Paine Central.

Rechts: Kein Bahnhof weit und breit: der Cerro Riso Parron Central mit seiner 1000 Meter hohen Ostwand liegt am Südende des Patagonischen Inlandeises.

© visualimpact.ch | Th. Senf (links)/Piolet d'Or, Foto R. Koschitzki (rechts)

Altmeister Gadd zählt seit Jahren zu den kreativen Köpfen der Mixedszene und ist zudem einer der Besten seines Fachs. Seine eigenen Routen werden in der Regel den höchsten Ansprüchen an Schwierigkeit, Moral und Ästhetik gerecht. Mit „Instagrade“ am The Temple in Kanada machte er eine Erstbegehung ganz in diesem Sinne. 50 Meter überhängendes Drytooling und der Ausstieg über eine dünne und hohle Eisspur ohne jegliche Zwischensicherung lassen Gadd zu der Einschätzung kommen, dass er sich a) seit den Neunzigerjahren nicht mehr so sehr im Eis gefürchtet hat und dass b) die Route schwerer ist als alles, was er bisher geklettert ist. Mit einem Augenzwinkern wirft er den ganz neuen Grad „Mharder“ aus.

Dass die Helmcken Falls in Kanada auf dem Speiseplan der Eishungrigen stehen, geht ebenfalls auf das Konto von Will Gadd, der hier die ersten Routen eröffnete. **Klemen Premrl** und **Tim Emmett** statten diesem Gebiet jährlich einen Besuch ab und eröffnen auch diesen Winter eine neue Linie. Ihre „Interstellar Spice“ beschreiben die beiden als „eine Reise durch eine Vielzahl von Eisdächern, Eiszapfen und -pilzen, Schneeeis, Wassereis, vereistem Fels und sonstigen Abscheulichkeiten“. Die 80 Meter lange Route ist bis auf zwei Züge komplett im Eis zu klettern, hängt 30 Meter über und ist nach Emmetts Aussage „bei weitem das Schwerste, was wir im Eis je geklettert sind“. Durch den nahen Helmcken Fall wird Feuchtigkeit an die Oberfläche der Felsen geweht, wodurch sich im Winter trotz der enormen Steilheit

des Felsüberhangs Eis bildet. Hierdurch entsteht – weltweit einzigartig – extrem überhängende Eiskletterei. Die Techniken, in denen diese Kletterei bewerkstelligt wird, gleichen allerdings mehr modernem Mixedklettern als klassischem Eisklettern. Wenngleich in großen alpinen Wänden bei weitem nicht ähnlich hohe Grade erreicht werden wie beim modernen Mixedklettern, beeinflusst das Mixedklettern den klassischen „Nordwand-Alpinismus“ doch sehr. Techniken wie das Drytooling kommen auch in „leichterem“ Gelände zum Einsatz, selbst beim reinen Eisklettern wird der Könnler lieber versuchen, im Eis zu „hooken“ als zu schlagen. Diese Techniken haben das Klettern im Eis- und Mixedgelände viel effizienter und ökonomischer gemacht. Spitzenleute wie **Ueli Steck** bringen sie auch im ernstesten alpinen Gelände zum Einsatz und ermöglichen sich damit extrem schnelle Begehungszeiten von großen kombinierten Wänden. Steck holt sich den Speedrekord für die Eiger-Nordwand von Dani Arnold zurück. Merke: zwei, zwei, zwei (02h22min) für Uelis Eigerkletterei!

Die „modernen“ (ganz so neu sind sie ja nicht mehr) Techniken, aber auch die immer bessere Eisausrüstung haben dem Erschließen neuer Eis- und Kombiliniem gehörig Schwung gegeben. Überall in den Alpen werden bei entsprechenden Verhältnissen neue Linien gefunden und geklettert, insbesondere in den Dolomiten gibt es eine sehr aktive Szene. Alle diese wunderbaren Abenteuer aufzuführen würde den Rahmen dieser



Chronik sprengen, und so graben wir diesmal im wahrsten Sinne besonders tief, um eine außergewöhnliche Erstbegehung ans Tageslicht zu befördern: Eine international bunt gemischte Truppe rund um **Luca Vallata** wird nicht am Berg, sondern *im* Berg fündig. In den Bergen Sloweniens finden sie in der Höhle „Brezno pod Velbom“ einen knapp 300 Meter hohen – oder besser tiefen? – Eisfall. Das Besondere dieser Erstbegehung liegt dabei sicher nicht in der Länge oder der Schwierigkeit (WI5/M5+) des Falls, sondern in der außergewöhnlichen Position.

### Expeditionen – neue Routen, neue Zeiten, neue Dimensionen

**Patagonien.** Gewisse Teile Patagoniens und Alaskas sind als Expeditionsziele über die Jahre immer beliebter geworden, die Infrastruktur und Informationslage hat sich weiter verbessert. Als Ziel haben sie dadurch viel von ihrem einstigen Anspruch verloren und sind in dem Sinne nichts mehr Außergewöhnliches, doch faszinierende Berge, anspruchsvolle Wände und ernste Routen haben diese Gebiete wie eh und je zu bieten. Da sich Jahr für Jahr die Elite des Kletter- und Alpinsports im ehemals beschaulichen El Chaltén die Ehre gibt, nimmt – sofern der Wettergott sich gnädig zeigt – die Anzahl erwähnenswerter Taten in den Bergen rund um Fitz Roy und Cerro Torre unüberschaubare Dimensionen an. Nahezu ebenso unüberschaubar wird allmählich allein die Liste der Erfolge, die **Colin Haley** in den patagonischen

Felszapfen für sich verbuchen kann. Eine weitere Haley'sche Traumsaison beginnt mit der Solobesteigung des Torre Egger. Klettertechnisch gesehen ist der Torre Egger einer der schwierigsten Berge der Welt. Auch die „leichtesten“ Routen auf den spektakulären Gipfel erfordern mindestens den oberen 6. Grad, dazu schwere technische Kletterei und heikles Gelände in Eis und dem für Patagonien typischen Anraum. Einzig die Höhe des Torre Egger ist mit 2850 Metern wahrlich nicht beeindruckend. Haley wählt für sein Unterfangen eine Route vorbei an Cerro Standhardt und via Punta Herron – deren erste Solobesteigung er en passant auch noch einsackt – und erreicht in 16-stündiger Non-stop-Kletterei den exklusiven Gipfel. Ein epischer Abstieg mittels Abseilen verlangt ihm noch einmal alles ab, bevor er, glücklich zurück, resümieren kann: „Ich bin mir sicher, dass die Besteigung bis dato zu meinen größten Erfolgen gehört.“ Doch auf den Lorbeeren ausruhen ist des Herrn Haleys Sache nicht. Zusammen mit **Alex Honnold** klettert er die „Torre Traverse“ – eine Überschreitung aller vier Hauptgipfel der Cerro-Torre-Gruppe – in nur 20 Stunden! Die beiden kamen ihrem Ziel einer Tagesbegehung der „Torre Traverse“ bereits letztes Jahr sehr nah, diesmal spielt auch das Wetter mit und ermöglicht den beiden diese außerordentliche Leistung. Rastlos spurten die beiden nur wenige Tage nach diesem Erfolg durch eine Variation des sogenannten „Wave Effect direct“ (1600 m, bis 6c+). Gerade mal 17 Stunden brauchen sie, um einen Link-up

Wer rastet, der rostet: Colin Haley und Alex Honnold machen die Torre Traverse in nur 20 Stunden zur Tages-tour.

Links: Nicht nur „psycho“, sondern mehr als vertikal: Roland Striemitzer findet gerade heraus, wieso „Psycho Vertikal“ am Torre Egger 30 Jahre lang keine Wiederholer fand.

© C. Haley/C. Pesce (links)

der anspruchsvollen Routen „Golden Eagle“ und „Sound and the Fury“ an der Aguja Desmochada sowie „El Bastardo“ (1. freie Begehung) an der Aguja de la Silla und die „Californiana“ am Fitz Roy aneinanderzureihen. Beinahe unglaublich, in welchem Tempo die beiden so viel schweres Klettergelände bewältigen.

Doch sind die beiden wahrlich nicht die Einzigen, die diese Patagonien-Saison zu einer denkwürdigen machen. **Marc-André Leclerc** sorgt mit Solobegehungen von „Mastica e Sputa“ am Cerro Pollone und von „Tomahawk“ und „Exocet“ am Torre Standhardt für einiges Aufsehen. **Corrado Korra Pesce** (I), **Roland Striemitzer** (A) und die Argentinier **Tomy Aguilo**, **Inaki Coussirat** und **Carlitos Molina** sacken nach über 30 Jahren die erste Wiederholung der extrem anspruchsvollen Route „Psycho Vertical“ am Torre Egger ein. Der Routenname allein klingt wenig einladend und die Schwierigkeiten (6b, A3, M8, 90°, 950 m) erfordern das komplette Repertoire eines Allroundalpinisten.

Auch am großen Nachbarn, dem Cerro Torre, sind diverse Seilschaften am Werke. Der Südostgrat (ehemals Kompressorroute) wird von mehreren Seilschaften wiederholt. Die Amerikaner **Andrew Rothner**, **Mikey Schaefer** und **Josh Whar-ton** können die Route sogar freiklettern (800 m, 7c) und sind damit die Ersten nach David Lama, denen dieses Kunststück glückt – Lama hatte 2012 die Schlüssellänge mit 8a bewertet. Die seinerzeit von Cesare Maestri begangene Route wurde 2012 von den üppig angebrachten Bohrhaken befreit und hat seitdem deutlich weniger Ansturm erfahren. Umso beachtenswerter, dass mittlerweile mehr Alpinisten die neue Herausforderung annehmen, diese ästhetische Linie ohne Bohrhaken zu klettern. Neben diesen und vielen weiteren beeindruckenden Wiederholungen bestehender Routen werden aber auch neue Routen im Gebiet erschlossen. Erwähnenswert sind davon einige, besonders sticht jedoch eine Linie am Fitz Roy heraus, die sich **Pete Fasoldt** und **Jonathan Schaffer** unter den Nagel reißen. Ihre Route „Pretty Bird“ beginnt am tiefsten Punkt der Nordwand und ist damit auch eine der längsten am Fitz Roy. Über 1600 Klettermeter legen die beiden Amerikaner zurück und bewerkstelligen alles (mit Ausnahme eines kurzen Hängers) in freier Klette-

rei (bis 7a+). Durch eine ganze Serie unangenehmer Offwidth-Risse leitet der beschwerliche Weg nach oben. „Schaffer führte den kompletten 12-Seillängen-Offwidth-Block mit Schwierigkeiten bis 7a R/X. Er ist der Chef in den breiten Rissen!“

Neben den erwähnten Highlights gibt es noch einige weitere bemerkenswerte Erstbegehungen und Wiederholungen in den Bergen rund um El Chaltén, alle aufzuführen würde jedoch den Rahmen sprengen. Für weitere Infos sei allen Rolando Garibottis (siehe Porträt Seite 196) Homepage [www.pataclimb.com](http://www.pataclimb.com) ans Herz gelegt. Während der Run auf Fitz Roy & Co stetig zunimmt, geht es in anderen Gebieten Patagoniens wesentlich beschaulicher zu. Die Torres del Paine bieten mindestens genauso spektakuläre Berge und Herausforderungen und zudem noch schlechteres Wetter. Davon lassen sich hartgesottene Alpinisten natürlich nicht wirklich abschrecken. Dass **Ines Papert** zu dieser Zunft zu zählen ist, hat sie mehr als einmal unter Beweis gestellt. Zusammen mit **Mayan Smith-Gobat** macht sie sich an diesen sturmumtosten Bergen zu schaffen. Und das alpine Dreamteam zieht wahrlich einen dicken Fisch an Land: Die legendäre Güllich-Route „Riders on the Storm“ (1300 m, 7c, A3) am Torre Paine Central ist die verdiente Belohnung für alle Entbehrungen und das außergewöhnliche Können der beiden Damen.

Richtiggehenden Expeditionscharakter hat das Unternehmen, das die vier Franzosen **Lise Billion**, **Antoine Moineville**, **Diego Simari** und **Jérôme Sullivan** auf sich nehmen. Der Cerro Riso Patron Central liegt am Südeinde des gewaltigen patagonischen Inlandeises. Mittels Schiff und dreitägigen mühsamen Fußmarsch erreichen die drei „ihren“ Berg. Die jungfräuliche Ostwand besteigen sie in lupenreinem Stil und auf anspruchsvoller Linie (1000 m, ED-, WI5, M5, 90°). So viel Entdeckergeist wird prompt belohnt. Das junge Team erhält eine der Auszeichnungen der Piolet d'Or-Jury.

**Alaska.** Auch in den Bergen Alaskas sind eine ganze Reihe nennenswerter Erstbegehungen zu verzeichnen. Den Vogel schießt allerdings wieder ein mittlerweile vertrauter Name ab. **Colin Haley** hört nicht auf, uns in unglaubliches Staunen zu stürzen. Wie er in Patagonien losgelegt hat, so macht er in Alaska weiter. Allein besteigt er den

Mount Foraker über den „Infinite Spur“ (2800 m, 5.9, M5) – eine der gewaltigsten und längsten Linien in Alaska! Die wenigsten können wohl nachvollziehen, was es bedeutet, solch eine Tour mit all ihren Unsicherheiten, Gefahren und Schwierigkeiten allein zu klettern. Während die Erstbesteiger George Lowe und Michael Kennedy 1977 noch elf Tage für die Wand brauchten, benötigt Haley gerade mal 12 Stunden! „Bedenkt man, wie groß und ernst der ‚Infinite Spur‘ grundsätzlich ist, war das ein schockierend angenehmer und genussreicher Aufstieg!“ Der Genuss findet während des komplexen Abstiegs über die „Sultana Ridge“ im einsetzenden Schneesturm ein jähes Ende. Weitere zweieinhalb Tage – weitestgehend ohne Trinken, Essen und Schlaf – benötigt Haley, um vom Berg herunterzukommen und seine Haut zu retten. Wie ernst das Klettern in Alaska sein kann, diese Erfahrung haben **Hansjörg Auer** und **Much Mayr** schon in der letzten Saison gemacht. Bei ihrer Erstbegehung der Nordwand des Mount Reaper in der kaum frequentierten Aleutian-Range haben sie es mit allerlei schwerem Gelände, wenig Sicherungsmöglichkeiten und viel Spindrift zu tun. „Sugar Man“ (M7, A1, 800 m) fordert den beiden so einiges ab. In den Kichatna Spires werden **Jess Roskelley** und **Benjamin Erdmann** fündig. Die beiden Amerikaner klettern eine tolle und anspruchsvolle Mixedlinie durch die Citadelle: „Westman’s World“ (M7, WI4 A3).

**Himalaya und Karakorum.** Der Alpinstil hat sich durchgesetzt. Dank immer besserer und leichterer Ausrüstung und gestiegenem Klettern können werden auch große und ernste Wände von den Akteuren im Alpinstil angegangen. Die Wand wird in einem Zug durchstiegen, alle nötige Ausrüstung auf den eigenen Schultern getragen, ein Stil, der besonders elegant ist, aber auch deutlich weniger Sicherheitsmarge bietet. Auf was sie sich bei derartigen Alpinstil-Unternehmungen einlassen, ist **Mick Fowler** und **Paul Ramsden** mit Sicherheit klar. Wenige können eine vergleichbare Erfahrung mit schwierigen Himalayawänden vorweisen wie die beiden. Alle Jahre wieder zieht es das Duo ins große Abenteuer. In Nepal erstbesteigen die beiden Briten den Gave Ding (6571 m) auf technisch anspruchsvoller Route durch dessen Nordwand (1600 m, ED–). Fünf Tage brauchen Fowler und Ramsden für die Wand, zwei weitere



für den Abstieg – beachtlich mit welcher Regelmäßigkeit der mittlerweile 59 Jahre alte Fowler sich solche Mühen antut. Der Lohn: ein weiterer Piolet d’Or für die Sammlung – mittlerweile Nummer drei!

Erstmals mit der begehrten Auszeichnung geehrt werden die beiden ukrainischen Alpinisten **Mikhail Fomin** und **Nikita Balabanov**. Ihre Erstbegehung des Nordnordwestpfeilers am Talung (7348 m) ist unstrittig eine der bemerkenswertesten Leistungen des Jahres. So manche Seilschaft ist an dem gewaltigen Pfeiler schon abgeblitzt.

Nur der Name ist süß: „Sugar Man“ am Mount Reaper fordert vom Tiroler Dreamteam Auer und Mayr wahres Comittment.

© HJ Auer



Die Nordwand von Gave Ding: große Linie, lässiger Berg, cooler Stil – ein echter Fowler/Ramsden eben!

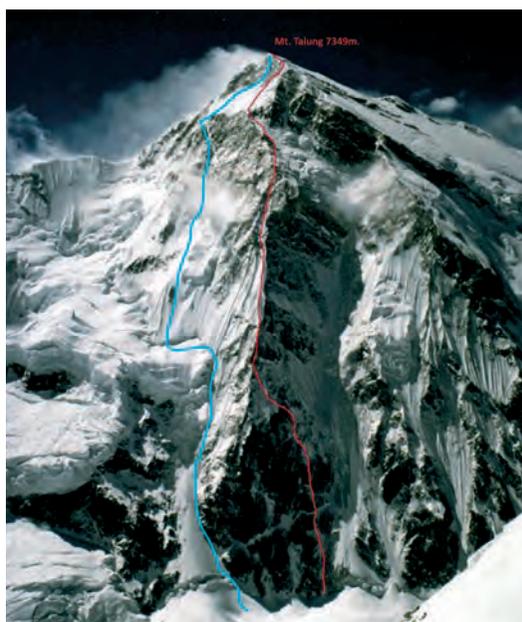
© Piolet d’Or, Foto: M. Fowler/P. Ramsden



Gruppenbild mit Dame – das junge Expeditionsteam vom Cerro Riso Patron (v. l. n. r.): Diego Simari, Jérôme Sullivan, Lise Billon und Antoine Moineville.

© Piolet d'Or, Foto: P. Drozd

Balabanov und Fomin begehen ihre Route „Daddy Magnum Force“ (2350 m, M6, Al6 A3) im Alpinstil und resümieren: „Die Route hat uns gezeigt, wie viel wir im Himalaya-Bergsteigen noch lernen müssen, und wie viel wir schon können.“ Fünf kalte Biwaknächte, Kletterei über dünne Eisspuren und heikles Mixedgelände, schlechte Sicherungsmöglichkeiten und lange Runouts – „Daddy Magnum Force“ bietet alles, was sich das Alpinistenherz so wünschen kann. Dass dieses auch in der Brust von **Marko Prezlej** schlägt, dürfte hinlänglich bekannt sein. Ähnlich wie Fowler zählt der Slowene zu den Elder Statesmen des Hardcore-



Der NNW-Pfeiler des Talung mit der Route von Balabanov und Fomin (rote Linie) – insgesamt die erst fünfte Besteigung des Gipfels. Links (blau) die erste Linie durch die Nordwand, für die die Tschechen Zdenek Hrudý und Marek Holocek 2014 für den Piolet d'Or nominiert wurden.

© Piolet d'Or, Foto: Balabanov/Fomin

Himalaya-Bergsteigens. In einem international hochkarätig besetzten Team aus **Manu Pellisier** (F), **Hayden Kennedy** (USA) und **Urban Novak** (SLO) geht Prezlej die Nordostwand des form-schönen Cerro Kishtwar (6173 m) in Indien an. Bei so viel Klasse versteht sich von selbst, dass die vier die Wand im Alpinstil begehen und sich auch nicht von schwersten Kletterstellen (1200 m, 6c+, M6, WI6, A2) abwerfen lassen. Drei Tage sind sie in ihrer Route „Light before Wisdom“ unterwegs und werden für diese großartige Leistung ebenfalls mit dem Piolet d'Or ausgezeichnet.

Wie nach einem Lottogewinn dürften sich die Polen **Tomasz Klimczak**, **Maciej Bedrejczuk**, **Marcin Wernik** und **Maciej Janczar** bereits gefühlt haben, als sie das ersehnte Permit für die Tagas Mountains in Pakistan in der Hand hielten. Die Region war bislang für Bergsteiger gesperrt und somit alle Berge und Wände unberührt – auch ein interessantes Gebiet für die Zukunft. Die vier nützen die große Chance und können zwei Gipfel Goat Peak (4907 m) und Dream Walker Peak (5809 m) über technisch anspruchsvolle Routen erstbesteigen. An einem weiteren Berg (The Ogre) scheitern sie knapp unter dem Gipfel auf 6004 Metern, nachdem sie bereits 1500 Meter durch ein steiles, vereistes Couloir geklettert sind. Knapp vor dem ersehnten Ziel zu scheitern, ist natürlich bitter. Doch wichtiger als den Gipfel zu erreichen ist es, heil nach Hause zurückzukehren.

Zumindest dies gelingt **Andy Houseman** und **Jon Griffith**. Nachdem sie über die Nordwestwand zwar den Westgipfel (6938 m) des Link Sar besteigen können, hält sie ein plötzlicher Fieberanfall Griffiths und das nahende Schlechtwetter davon ab, den Grat auf den unbestiegenen Hauptgipfel des Link Sar (7041 m) anzugehen. Für Griffith, der zum vierten Mal den Link Sar probiert, ein Wermutstropfen und dennoch ein großer Erfolg.

Wie wenig ein Gipfelerfolg bedeuten kann, erfahren **Hansjörg Auer** und **Alexander Blümel** auf ganz bittere Weise. Zusammen mit ihrem Freund und Partner **Gerhard Fiegl** besteigen sie den Nilgiri South über dessen jungfräuliche Süd-wand. Die Gefahren und Risiken des Alpinstils zeigen sich, als Fiegl kurz unterhalb des Gipfels höhenkrank wird. Der Rückzug über die Wand ist weder sinnvoll noch möglich, der Weg führt über den Gipfel, den die drei gemeinsam erreichen.

Doch einen einfachen Rückweg vom Berg gibt es auch hier nicht und so sieht sich das Trio gezwungen, über den heiklen Südwestgrat abzusteigen. Fiegls Zustand verschlechtert sich weiter, vor den Augen seiner Freunde stürzt er in die Tiefe. Was als tolles gemeinsames Abenteuer mitsamt Gipfelerfolg begann, endet in der Katastrophe. Höchste Euphorie und tiefste Tragik sind beim Bergsteigen im wahrsten Sinne des Wortes nur durch einen schmalen Grat getrennt. Jeder, der das besondere Abenteuer in den Bergen sucht und zu den höchsten Gipfeln aufbricht, weiß das.

### Über 8000 Meter: besonders hoch, besonders kalt

Einen der 14 Achttausender unserer Erde zu besteigen mag für die meisten Bergsteiger schon besondere Leistung genug sein. Aus alpingeschichtlicher Sicht muss man aber den Standard für das Besondere über 8000 Metern etwas höher ansetzen. Bereits in den Achtzigerjahren haben Männer wie Reinhold Messner, Peter Habeler oder Jerzy Kukuczka gezeigt, wo das Achttausender-Bergsteigen hingehen sollte: leichter alpiner Stil, keine Fixseile und Lagerketten, keine Verwendung von künstlichem Sauerstoff. Dem Vorbild dieser Vorreiter sind einige wenige gefolgt, für den großen Rest zählt offensichtlich weiterhin hochkommen ist alles, das Wie ist irrelevant. An Prestigeobjekten wie dem Mount Everest führt das zu immer bedenklicheren Zuständen. Während neue revolutionäre Routen im leichten Stil an Achttausendern eher selten sind, hat das Winterbergsteigen an den Bergriesen in den letzten Jahren die Spitzenleute immer wieder in ihren Bann gezogen. Mit Erfolg! Auch der Nanga Parbat erhält nun seine erste Winterbesteigung. Der Erfolg hat ein altbekanntes Gesicht in diesem Metier: **Simone Moro**. Dem Italiener glückt nach mehreren erfolglosen Versuchen in den letzten Wintern die langersehnte Winterbesteigung zusammen mit **Ali Sadpara** (Pakistan) und **Alex Txikon** (Spanien). Ein weiteres Kapitel der bewegten Besteigungsgeschichte des Nanga Parbats geht zu Ende. Damit bleibt als einziger Achttausender nur noch der K2 im Winter unbestiegen. Ob sich daran etwas ändert, darf gespannt abgewartet werden. Es gibt nicht wenige, die vermuten, dass eine Besteigung des K2 im Winter auf Grund seiner expo-



nierten Lage, den gewaltigen Höhenstürmen und der extremen Kälte beim heutigen Stand der Technik äußerst unwahrscheinlich ist. Doch wer weiß, wenn Logistik, Form, Team und das Quäntchen Glück zum rechten Zeitpunkt zusammenkommen, wird auch diese heute noch fast undenkbare Leistung realisiert werden. Sicher ist, dass diese Winterbegehung den Akteuren große Mühen, Gefahren und Entbehrungen abverlangen wird. Da kann sich glücklich schätzen, wer sein persönliches „Besondere“ ganz einfach im simplen In-den-Bergen-Sein findet.

Triumph und Katastrophe sind beim Bergsteigen wie hier am Nilgiri South oft nur durch einen schmalen Grat getrennt: Auer, Blümel und Fiegl mussten beide Seiten kennenlernen.

© E. Holzknecht



Imposante Wand, toller Berg, sauberer Stil und ein schlagkräftiges Team: „Light before Wisdom“ in der Nordostwand des formschönen Cerro Kishtwar.

© Piolet d'Or, Foto: M. Prezelj

# Der Nachwuchs startet durch

Die wichtigsten Entwicklungen und Ergebnisse in den alpinen Wettkampfdisziplinen Klettern und Skibergsteigen

## >> Matthias Keller

Knapp 10.000 Zuschauer, spektakuläre Locations und ein spannender Kampf um den Gesamtweltcupsieg und die Europameistertitel – das sind die Eckdaten der internationalen Klettersaison 2015.

Für die Boulderer gab es fünf Stopps und eine Europameisterschaft, die Leadkletterer hatten inklusive EM, die aus dem Ergebnis des Weltcups in Chamonix herausgerechnet wurde, sieben Weltcups zu absolvieren. Für die Sekundenjäger im Speed-Weltcup standen insgesamt fünf Wettkämpfe auf dem Terminkalender. Die Weltcupkletterer mussten dabei einige Flugmeilen sammeln, denn die Locations der Weltcups waren wieder über den kompletten Globus verteilt. So waren die besten Kletterer der Welt im vergangenen Jahr in den USA, Kanada, Frankreich, Belgien, Deutschland, Österreich, China, Norwegen und Slowenien zu Gast.

### Bouldern: Zwei Favoritinnen steigen aus

Hier wurde es spannend, als zur Mitte der Saison gleich zwei der Favoritinnen nicht mehr ins Rennen um den Gesamt-

weltcup eingreifen konnten: Die amtierende Weltmeisterin **Juliane Wurm** (DAV Wuppertal, Abb. rechts) beendete nach der Europameisterschaft im Mai mit dem EM-Titel in der Tasche überraschend ihre Karriere und Altmeisterin **Anna Stöhr** (AUT) musste nach dem Weltcup in Vail (USA) wegen einer Fingerverletzung den Rest der Saison pausieren. So war der Weg frei für neue Namen in den Finals und auf den Podien. Übertrendend war einmal mehr die Japanerin **Akiyo Noguchi**, die als einzige Kletterin in allen Finals der Boulderweltcup-Saison 2015 vertreten war und hier nur einmal nicht auf dem Podium stand. Der Gesamtweltcup ging somit verdient an sie – für die Japanerin war es bereits der vierte Gesamttitel seit 2009. Ebenfalls beeindruckend die Leistung der Britin **Shauna Coxsey**, die sich im Verlauf der Saison immer weiter steigerte und mit dem Sieg beim Saisonfinale in München Platz 2 im Gesamtweltcup behaupten konnte. Mit konstanten Top-10-Ergebnissen über die gesamte Saison belegte Noguchis Teamkollegin **Miho Nonaka** in der Endabrechnung des Weltcups Platz drei.

## Klettern unter den olympischen Ringen

In Tokio 2020 werden erstmals auch olympische Medaillen im Klettern vergeben – an die besten Allrounder in einem Dreikampf der Disziplinen Lead, Bouldern und Speed. 28 Jahre nachdem das Klettern 1992 in seiner ersten Wettkampf-Hochphase bei den Olympischen Winterspielen in Albertville schon einmal Demonstrationssportart gewesen ist, hat es der Sport nun in das offizielle Programm der Spiele geschafft.

Möglich gemacht hat dies die Agenda 2020 des amtierenden IOC-Präsidenten Thomas Bach: Anlässlich seiner Wahl im September 2013 hat er ein Reformprogramm auf den Weg gebracht, dass unter anderem auch eine Öffnung des olympischen Programms für neue Sportarten vorsieht. So haben ab 2020 die Organisationskomitees der Austragungsorte der Olympischen Spiele die Möglichkeit, dem IOC neue Sportarten vorzuschlagen. Zur erstmaligen Umsetzung der Agenda 2020 hat sich Tokio neben vier weiteren Sportarten auch Klettern gewünscht. Die IOC Session in Rio de Janeiro hat diesem Wunsch im August 2016 stattgegeben. Damit

ist der Weg frei für die ersten olympischen Medaillen im Klettern – zunächst aber erst einmal für eine Auflage der Spiele.

Ausgewiesenes Ziel der IFSC ist es nun, auch über Tokio hinaus Klettern längerfristig als feste Sportart bei den Olympischen Spielen zu verankern. Für eine dauerhafte Aufnahme müsste jedoch eine etablierte Sportart aus dem Programm gestrichen werden. Die Chancen hierfür stehen allerdings nicht schlecht, denn die Gründe, die das Klettern auf die Shortlist gebracht haben, sind die gleichen, die für eine dauerhafte Aufnahme ins olympische Programm sprechen: Ein enormer weltweiter Aufschwung in den letzten Jahren – vor allem in der jungen Zielgruppe, spektakuläre Wettkämpfe, ein echter Breitensport, der auch indoor in urbanen Regionen ausgeübt werden kann, ein Sport mit nahezu gleicher Verteilung der Geschlechter, der unter vielfältigen Sinnrichtungen betrieben werden kann und der alle Generationen umfasst, ein Sport, der seine Wurzeln in einem nachhaltigen Natursport hat – und nicht zuletzt: Klettern ist die letzte verbliebene Grundbewegungsform des Menschen, die noch nicht im olympischen Programm verankert ist.



### Jan Hojer knapp am Sieg vorbei

Und auch bei den Herren war das Rennen um den Gesamtsieg bis zum Ende spannend: Der Gesamtsieger von 2014, **Jan Hojer** (DAV Frankfurt/ Main), hätte mit einem Sieg beim abschließenden Weltcup in München erneut den Titel mit nach Hause nehmen können. Hojer zeigte allerdings bei seinem Heimweltcup Nerven und belegte nur Rang fünf. Damit musste er in der Endabrechnung dem jungen Koreaner **Jongwon Chon** den Vortritt lassen. Zuvor hatte der starke Deutsche vier von fünf Weltcup-Finals erreicht und die Europameisterschaft in Innsbruck sowie den Weltcup in Vail gewonnen. Platz drei der Gesamtwertung ging an den tschechischen Ausnahmekletterer **Adam Ondra**, dem im Bouldern zwar kein Weltcup-sieg gelang, der aber mit konstanten Platzierungen im Bereich von 2 bis 8 zeigte, dass man auch ohne Seil mit ihm rechnen muss.

Damit spricht das Klettern genau den Personenkreis an, den das IOC gerne mit neuen, jungen Sportarten erreichen möchte. Und was erwartet nun die Athleten 2020 in Tokio? Da das IOC die maximale Starterzahl auf 20 Damen und 20 Herren begrenzt hat, gleichzeitig aber gerne alle drei Disziplinen Lead, Bouldern und Speed zeigen will, wird es auf einen Dreikampf hinauslaufen, in dem die Sportler alle Disziplinen klettern müssen. Der endgültige Olympia-Modus wird nun noch zwischen IFSC und IOC erarbeitet werden und sollte so bald wie möglich bei den Weltcups Anwendung finden, damit sich die Sportler auf Tokio 2020 vorbereiten und in der Saison 2019 schließlich auch qualifizieren können. Bei der doch überschaubaren Starterzahl wird man nur eine Chance haben, wenn man bis 2019 zu den besten Allroundern der Welt gehört und zumindest in zwei der drei Einzeldisziplinen Potenzial für ein Weltcupfinale hat. Sollte sich Klettern als olympische Sportart dauerhaft etablieren, ist es ausgewiesenes Ziel der IFSC, Medaillen in allen drei Disziplinen zu vergeben, damit auch die Spezialisten eine Plattform bekommen. Aber die olympische Medaille hat ihre sprichwörtlichen zwei Seiten: Die Traditionalisten unter

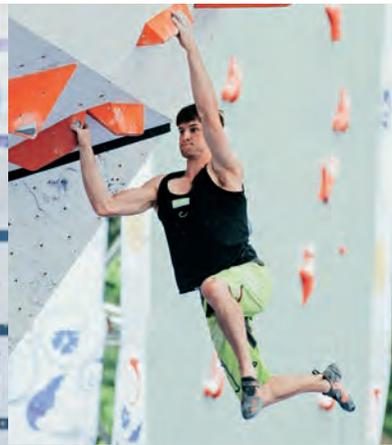


### Lead: Mit Seil mehr Glück für Adam Ondra

**Adam Ondra** hatte in der Saison 2015 noch einmal alles auf die Karte Wettkampfklettern gesetzt, denn nach der Boulder-Saison gab sich der Tscheche direkt im Anschluss auch die Lead-Weltcups. Und hier konnte er dann endlich punkten: Mit zwei Weltcup-siegen und nur einem verpassten Finale gewann er den Gesamtweltcup, nur um kurz darauf zu verkünden, dass er sich in der kommenden Saison eher wieder aufs Felsklettern konzentrieren wird. Hinter Ondra gab es ein knappes Rennen um die weiteren Plätze. So holte sich der junge Franzose **Gautier Supper** nach seiner bisher besten Weltcup-saison Rang 2 hauchdünn vor **Jakob Schubert** (AUT, Abb. oben), der damit seit 2010 jedes Jahr auf dem Podium des Gesamtweltcups stand. Altmeister **Ramon Julian Puigblanque** (ESP) zeigte indes nicht mehr die Stärke der vergangenen Jahre – sein eher kontrollierter Kletterstil wirkt

den Kletterern wettern bereits, dass nun der Sport auf dem Altar der olympischen Ringe geopfert werde und man auf Wunsch des IOC ein gekünsteltes Format zusammenbasteln müsse. Vor allem die Speed-Kritiker fühlen sich berufen, die Berücksichtigung der ungeliebten „leichtathletischen“ Disziplin zu geißeln. Aber sind wir einmal ehrlich: Viele der Top-Athleten im Lead und Bouldern sind ohnehin auch schnell unterwegs und können mit etwas zusätzlichem Training passable Speedzeiten erzielen. In jedem Fall wird auch mit einem Overall-Format der beste Kletterer gewinnen. Die Kritik am IOC-Filz und dem Gigantismus der Spiele ist indes eine andere – und sicherlich berechtigt –, aber für die Sportler besitzen die Olympischen Spiele als größtes Sport-Event nach wie vor eine enorme Strahlkraft. Die Aufnahme ins olympische Programm ist auf jeden Fall eine Chance, den Klettersport weiterzuentwickeln – sowohl international als auch für die nationalen Verbände. Die positiven Auswirkungen auf den Sport werden allerdings erst dann greifen können, wenn das Klettern dauerhaft im Programm der Olympischen Spiele verankert ist.

# Chronik Wettkampfklettern



Momente aus dem internationalen Wettkampfgeschehen (v.l. n.r.): Austria-Aufsteigerin Jessica Pilz; das Podium der Combined Wertung bei der EM

angesichts der jungen Wilden fast schon antiquiert. Trotzdem gelang ihm mit dem Weltcup Sieg in Chamonix und dem damit verbundenen Europameistertitel noch einmal ein weiterer großer Wurf in seiner mittlerweile 15-jährigen Karriere. Erfreulich aus deutscher Sicht: Mit **Sebastian Halenke** (DAV Schwäbisch Gmünd) auf Gesamtrang sieben holte ein deutscher Kletterer das beste Ergebnis im Gesamtweltcup seit Thomas Tauporns siebtem Platz 2011. Halenke konnte mit einem dritten Platz beim Weltcup und der EM in Chamonix sowie drei weiteren Finalteilnahmen überzeugen.

## Mina Markovic ist nicht zu schlagen

Die erfahrenste der Kandidatinnen im Rennen um den Gesamtweltcup ließ nichts anbrennen: Bei allen Weltcups erreichte sie das Finale, vier von sieben Wettkämpfen konnte sie gewinnen. Damit holte sich die Slowenin **Mina Markovic** nun bereits zum dritten Mal den Gesamtweltcup und auch den EM-Titel durch den Sieg beim Weltcup in Chamonix. Markovic stand außerdem seit 2010 jedes Jahr auf dem Podium des Gesamtweltcups und ist eine der ganz wenigen Kletterer, die sowohl Weltcupsiege im Lead als auch im Bouldern auf ihrem Konto stehen haben.

Hinter Markovic landete eine weitere alte Häslerin auf Platz zwei: **Jain Kim** (KOR), die ebenfalls schon seit 2004 Dauergast in den Weltcup-Finals ist und den Gesamtweltcup 2013 & 2014 für sich entscheiden konnte, gewann die drei Weltcups, die Markovic noch übrig ließ. Hinter den beiden sorgte eine junge Österreicherin auf Platz drei für frischen Wind auf dem Podium: **Jessica Pilz** hatte eine starke Saison hingelegt, alle Weltcup-Finals erreicht und nur einmal nicht auf dem Podium gestanden. In ihrer ersten kompletten Damen-Weltcup-Saison startete die Nachwuchskletterin damit gleich

voll durch. Neben Pilz konnte ein weiterer Youngster bei den Damen ein echtes Ausrufezeichen setzen: Die Slowenin **Janja Garnbret** startete nur bei drei Weltcups und belegte hier zwei zweite und einen dritten Platz – und das in ihrer ersten Saison bei den Damen!

## Speed: Neuer Weltrekord bei den Damen

Jedes Jahr noch ein bisschen schneller – so lautet die Devise der Topathleten im Speedklettern. Die Disziplin, die ein fast schon leichtathletisches und sehr spezielles Training erfordert, ist traditionell in der Hand der osteuropäischen Nationen und der Chinesen. Erst in den letzten Jahren konnten die Franzosen in die absolute Weltspitze vorstoßen – dies aber nur durch langjährige und gezielte Aufbauarbeit. Bester Athlet mit drei Weltcupsiegen war der Chinese **Quixin Zhong**, der sich zum ersten Mal den Gesamtweltcup vor **Libor Hroza** (CZE) und dem Ukrainer **Danyil Boldyrev** sicherte. Während die Herren 2015 nicht an die Weltrekordzeit von Boldyrev aus dem Jahr 2014 (5,60 sec) herankamen, gelang es **Iuliia Kaplina** (RUS) beim Weltcup in Chamonix einen neuen Weltrekord in 7,53 sec aufzustellen. Das Rennen um den Gesamtweltcup machte dann aber eine andere: **Mariia Krasavina** (RUS) gewann knapp den Titel vor der Französin **Anouck Jaubert**. Der neuen Weltrekordhalterin Kaplina blieb zumindest noch Platz drei im Gesamtweltcup. Den Europameistertitel, der aus dem Weltcup in Chamonix herausgerechnet wurde, sicherten sich jeweils **Libor Hroza** und **Anouck Jaubert**.

## Big in Japan!

Ist es die Aussicht auf die Olympischen Spiele in Tokio 2020, das asiatische Kampfsport-Gen oder Sushi als Energieliefer-



in Chamonix; „Alt“-Meister Jan Hojer (D); Jugend-WM in Arco; Sebastian Halenke (D) ; Katharina Saurwein (A).

© H. Wilhelm/E. Fowke (Mitte)

rant? Die Kletterer aus Japan sind auf jeden Fall immer weiter auf dem Vormarsch und neue Talente klettern aus dem Jugendbereich bis in die Weltcup-Finals. Aber auch ihre koreanischen Nachbarn finden sich immer öfter ganz vorne in den Ergebnislisten. Vor allem im Bouldern zeigt sich die Stärke der Asiaten – so waren 2015 sechs der 20 Top-10-Boulderer (Damen/Herren) im Weltcup Japaner oder Koreaner. Ein in der Kampfsporttradition fußender Fokus auf die Wettkampfsituation, eine hohe Trainingsdisziplin und eine ungeheure Bewegungsschnelligkeit: All das scheint die Asiaten für den Klettersport zu prädestinieren. Hier darf man in den kommenden Jahren noch einiges erwarten.

Was ebenfalls auffällt, ist, dass ehemals starke Nationen wie Frankreich oder Russland zwar noch einzelne Top-Athleten haben, aber nicht mehr die Dominanz der vergangenen Jahre besitzen. Auch hier zeigt sich, dass der Kreis der potentiellen Weltcup-Finalisten immer größer und internationaler wird.

### Bunte internationale Jugendwettkämpfe

Für die Jugendlichen stehen traditionell mehrere European Youth Cups in allen drei Disziplinen sowie Europameisterschaften auf dem Terminkalender. Jahreshighlight war 2015 die Jugend-Weltmeisterschaft in Arco (ITA), die mit 750 Startern (darunter allerdings auch Doppelstarter in den verschiedenen Disziplinen) einen neuen Teilnehmerrekord verzeichnen konnte.

Der Trend, dass viele Nachwuchskletterer bereits erfolgreich bei den Damen und Herren mitmischen, hält weiterhin an – so haben Kletterer wie **Janja Garnbret**, **Jessica Pilz**, **Anak Verhoeven** (BEL) oder **Jongwon Chon** nicht nur bei den Jugendwettkämpfen und der Jugendweltmeisterschaft

abgeräumt, sondern auch bei den Weltcups der Erwachsenen. Mit Spannung wurde bei der Jugend-WM der Auftritt des amerikanischen „Wunderkinds“ **Ashima Shiraishi** erwartet, die ihre erste internationale Wettkampfsaison klettern durfte. Shiraishi wurde den hohen Erwartungen voll gerecht und gewann sowohl den Lead- als auch den Boulder-Weltmeistertitel in ihrer Altersklasse. Dabei konnte sie jeweils als Einzige alle Routen bzw. Boulder in allen Runden top klettern. Neben Shiraishi glänzte das amerikanische Jugendteam mit etlichen weiteren Top-Ergebnissen und war eines der stärksten bei der Jugendweltmeisterschaft.

Schön zu sehen: Die Finals der Jugend-Wettkämpfe werden immer bunter und auch immer mehr kleinere Nationen schicken starke Nachwuchskletterer zu den Events. So standen 2015 auch erstmals Kletterer aus Serbien, dem Iran, Kroatien, Israel oder Kolumbien auf dem Podium bei EYC und der Jugend-WM oder waren in den Finals vertreten.

Gerade bei den Jugendwettkämpfen zeigt sich eine Entwicklung, die in den kommenden Jahren sicher noch stärker zutage treten wird: Es kommen jetzt langsam die Nachwuchstalente zu den Wettkämpfen, die quasi schon ihr gesamtes Leben an der Kletterwand verbracht haben. Moves und Techniken, die die aktuelle Weltcup-Generation bei Damen und Herren erst mühsam erlernen musste, haben diese Youngsters bereits mit der klettersportlichen Muttermilch aufgesaugt und gehören heute zum Standard-Repertoire. So sorgen Anlaufstarts, Klettern an grifflosen Volumen oder komplexe dynamische Züge nur noch für ein müdes Lächeln in den Jugendklassen.

**Komplette Ergebnisse und Rankings unter [www-ifsc-climbing.org](http://www-ifsc-climbing.org)**

# Chronik Skibergsteigen



Die Ramsauer Rakete: Toni Palzer war der beste Allrounder im Gesamtweltcup 2015/16.



Big Air: Auch im Skispringen macht Sprintass Robert Antonioli eine gute Figur.

Fünf Weltcupwochenenden standen in der Saison 2015/16 für die weltbesten Skibergsteiger auf dem Terminkalender. Jeweils ein Individual-Rennen und mindestens ein weiteres Rennen in den Disziplinen Vertical oder Sprint mussten die Teilnehmer in den Austragungsorten Andorra, Albosaggia, Alpage und Prato Nevoso (alle Italien) sowie Les Marécottes (Schweiz) absolvieren. Der Weltcup in Les Marécottes wurde zudem als Europameisterschaft gewertet. Zu den Kurzstrecken-Weltcups gesellten sich nach 2015 bereits zum zweiten Mal vier der klassischen „Grandes Courses“-Rennen, die als „Long Distance Weltcups“ ebenfalls Punkte für die Weltcup-Gesamtwertung auslobten.

Wie wohl alle Skibergsteiger hatten auch die Wettkämpfer unter den schlechten Schneeverhältnissen des Winters zu leiden: Zuerst dauerte es sehr lange, bis die Athleten überhaupt auf Schnee trainieren konnten, und dann sorgte entweder zu viel oder zu wenig Schnee bei den Rennen für durchweg schwierige Bedingungen. Zumindest konnten alle Rennen durchgeführt werden – wenn auch bei fast allen Destinationen mit Streckenänderungen.

## Und immer wieder: Toni Palzer!

Einer, dem weder eine geänderte Streckenführung noch die unterschiedlichsten Disziplinen oder gar eine heftig blutende Nase nach einem Sturz etwas ausmachten, war einmal mehr der deutsche Ausnahmeskibergsteiger **Toni Palzer**. Der Berchtesgadener war der einzige Weltklasse-Athlet, der in allen Disziplinen Podienplatzierungen erzielen konnte – insgesamt neun an der Zahl. Damit machte er sich zum besten Allrounder der Saison und belohnte sich am Ende mit dem zweiten Platz im Sprint-Gesamtweltcup, dem jeweils

dritten Platz im Individual- und Vertical-Gesamtweltcup und dem dritten Platz im Overall-Weltcup. Mit seinem Sieg beim Sprint-Weltcup in Albosaggia ist Palzer zudem der erste Skibergsteiger, der Weltcupfolge in den Disziplinen Individual, Vertical und Sprint vorweisen kann.

Quasi nebenbei räumte Palzer noch die beiden Espoir-(U23)-Europameistertitel im Individual und Sprint, elf von zwölf Einzelsiegen bei den Weltcups sowie die Gesamtweltcups aller Disziplinen in der Espoir-Kategorie ab. Das nennt man eine beeindruckende Bilanz!

Ebenso beeindruckend: der Spanier **Kilian Jornet**. Im Individual und Vertical war er der stärkste Läufer und holte sich mit insgesamt sieben von acht möglichen Siegen in beiden Disziplinen den Gesamtweltcup. Nur einmal musste sich Jornet dem Italiener **Michele Boscacci** im Individual geschlagen geben – ausgerechnet beim Weltcup und EM-Titelwettkampf in Les Marécottes. Im Vertical zeigte sich ein starkes Nachwuchstalents gleich drei Mal auf dem Podium: Der junge Schweizer Berglaufspezialist **Remi Bonnet** zählt spätestens seit dieser Saison zu den Sieganwärtern in den Aufstiegsrennen. Am Ende holte er sich hinter Jornet Platz zwei im Vertical-Gesamtweltcup. Bei den Sprintrennen sicherte sich in Abwesenheit des deutschen Sprintspezialisten Sepp Rottmoser der Italiener **Robert Antonioli** mit drei Siegen sowohl den Gesamtweltcup als auch den Europameistertitel.

## Weltcup der Frauen – eine One-Woman-Show

Wenig Neues gab es im Weltcup der Frauen zu vermelden: Die Dominatorin der letzten Jahre sorgte auch in diesem Jahr für klare Verhältnisse auf den Rennstrecken: Die Französin **Laetitia Roux** gewann sieben der zwölf Weltcuprennen

und dazu alle drei ausgetragenen Long-Distance-Weltcups mit ihrer Partnerin **Axelle Mollaret**. Damit sicherte sie sich souverän den Gesamtweltcup in den Disziplinen Individual, Sprint und Long Distance sowie die Overall-Weltcup-Wertung, die alle Rennen umfasst. Auch die Europameistertitel im Individual und Sprint gingen an Roux. Nur im Vertical-Gesamtweltcup musste sich die übermächtige Französin der Schweizerin **Victoria Kreutzer** knapp geschlagen geben. Neben den Französinen Roux und Mollaret waren es so vor allem die Schweizerinnen **Jennifer Fiechter** und **Victoria Kreutzer** sowie die Spanierinnen **Claudia Galicia Cotrina**, **Marta Garcia Farres** und die Vertical-Spezialistin **Laura Orgué Vila**, die die Podien der Rennen und des Gesamtweltcups unter sich ausmachten.

### Der Nachwuchs gibt Gas

Die internationale Saison begann für die Jugendlichen gleich mit einem Klassiker: Bereits zum neunten Mal fand das internationale Nachwuchscamp für junge Wettkampfskibergsteiger statt. In Bad Reichenhall (GER) trafen sich 40 Jugendliche aus zehn Nationen und lernten in vier Tagen Neues zum Thema Training, Sicherheit und Renntaktik.

Bei den Jugendweltcups dominieren einmal mehr die Italiener und mit etwas Abstand Franzosen und Schweizer das Geschehen. Erfolgreichste Nachwuchsläufer bei den Junioren waren der Italiener **Davide Magnini**, der den Gesamtweltcup und den EM-Titel im Individual sowie den Gesamtweltcup im Vertical holte, und der Schweizer **Thomas Cortay** – Europameister und Gesamtweltcupsieger im Sprint. Bei den Juniorinnen konnte sich die Italienerin **Giulia Compagnoni** den Gesamtweltcup im Individual sichern, der Vertical Gesamtweltcup ging an ihre Landsfrau **Giulia Murada**. Beeindruckend bei den schnellen Juniorinnen: Die Französin **Adèle Milloz** konnte alle vier Sprintrennen inklusive Europameisterschaft für sich entscheiden und beendete den Gesamtweltcup so mit einer makellosen Bilanz. Bei den Espoirs (U23) dominierte die Italienerin **Alba de Silvestro** den Weltcup: Sie gewann ungeschlagen sowohl den Individual- als auch den Vertical-Weltcup. Nur im Sprint musste sie sich der Schweizerin **Marianne Fatton** geschlagen geben.

Während es in den Mutterländern des Skibergsteigens anscheinend kein Problem ist, Nachwuchs für den Rennsport zu finden, tun sich vor allem Deutschland und Österreich nach wie vor schwer. Umso erfreulicher war die vergangene Saison daher aus österreichischer Sicht: In den Nachwuchsklassen gelangen dem ÖSV-Team etliche Top-5-Er-



Alles im Griff: Ina Forchthammer sorgte für die besten österreichischen Ergebnisse der Saison. *Alle Fotos © W. Seebacher*

gebnisse. Highlight waren die Podienplatzierungen und EM-Medaillen von **Ina Forchthammer**, **Verena Streitberger** und **Jakob Siedler**. Forchthammer konnte zudem die Gesamtwertung im Junioren-Weltcup in den Disziplinen Sprint und Vertical jeweils mit dem dritten Platz abschließen.

### Faszination Langstrecke

Bei den Long-Distance-Weltcups, die allesamt in der Disziplin „Team“ mit Zweier- oder Dreier-Teams ausgetragen werden, konnten drei von vier angesetzten Rennen durchgeführt werden. Bei Altitoy Ternua, Pierra Menta (beide FRA) und Tour de Rutor (ITA) sammelten die Sportler sowohl Punkte für den gesonderten Long-Distance-Weltcup als auch für den Overall-Weltcup, der alle Disziplinen umfasst. Lang, hart und alpin – das sind die Eckdaten der Long-Distance-Rennen, die längst zu den absoluten Klassikern unter den Skitourenrennen gehören. Gefragt sind hier echte Bergsteiger, denn die Strecken führen ausnahmslos durch anspruchsvolles Gelände, teils über Gletscher und oft muss angeseilt abgefahren werden. Dass die Top-Athleten aus den regulären Weltcups auch hervorragende Alpinisten sind, zeigt sich an den Siegerlisten der Long-Distance-Rennen: Mit **Michele Boscacci** und **Laetitia Roux** (ex aequo mit Teamkollegin **Axelle Mollaret**) gewannen die üblichen Verdächtigen den Long-Distance-Gesamtweltcup. Kleiner Wermutstropfen zum Abschluss der Saison: Das Eliterennen des wohl berühmtesten Skitourenrennens der Welt, der Schweizer Patrouille des Glaciers, musste leider aufgrund schlechten Wetters kurzfristig abgesagt werden.

**Weitere Informationen und alle Ergebnisse finden Sie unter [www.ismfskivents.com](http://www.ismfskivents.com)**

# Elbsandsteingebirge – „Wiege des Freikletterns“?

Fritz Wiessner und das amerikanische Free Climbing

>> **Nicholas Mailänder**

*Im deutschsprachigen Raum ist die Meinung weit verbreitet, der 1928 in die USA ausgewanderte Sachse Fritz Wiessner hätte dort das „Free Climbing“ begründet. In den späten Siebzigerjahren sei der Freiklettergedanke dann nach Deutschland „reimportiert“ worden – eine Vorstellung, die sich bei näherer Betrachtung als liebevoll gepflegter Mythos erweist.*





*Viele junge US-Kletterer haben heute vom Ursprung und Übermittler des Sportgeists ihres amerikanischen Kletterns keine Ahnung mehr, so stark setzt man inzwischen sportliches Klettern mit „Amerikanischem Bergsteigen“ gleich. Fritz Wiessners Saat ist mit imponierender Kraft aufgegangen.\**

*Dietrich Hasse*

Als ich meinen amerikanischen Kletterfreunden erzählte, dass bei mir zu Hause in Deutschland der sächsische Bergsteiger Fritz Wiessner als Begründer des amerikanischen Free Climbing galt, waren sie erstaunt. Alle wussten von Fritz Wiessner und achteten ihn als einen der bedeutendsten bergsportlichen Pioniere des Landes. Dass Wiessner das Freiklettern nach Amerika gebracht haben sollte, war ihnen allerdings neu.

Ehe wir der Frage auf den Grund gehen, welchen Beitrag Fritz Wiessner zur Entwicklung des amerikanischen Klettersports geleistet hat, werfen wir einen Blick auf die beeindruckenden Leistungen dieses aus Sachsen stammenden Bergsteigers.

Am 26. Februar 1900 in Dresden geboren, zählte Fritz Wiessner (damals noch „Wießner“ geschrieben) in den Zwanzigerjahren zu den leistungsfähigsten Elbsandsteinkletterern. 1921 bewies er sein überragendes Können mit der Erstbegehung des Nordrisses am Großen Spitzten Horn und 1924 mit der Durchsteigung des Wießnerrisses am Frienstein. Beide Wege werden heute mit VIIc nach der sächsischen Skala bzw. VI+ nach UIAA bewertet.<sup>1</sup> Am 28. Juli 1925 setzten Fritz Wiessner und der Innsbrucker Roland Rossi mit der Erstbegehung der Fleischbank-Südostwand im Kaisergebirge einen Markstein des alpinen Kletterns. In dem von Wiessner beim endgültigen Durchstieg geführten „Rossiüberhang“ benutzte der Sachse nur einen einzigen Haken zur Fortbewegung, was darauf schließen lässt, dass der Dresdner auch hier im oberen VI. Grad unterwegs gewesen sein muss. Nur vier Tage danach, am 1. August 1925,

**Auf dem „Bürgermeister“ im tschechischen Klettergebiet Adrsbach im Juli 1966. Von links: Herbert Richter, Dietrich Hasse, unbekannt, Hermann Huber, Fritz Wiessner.**

© H. Huber

\* *Dietrich Hasse, Wiege des Freikletterns – sächsische Marksteine im weltweiten Alpinsport bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, München 2000, S. 242.*

<sup>1</sup> *Ebd.*

Die Fleischbank-Südostwand begingen Wiessner und Rossi 1925 mit zwei Haken zur Fortbewegung (VI+, A0).

Die 1925 von Solleder und Wiessner erstbe-gangene Furchetta-Nordwand (rechts) gilt als erste Route des VI. Grades in den Dolomiten.

© DAV-Archiv



durchstieg Fritz Wiessner zusammen mit dem Münchner Emil Solleder erstmals die Furchetta-Nordwand – im „sportlich einwandfreien Stil“, wie Solleder betonte.<sup>2</sup>

### Einer der Besten

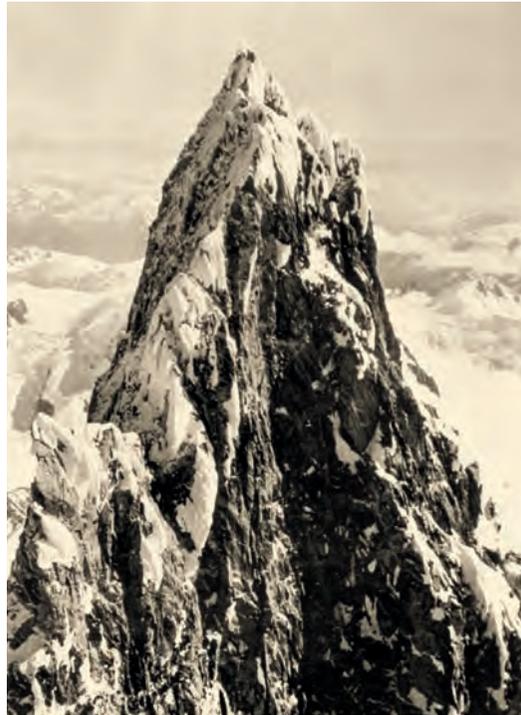
Im Winter 1928/1929 emigrierte der studierte Chemiker Wiessner aus wirtschaftlichen Gründen in die USA. Hier machte er sich vor dem Zweiten Weltkrieg als Kletterer vor allem durch die Erstbesteigung des Mount Waddington in der kanadischen Coast Range über die schwierige Südwand (V+) 1936 und die erste klettersportliche Besteigung des Devil's Tower in Wyoming im darauffolgenden Jahr einen Namen. Seine bedeutendste bergsteigerische Leistung vollbrachte Wiessner zweifellos im Juli 1939, als er gemeinsam mit dem Sherpa Pasang Dawa Lama am 8611 Meter hohen K2 ohne Atmungsgerät bis in die Gipfelregion vordrang. Den Erfolg schon vor Augen, kehrte er rund 200 Höhenmeter unter dem Ziel um, weil sein Gefährte die Rache von Dämonen im Falle einer nächtlichen Gipfelbesteigung fürchtete. Bei amerikanischen Kletterern ist Fritz Wiessner vor allem

in Erinnerung geblieben als Entdecker des heute sehr populären Klettergebiets der Shawangunks im Staat New York. Oft gemeinsam mit dem aus Österreich eingewanderten Mediziner Hans Kraus, begann Wiessner ab 1935 das riesige Potenzial des rund 10 Kilometer langen und durchschnittlich 60 Meter hohen Felsriegels systematisch zu erschließen. Ihre schwierigste gemeinsame Route war die von Kraus projektierte und vorgestiegene Linie „High Exposure“ im V. UIAA-Grad. Wiessner war aus Überzeugung gegen das Klettern mit künstlichen Hilfsmitteln und erlaubte seinen Partnern nicht, diese anzuwenden; er war auch dagegen, Zeitschriftenartikel über den Sport zu veröffentlichen.<sup>3</sup> Zu dieser Zeit belief sich die Zahl der Kletterer, die regelmäßig die Shawangunks aufsuchten, auf etwa zwanzig, fast alles Mitglieder des Appalachian Mountain Club. Das blieb so bis ungefähr 1946.

Der Chronist des amerikanischen Bergsteigens Chris Jones schildert die weitere Entwicklung in den „Gunks“: „Mitte der 1940er-Jahre waren alle offensichtlichen Routen durchstiegen. Die Kletterer wandten sich den Überhängen zu, und Kraus griff

<sup>2</sup> Vgl. Emil Solleder: *Die letzten großen Wandprobleme in den Dolomiten*, Jahrbuch des DuÖAV 1927, S. 238.

<sup>3</sup> Vgl. Chris Jones: *Climbing in North America*, Berkeley 1979, S. 202.



Nicht zum Lachen:  
Die Gespensterfurcht  
seines Kameraden  
Pasang Dawa Lama  
vermasselte Wiessner die  
Erstbesteigung des K2.

Der 4019 Meter hohe  
Mount Waddington  
(rechts) in British  
Columbia/Canada wurde  
von Fritz Wiessner 1936  
über die schwierige  
Südwand erstmals  
bestiegen.

© DAV-Archiv,  
Foto: H. Steinbichler (links)

auf seine Erfahrungen in den Dolomiten zurück.<sup>4</sup> Jones wertet die Einführung der Hakentechnik durch Kraus als einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung des Kletterns an der amerikanischen Ostküste. Denn diese Technik ermöglichte nicht nur die Erschließung zuvor unmöglich erscheinender Routen in den Appalachen, sondern später auch bedeutende Erstbegehungen an den großen Bergen im amerikanischen Westen.

### Anbruch einer neuen Ära

1946 glückte Wiessner die Erstbegehung der Route „Minnie Belle“ mit einer schlecht absicherbaren Rissverschneidung im amerikanischen Schwierigkeitsgrad 5.8 in der ersten Seillänge, was in Anbetracht der harten Gunks-Bewertung getrost mit UIAA VI übersetzt werden kann.<sup>5</sup> Es war die weit-aus schwierigste Route des Gebiets und keiner der einheimischen Kletterer traute sich damals an das Testpiece heran.

1951 tauchte ein drahtiger junger Mann an den Felsen auf, Jurastudent an der renommierten Princeton University. Jim McCarthy, der später Präsident des American Alpine Club werden sollte,

machte sich an die Durchsteigung der etablierten Routen und zählte bald zu den besten Kletterern in den Gunks. Da Fritz Wiessner aus dem Staat New York weggezogen war, besuchte der Altmeister die Felsen nur noch selten. So wurde McCarthy hinter Kraus zum zweitbesten Kletterer des Gebiets und schob sich bald an diesem vorbei in die Führungsrolle. Neue Kletterer erschienen in der Szene, die Konkurrenz nahm an Schärfe zu. McCarthy kletterte 1957 mit „Yellow Belly“ (5.8) die härteste Route in den Gunks und begann, bislang mit Hakenhilfe gekletterte Routen frei zu begehen. Seine erste freie Durchsteigung von „Broken Sling“ (5.8) kann als Auftakt einer neuen klettersportlichen Ära an der Ostküste gewertet werden<sup>6</sup>, die in den Klettergebieten der Westküste bereits mehr als zehn Jahre zuvor angebrochen war.

Wurde der Begriff „Freiklettern“ von Wiessner – gemäß seiner sächsischen Tradition – in der Praxis mit kühn gesichertem Klettern gleichgesetzt, so verstanden McCarthy und die anderen Anhänger der im Aufkeimen begriffenen amerikanischen Freikletterbewegung unter *Free Climbing* etwas grundsätzlich anderes. Nämlich die Bege-

4 Ebd.

5 Vgl. ebd.

6 Vgl. ebd., S. 203 f.



Die Wiessner-Führe (VI) am Devil's Tower in Wyoming ist einer der großen Klassiker in den USA.

© DAV-Archiv

hung einer Route ohne die Zuhilfenahme von künstlichen Hilfsmitteln zur Fortbewegung. Das konnte auch eine hervorragend abgesicherte ursprünglich hakentechnisch gekletterte Route sein. Nur die Begehung in einem Zug zählte. Sobald der Kletterer einen Sicherungspunkt belastete, galt die Durchsteigung als ungültig.

### Chuck Wilts – „Erfinder“ des Free Climbing

Die Rolle von Fritz Wiessner im Prozess der Entwicklung des amerikanischen Free Climbing sieht McCarthy wie folgt: „Ich begann 1951 in den Gunks zu klettern und geriet sofort unter den Einfluss von Hans Kraus, der ungefähr zur selben Zeit wie Fritz in die USA ausgewandert war. Hans kam von der italienischen Tradition jener Zeit her und war mit dem großen Emilio Comici geklettert (...) so betrieb er das Klettern mit künstlichen Hilfsmitteln. Als ich daherkam, war Fritz schon lange weg, da er nach Stowe, Vermont umgezogen war. Er kam noch gelegentlich auf Besuch, aber Hans war der dominierende Einfluss in den Gunks, als ich dort erschien. (...) Nach meiner Einschätzung war der ethische Einfluss von Fritz in den Gunks, begrenzt. Die Freikletterbewegung, die in den späten 1950er-Jahren einsetzte, war mehr oder weniger sui generis. Es gab einen gewissen Einfluss aus Kalifornien. Chouinard begann sich in den späten Fünfzigerjahren sehen zu lassen, aber da war die lokale Freikletterbewegung schon lange aus den Startlöchern.“<sup>7</sup>

<sup>7</sup> E-Mail-Nachricht von Jim McCarthy an den Autor vom 18. 1. 2012.

1952 oder 1953 gelang McCarthy die wahrscheinlich dritte sportlich einwandfreie Besteigung des Devil's Tower und er war beeindruckt: „Wir hätten (die Route) als harte 5.8 eingestuft.“<sup>8</sup> Der bedeutende kalifornische Kletterer Royal Robbins schätzte die Wiessner-Route am Devil's Tower sogar noch höher ein: „Als ich den Devil's Tower besuchte, kletterte ich sowohl die Durrance-Führe als auch die Wiessner-Führe, und Fritzens Route war deutlich schwerer (5.9).“<sup>9</sup> Auf die Frage nach seiner Einschätzung des Wiessner'schen Einflusses auf das kalifornische Freiklettern antwortete Robbins: „Ich weiß nicht, ob Fritz die Kletterer an der Westküste stark beeinflusste, wir hatten sicher von ihm gehört. (...) Ich denke, dass das amerikanische Freiklettern einen Schub bekam, als Chuck Wilts den Higher Cathedral Spire [in Yosemite Valley, Anm. NM] frei erstieg. Das wollten wir alle machen, und damals geschah es, denke ich, dass wir die Idee bekamen, hakentechnische Routen frei zu klettern. Wir waren von den Engländern beeinflusst (...). Was im Elbsandsteingebirge gemacht wurde, war bestimmt eindrucksvoll, aber wir hörten erst viel später davon. Was uns wirklich zum Freiklettern brachte, war das Vorbild von Wilts.“<sup>10</sup>

Obwohl Charles „Chuck“ Wilts als bescheidener Mensch sich gegen diesen Titel energisch gewehrt hätte, kann er mit gutem Recht als der Vater des modernen amerikanischen Free Climbing bezeichnet werden. Jedenfalls war die von ihm 1944 gemeinsam mit Spencer Austin durchgeführte erste freie Besteigung (First Free Ascent – FFA) des Higher Cathedral Spire (5.9) – wie von Royal Robbins berichtet – der Urknall dieser Bewegung.<sup>11</sup> Bei einer solchen freien Begehung wurden ganz selbstverständlich künstliche Hilfsmittel wie Normalhaken und auch Bohrhaken zur Sicherung eingesetzt, aber in keiner Phase des Durchstiegs mit dem Körpergewicht belastet. Damit verfolgte Wilts einen Ansatz, der sich in nichts von dem 30 Jahre später durch Kurt Albert propagierten Rotpunktgedanken unterschied.

<sup>8</sup> Ebd.

<sup>9</sup> E-Mail-Nachricht von Royal Robbins an den Autor am 27. 12. 2011.

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> <http://www.mountainproject.com/v/regular-route-higher-cathedral-spire/105956387> am 25. 4. 2015.

Der Felsriegel der Shawangunks im Staat New York wurde von Wiessner als Klettergebiet entdeckt. Die drei Seillängen lange Route „Cascading Crystal Kaleidoscope“ (5.8, rechte Seite) ist neben „High Exposure“ einer der großen Klassiker des Gebiets.

© N. Memmel

Auch die Engländer Wilfrid Noyce und Menlove Edwards hatten 1936 den im selben Jahr hakentechnisch erstbegangenen „Munich Climb“ am Tryfan freigeklettert. Bevor sie die Schlüsselstelle begingen, hatten die beiden aber den dort von Hans Teufel hinterlassenen Haken entfernt. Dieses typisch britische Verhalten war zwar lobenswert „clean“, entsprach aber einer anderen „Philosophie“ als jener, die Chuck Wilts entwickelte oder vielleicht auch nur als Erster auf ursprünglich hakentechnisch gekletterte Routen anwandte. Denn eigentlich setzte Wilts genau dieselbe Methode ein, die 1911/12 im Zuge des Mauerhakenstreits von Leuten wie Tita Piazz und Franz Nieberl propagiert worden war.

### „Paulus“ der Freikletterbewegung: Royal Robbins

Der promovierte Physiker Wilts war auch „Erfinder“ der amerikanischen Schwierigkeitsskala, die ursprünglich „Sierra-Wilts Decimal System“ hieß. Chuck erhob Einspruch und erreichte die Umbenennung in „Yosemite Decimal System“. In den 1940er- und 50er-Jahren war Wilts äußerst aktiv in der Sierra Nevada und in Yosemite. Auch im südkalifornischen Klettergebiet Tahquitz Rock hinterließ Wilts seine Spuren.<sup>12</sup> Hier inspirierte er ehrgeizige Nachwuchskletterer wie den jungen Royal Robbins durch die erste freie Begehung der ursprünglich hakentechnisch gekletterten Route „Piton Pooper“ (Chuck und Ellen Wilts mit Spencer Austin, 5.8)<sup>13</sup>.

Royal Robbins zeichnete in den 1960er-Jahren wie kein anderer verantwortlich für die Verbreitung des von Chuck Wilts entwickelten Freiklettergedankens in den USA. 1964 besuchte Robbins den Bundesstaat Colorado, wo ihm gemeinsam mit dem damaligen lokalen Nachwuchsstar Pat Ament die Erstbegehung der schwierigen Freikletterführer „Final Exam“ (5.10d/5.11a) und „Athlete’s Feat“ (5.10.d/5.11a) glückte. Als Ausbilder an der „International School of Mountaineering“ in Leysin im Schweizer Waadtland beging Robbins im selben Jahr einen direkten Ausstieg

---

12 Charles, Wilts, 1920–1991, <http://publications.americanalpineclub.org/articles/12199229500/print> am 25. 4. 2015.

13 Piton Pooper, <http://www.mountainproject.com/v/piton-pooper/105800043> am 25. 4. 2015.





Ellen und Chuck Wilts – Free Climber der ersten Stunde 1947 auf dem Mount Lyell im Yosemite Nationalpark. Chuck Wilts (unten), bedeutender Neuerer des amerikanischen Kletterns, gab sein Wissen in Kursen bereitwillig weiter.

© Ellen & Charles Wilts Collection, Sierra Club-Angels Chapter Archives (oben)/ Louise & Niles Werner Collection, Sierra Club-Angels Chapter Archives (unten)

zur Harlin-Führe in der Südwand des Tour d'Aï, wobei er noch einige Haken zur Fortbewegung benutzte. 1965 schaffte Robbins dann die erste freie Begehung des überhängenden Risses, der heute mit 5.10d/511.a oder französisch. 6b+ bewertet wird, und zog damit im alpinen Klettern mit dem Schwierigkeitsniveau gleich, in dem Mathias Rebitsch rund zwanzig Jahre früher in den Tiroler Bergen unterwegs gewesen war.<sup>14</sup>

Der Kreis um Royal Robbins, zu dem auch der „Patagonia“-Gründer Yvon Chouinard zählte, war maßgeblich an der klettersportlichen Erschließung des Yosemite Valley beteiligt. Yvon Chouinards Antwort auf die Frage nach dem Einfluss Wiessners auf das Freiklettergeschehen im amerikanischen Westen hätte kaum lakonischer ausfallen können: „Soweit ich weiß, hatte Fritz keinen Einfluss auf das Freiklettern im Westen der USA.“<sup>15</sup>

Hinsichtlich der Bedeutung Wiessners für das Klettern an der Ostküste fällt das Urteil von Henry Barber, Freikletterstar der Siebzigerjahre, deutlich differenzierter aus: „Ich würde sagen, Fritz hatte einen großen Einfluss auf das Klettern in den 1950er- und 1960er-Jahren, der bis in die 1970er-Jahre andauerte. Seine Routen waren legendär, aber kein Ausdruck einer Sportethik. Seine wichtigsten Wege – abgesehen von Alpentouren wie der Mount Waddington – waren breite Risse im 5.8er-Bereich (...).

Fritz war in vielen Gebieten als Erschließer unterwegs und seine Routen wurden in Anbetracht der Epoche, in welcher sie erstbegangen wurden, bewundert. Die breiten Risse wurden auch respektiert, weil sie anstrengend waren und weil sie – wegen des Fehlens von Sicherungsmitteln für breite Risse – Kühnheit erforderten. (...) Fritz konnte hier an der Ostküste zusammen mit dem Österreicher Hans Kraus einige schöne Erfolge für sich verbuchen. Da sie denselben kulturellen Hintergrund hatten, schlossen sie sich zusammen und eröffneten in den Shawangunks einige spektakuläre Linien. In vielen ihrer Routen machte sich der Dolomiten-Einfluss bemerkbar: Hier und da wurde ein Haken zur Fortbewegung benutzt. (...) Was die sonstigen Einflüsse angeht, würde ich sagen, dass Amerika am meisten von Großbritannien beeinflusst wurde.“<sup>16</sup>

„Hot Henry“, wie Barber in seiner extremen Zeit allgemein genannt wurde, zählt zu den Bewunderern von Fritz Wiessner und kannte ihn recht gut. Barber und Jim McCarthy stimmen darin überein, dass der gebürtige Sachse in den Klettergebieten an der amerikanischen Ostküste epochemachende Routen erschloss, die vor allem durch ihre Schwierigkeit und Kühnheit bestachen. Wiessners Einfluss auf die Kletterethik stufen sie dagegen als vernachlässigbar ein.

### Ein wichtiger Beitrag

Wiessner selbst stellt seinen Beitrag zur Entwicklung des amerikanischen Kletterns wie folgt dar: „Im Winter 1928/29 übersiedelte ich in die USA. Zu der Zeit existierten dort nur wenige wirklich aktive Bergsteiger. Mitglieder des American Alpine Club, des Appalachian Mountains Club (sic!), des Sierra Club sowie des Harvard Mountaineering Club hatten wohl verschiedentlich Hochtouren in den Alpen und Erstersteigungen in den Rocky Mountains und in Alaska durchgeführt; aber das strenge Felsklettern, wie wir es in Europa auch in den Mittelgebirgen als alpines Training oder als Selbstzweck (Elbsandsteingebirge!) betreiben, hatte gerade erst im Vorjahr begonnen. Robert Underhill, Lincoln O'Brien und Miriam Underhill waren die Initiatoren. Sie hatten 1928 einige zünftige Kletterrouten an den Neu-England-Massiven durchstiegen. Der Appalachian

<sup>14</sup> Vgl. [http://themountainworld.blogspot.com/2007\\_10\\_01\\_archive.html](http://themountainworld.blogspot.com/2007_10_01_archive.html) am 16. 8. 2014.

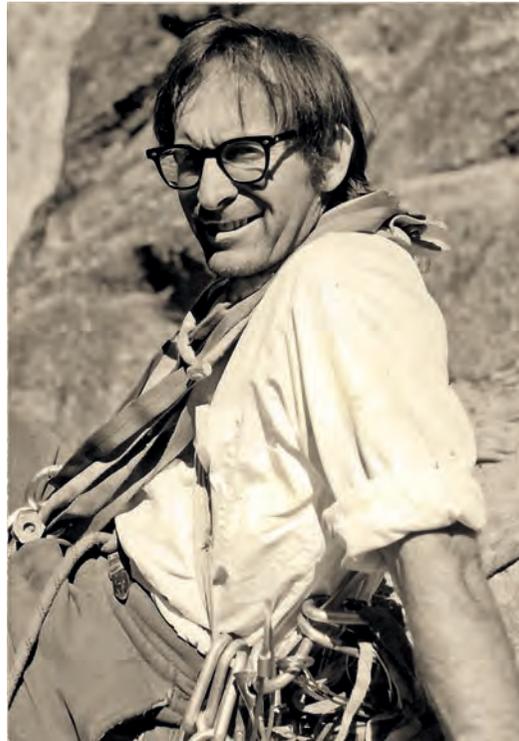
<sup>15</sup> E-Mail-Nachricht von Yvon Chouinard an den Autor vom 6. 1. 2012.

<sup>16</sup> E-Mail-Nachricht von Henry Barber an den Autor vom 19. 1. 2012.

*Mountains Club (sic!) gründete in der Folge Klettersektionen und veranstaltete häufig Wochenend-Kletterfahrten zu den Wänden der Neu-England-Staaten oder des Staates New York (...) Ich selbst konnte durch aktive Mitarbeit und durch Vorträge an der Weiterentwicklung auf diesem Sektor beitragen.*<sup>17</sup>

Wiessners Darstellung macht deutlich, dass das sportliche Klettern an der amerikanischen Ostküste bereits im Gange war, bevor der Sachse dort landete. Den damaligen amerikanischen Kletterpionieren von der Ostküste war die Einhaltung sportethischer Leitlinien ein wichtiges Anliegen. Die von Wiessner erwähnten Neufahrten im Jahr 1928 waren äußerst waghalsige Unternehmungen, bei denen Underhill und seine Freunde mit einem Minimum an künstlichen Hilfsmitteln zur Sicherung und Fortbewegung auskamen.

So verwendete Lincoln O'Brien im Sommer 1928 in der Schlüsselseillänge von „Old Cannon“ am Cannon Mountain im Staat New Hampshire nach einigen fehlgeschlagenen Freikletterversuchen einen Holzpflöck als Fixpunkt für einen Seilzugquergang. Von weiteren künstlichen Hilfsmitteln, die O'Brien und Underhill in dieser 300 Meter hohen Wand zum Einsatz brachten, ist in den vorliegenden Berichten nicht die Rede.<sup>18</sup> Im Sommer 1929 setzten Bradley Gilman aus Harvard und Hassler Whitney aus Yale mit ihrer Erstbegehung einer kühnen Kante im oberen V. UIAA-Grad die Erschließung des Cannon Mountain fort. Al Rubin, der Chronist des Kletterns in North Conway im US-Staat New Hampshire, betont: „*Sie waren sehr fit, und nach einem erfolgreichen Aufenthalt in den Alpen begingen sie die Route in 17 Seillängen, ohne dabei Haken zur Sicherung einzusetzen.*“<sup>19</sup> Erst bei einer späteren Wiederholung wurde ein Wasserleitungsrohr zur Absicherung einer besonders



Royal Robbins verbreitete den Freiklettergedanken in Nordamerika.

© DAV-Archiv

schwierigen und exponierten Passage in 60 Meter Höhe eingeschlagen, die heute berühmte „Röhren-Seillänge“.

Bei ihrer Erstbegehung der Nordkante des Grand Teton benutzten Robert Underhill und Fritiof Fryxell im Sommer 1931 nur in allerhöchster Not an der Schlüsselstelle einen Haken als Tritt, kletterten die Route ansonsten aber „by fair means“.<sup>20</sup> Zu ähnlichen Kompromissen war Wiessner 1925 bei seiner Erstbegehung der Fleischbank-Südostwand auch bereit gewesen (zwei Haken zur Fortbewegung und viele mehr zur Sicherung). Als Wiessner später die Grand-Teton-Nordkante vollkommen frei bewältigte, ging es ihm darum, die mit den Erstbegehern geteilten sportethischen Leitlinien in absoluter Konsequenz zu verfolgen.<sup>21</sup>

Underhill hatte seine kletterethischen Vorstellungen im Februar 1931 in einem Artikel im Sierra Club Bulletin formuliert: „*Das Seil ist ausschließlich zur Sicherung da; unter normalen Umständen darf es anständigerweise niemals zur unmittelbaren Unterstützung beim Klettern verwendet werden. (...)*

17 Fritz Wiessner: *Die Ausstrahlung des Sächsischen Bergsteigens auf das Bergsteigen in Nordamerika und in der Welt*, in: Dietrich Hasse und Heinz Lothar Stutte: *Felsenheimat Elbsandsteingebirge, Wolfratshausen 1979*, S. 236 f.

18 Vgl. Al Rubin: *A Climbing History to the Greater North Conway, NH Area*, <http://www.northconwayrockclimbs.com/north-conway-climbing-history.html> und Jones, 112 am 16. 8. 2014.

19 Ebd.

20 Vgl. Jones, S. 120 f.

21 Wiessner 1979, S. 237.



Stolzerfüllt nach der freien Erstbegehung der Ostwand des Mount Whitney: Jules Eichorn, Norman Clyde, Robert Underhill und Glen Dawson.

© Glen Dawson Collection

*Nach dem für Amateure gültigen Maßstab kann keine Seillänge als wirklich geklettert gelten, wenn künstliche Hilfsmittel zur Fortbewegung verwendet wurden, und (...) es ist nicht gerechtfertigt, einen Gipfel, der unter solchen Umständen erstiegen wurde, in eine Tourenliste aufzunehmen.*<sup>22</sup>

Rubin sieht die Rolle, die Robert Underhill zu Beginn der 1930er-Jahre innehatte, wie folgt: „Inzwischen hat sich Underhill zu einer der führenden Persönlichkeiten im Bergsteigen der Vereinigten Staaten entwickelt und nutzte seine Stellung als Chefredakteur von ‚Appalachia‘, zahlreiche Artikel über Klettertechnik und Ausrüstung zu veröffentlichen.“<sup>23</sup> Der Alpinhistoriker Chris Jones zählt Underhill zu den Persönlichkeiten, „die am meisten zur Entwicklung des sportlich orientierten Kletterns in Nordamerika beitrugen, sowohl durch seine großartigen Erstbegehungen als auch durch seine einflussreichen Artikel zum Thema Klettern. Zusammen mit Henderson unterwies er viele Nordamerikaner in der Seiltechnik und propagierte den zurückhaltenden Einsatz von Haken und Karabinern. Dagegen lehnte die alte Garde den Einsatz von Haken noch immer ab. Underhill und seine Zeitgenossen setzten das neuartige Materi-

22 Robert L.M. Underhill: *On the Use and Management of the Rope in Rock Work*, *Sierra Club Bulletin*, February 1931, S. 68.

23 Vgl. Rubin.

*al sparsam ein, erstens aus dem Gefühl heraus, dass es ethisch verwerflich sei, und andererseits, weil es wenig davon gab.*<sup>24</sup>

### Schlüsselfigur Robert Underhill

Underhill war im Appalachian Mountain Club auch der Vorsitzende des „Committee on Rock Climbing“ und damit der für das Ausbildungswesen in diesem Verein zuständige Funktionär. In den Vereinigten Staaten galt Underhill zu Beginn der 1930er-Jahre als *der* Fachmann für das Sicherungswesen und alle anderen technischen Aspekte des extremen Kletterns. Im Sommer 1931 wurde er vom Sierra Club nach Kalifornien eingeladen, um die Mitglieder dieses einflussreichen Vereins in der modernen Seiltechnik zu unterweisen.<sup>25</sup> Im Nachgang zu dieser Ausbildungsmaßnahme gelang Underhill zusammen mit Norman Clyde, Jules Eichorn und Glen Dawson in sportlich einwandfreiem Stil die Erstbegehung der 600 Meter hohen Ostwand des Mount Whitney in der Sierra Nevada. Obwohl die von Underhill in den Tetons erstbegangenen Wege technisch anspruchsvoller waren, blieb in den 1930er-Jahren die Ostwand des Mount Whitney die schwierigste Führe in der Sierra Nevada. Eichorn und Dawson sollten sich in kurzer Zeit zu den führenden Kletterern in Yosemite Valley entwickeln.<sup>26</sup> Dort glückte Jules Eichorn im Jahr 1934 zusammen mit Bestor Robinson und Dick Leonard auch die Erstbesteigung des bereits erwähnten Higher Cathedral Spire mit künstlichen Hilfsmitteln zur Fortbewegung – im doppelten Wortsinn eine Steilvorlage für den „Erfinder“ des amerikanischen Freeclimbing Chuck Wilts.

Die Kletterpioniere und Buchautoren Steve Roper und Allen Steck weisen darauf hin, „dass es einige Kletterer in den Oststaaten gab, die den Einsatz von Haken als unfaire Vorteilnahme gegenüber dem Berg verachteten. Dieses konservative Element, beeinflusst von der Kletterethik englischer Bergsteiger, würde sich bald darüber beschweren, dass mit ausreichendem Hakeneinsatz alles kletterbar wäre.“<sup>27</sup>

24 Jones, S. 121.

25 Vgl. [http://en.wikipedia.org/wiki/Robert\\_L.\\_M.\\_Underhill](http://en.wikipedia.org/wiki/Robert_L._M._Underhill) am 16. 8. 2014.

26 Vgl. Allen Steck und Steve Roper: *Fifty Classic Climbs in North America*, San Francisco 1979, S. 277–281.

27 Ebd. 151.

Die Kletterethik führender amerikanischer Kletterer der 1930er-Jahre war stark von diesem konservativen Geist geprägt. So dürften die US-Kletterpioniere Jack Durrance, Kenneth Henderson sowie Robert Underhill und seine Freunde sehr ähnlichen sportethischen Vorgaben gefolgt sein wie zehn Jahre zuvor ihre ostalpinen Kollegen Emil Gretschmann, Emil Solleder, Erwin Hein, Hubert Peterka und – Fritz Wiessner.

Höchstwahrscheinlich hat sich Fritz Wiessner in seiner neuen Heimat in die Debatten zwischen den Lagern eingemischt und wohl auch dazu beigetragen, die konservative Seite zu stärken. Jedenfalls war er – wie zuvor in den Ostalpen – eine Stimme unter vielen, wenn auch eine gewichtige. Der bedeutende sächsische Kletterer Bernd Arnold, der mit Fritz Wiessner eng befreundet war, zählt diesen zu den „großartigsten Bergsteigerpersönlichkeiten des vergangenen Jahrhunderts“. Arnold geht davon aus, dass Wiessner „die ‚Sportethik‘ seinem Tun nicht wie ein Transparent vorausgetragen“, sondern sie gelebt hat. Arnold: „Fritz war elitär und hat deshalb viel von seinem Denken bei anderen vorausgesetzt (was wohl nicht immer zutrif) und deshalb hat er wenig oder kein Aufhebens darum gemacht.“<sup>28</sup> Es ist davon auszugehen, dass Wiessner im neuen Kameradenkreis vor allem durch sein Vorbild wirkte.

### Vom Missverständnis zur falschen Lehrmeinung

Der publizistische Widerstand gegen das technische Klettern scheint nicht seine Sache gewesen zu sein. In den vier Beiträgen, die Wiessner in „Appalachia“ veröffentlichte – der Zeitschrift seines Bergsteigervereins in den USA – spielt die Kletterethik jedenfalls keine Rolle. Da ging es vielmehr um die Nanga-Parbat-Katastrophe 1934, um die Erstbesteigung des Mount Waddington, um das Skiwachsen sowie um die Expedition zum K2.<sup>29</sup> Im



Der Kletterpionier Yvon Chouinard förderte durch die von ihm entwickelten Hexentrics und Stopper den Siegeszug des Clean Climbing in Nordamerika.

© Wikimedia.org, Foto: T. Frost

American Alpine Journal wird auf Fritz Wiessner von den frühen 1930er-Jahren an bis heute insgesamt 89 Mal Bezug genommen. Es fehlt aber jeder Hinweis auf irgendwelche Aktivitäten zur Verbreitung des Freiklettergedankens.<sup>30</sup>

Bezeichnenderweise hat Wiessner auch nie für sich in Anspruch genommen, die Idee des Freikletterns nach Amerika gebracht, sondern durch aktive Mitarbeit und Vorträge zur Weiterentwicklung auf diesem Sektor beigetragen zu haben. Dazu hätte er das stilreine Klettern ohne künstliche Hilfsmittel propagiert und dafür in Amerika offene Ohren gefunden: „Mein Herkommen vom Sächsischen Bergsteigen Fehrmann’scher Prägung sowie nicht zuletzt auch die Sorge über mancherlei Geschehnisse im alpinen Bergsteigen (...) veranlassten mich zu einer beharrlichen Propaganda des stilreinen Kletterns ohne künstliche Hilfsmittel, so wie es im heimischen Elbsandsteingebirge war und ist. Es fiel nicht schwer, dafür offene Ohren zu finden, da im englischsprachigen Amerika schon immer starke Verbindung zur britischen Auffassung von Sportlichkeit bestand.“<sup>31</sup>

28 E-Mail von Bernd Arnold an den Autor vom 21. 8. 2014.

29 Vgl. Fritz Wiessner: *The Nanga Parbat Disaster, Appalachia XX No.2, Dec. 1934, S. 248–249*; Fritz Wiessner: *The First Ascent of Mount Waddington, Appalachia XXI No.2., Dec. 1936, S. 159–166*; Fritz Wiessner: *Why Wax?, Appalachia XXII No. 4, Dec. 1936, S. 539–540* sowie E-Mail von Becky Fullerton (Archivarin des AMC) an den Autor vom 8. 8. 2014.

30 Vgl. <http://publications.americanalpineclub.org/search/solr?all=Wiessner&article> am 16. 8. 2014.

31 Wiessner 1979, S. 237.

In der deutschen Fachwelt wurde dieser Satz offenbar oft so verstanden, dass die Kletterer in den USA aufgrund des englischen Einflusses sportlich fair gewesen seien und deshalb von Wiessner das „stilreine Klettern ohne künstliche Hilfsmittel“ bereitwillig übernommen hätten. Nur so ist zu erklären, dass aus der korrekten Feststellung „ich habe zur Weiterentwicklung in diesem Sektor beigetragen“ die grundfalsche Behauptung „Dort [in den USA] wurden die [sächsischen] Regeln durch ihn [Wiessner; alle Anm. NM] populär und von vielen Kletterern angewendet“ werden konnte. Das stand noch am 2. Juli 2016 in Wikipedia<sup>32</sup> und ist sinngleich in praktisch allen deutschsprachigen Darstellungen der Geschichte des Freikletterns nachzulesen. Wir dürften es hier mit einem der gravierendsten Fehler unserer alpinen Geschichtsschreibung zu tun haben.

### Undeutlichkeit mit Folgen

Leider erwähnte Wiessner nicht explizit, dass zur Zeit seines Eintreffens an der amerikanischen Ostküste die dortigen Kletterer bereits über ein von der englischen Alpintradition geprägtes sportethisches Bewusstsein verfügten und ihre Neufahrten auch in diesem Geiste durchführten. Deshalb Wiessner hier nicht deutlicher wurde, lässt sich heute nicht mehr klären. Jedenfalls wirkt der Titel seines Beitrags aus dem Jahr 1979 – „Die Ausstrahlung des Sächsischen Bergsteigens auf das Bergsteigen in Nordamerika und in der Welt“ – angesichts der dargestellten historischen Tatsachen doch etwas befremdlich.

Worin soll diese „Ausstrahlung“ denn bestanden haben? Eine neue Kletterethik hat Fritz Wiessner jedenfalls nicht in den USA eingeführt. Vielmehr bestärkte er höchstwahrscheinlich die bereits gegebene Zurückhaltung amerikanischer Kletterer beim Einsatz von künstlichen Hilfsmitteln. Vor allem trug Wiessner aber durch wichtige Neutouren und erste freie Begehungen zu einer Steigerung des Schwierigkeitsniveaus und damit zur Dynamik der klettersportlichen Entwicklung bei. Was das Niveau der gekletterten Schwierigkeiten angeht, bewegte sich Wiessner ungefähr auf demselben Level wie die in den Zwanzigerjah-

ren in die USA ausgewanderten Münchner Kletterer Joe und Paul Stettner. Die von Joe Stettner 1936 erschlossene Route „Joe’s Solo“ am Longs Peak in Colorado entspricht von den Schwierigkeiten und vom Erstbegehungsstil her ungefähr dem Dülfferriss zwischen Fleischbank und Christaturm – also VI. Grad im Alleingang mit einigen Griffen ins Eisen.<sup>33</sup>

Wiessner hielt sich wahrscheinlich mit einem gewissen Recht zugute, das Übergreifen des hakentechnischen Kletterns auf seine Wahlheimat fast bis Kriegsende verhindert zu haben: „Bis 1944 wurde – durch meinen Einfluss, wie ich sicher sagen kann – in den Wänden des Ostens der USA durchwegs ohne künstliche Hilfsmittel geklettert.“<sup>34</sup> Angesichts der in Neuengland verankerten Freiklettertradition dürfte Wiessner aber nicht der Einzige gewesen sein, der seine Stimme erhob. Die rigorose Ablehnung künstlicher Hilfsmittel durch wertkonservative Bergsportler konnte die Gunks-Aktiven nach Kriegsende jedoch nicht davon abhalten, hakentechnische Routen zu erschließen. Vorneweg Wiessners eigener Seilpartner Hans Kraus! Diese Entwicklung entspricht exakt jener, die sich unter dem Einfluss italienischer Dolomitenkletterer sowie der jüngeren Generation der „Münchner Schule“ etwa zehn Jahre zuvor in den Alpen vollzogen hatte.

Während die Kletterjugend zu Beginn der 1950er-Jahre an der amerikanischen Ostküste, dem Vorbild von Kraus folgend, in ihren Trittleitern an den Überhängen der Shawangunks herumbaumelte, blieb der Einfluss von Fritz Wiessner vor allem auf die mahnende Wirkung seiner hinterlassenen Routen beschränkt.

Die „Neuerfindung des Freikletterns“ in Form der freien Begehung zuvor hakentechnisch gekletterter Touren setzte in den Shawangunks erst in der zweiten Hälfte der Fünfzigerjahre ein. Nichts weist darauf hin, dass Fritz Wiessner – der sich schon längst aus beruflichen Gründen nach Vermont verabschiedet hatte – diesen Entwicklungsschritt hin zu jener Form des Klettersports, die heute als Free Climbing bezeichnet wird, in irgendeiner Weise ausgelöst hat.

<sup>33</sup> Vgl. John D. Gorby: *The Stettner Way, Golden Colorado*, 2003, S. 84–87.

<sup>34</sup> *Wiessner 1979*, S. 237.

<sup>32</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Freiklettern\\_am\\_2.\\_7.2016](https://de.wikipedia.org/wiki/Freiklettern_am_2._7.2016).

Der Einwurf, von Fritz Wiessner frei gekletterte Markstein-Routen wie „Minnie Belle“ in den Gunks hätten durch ihre Vorbildwirkung das Free Climbing ausgelöst, geht ins Leere. Mit gleichem Recht könnte man „Hias“ Rebitsch als den Begründer der Freikletterbewegung in den Ostalpen bezeichnen. Richtig: Die von dem Tiroler 1946 erstbegangenen, spärlich abgesicherten „Rebitschrisse“ am Fleischbankpfeiler (VI+/VII-) galten als Ideal der kühnen Freikletterei und gaben den Aktiven zu denken. Aber Rebitsch löste in den Ostalpen genauso wenig eine durchgreifende Veränderung des kollektiven Verhaltens der Kletterszene aus wie Fritz Wiessner in Amerika.

### Leistungsfähiger Wegbereiter

Mit bedeutenden Erstbegehungen im „sportlich einwandfreien“ Stil hatte Fritz Wiessner in den USA wichtige klettersportliche Marksteine gesetzt. Im Gegensatz zu Hans Kraus gelang es Wiessner jedoch nicht, seine Art zu klettern an die nachfolgende Generation weiterzugeben. Wegen der großen räumlichen Entfernung zwischen den amerikanischen Felsarealen blieb der Einfluss Wiessners auf das unmittelbare Umfeld des Appalachian Mountain Club beschränkt, wo seine sportethischen Vorstellungen auf Zustimmung stießen. Den entscheidenden programmatischen Beitrag zum Thema Kletterethik im Sierra Club Bulletin hatte allerdings nicht Wiessner, sondern Underhill geschrieben. Auch war Underhill im Appalachian Mountain Club für die Ausbildung zuständig gewesen, hatte Kurse in Kalifornien abgehalten und die dortige Elite entscheidend beeinflusst.

Dagegen gibt es keine Belege dafür, dass die klettersportlichen Aktivitäten Fritz Wiessners in den USA der Zwischenkriegszeit kulturbildende Wirkung entfalteten. Eine unterschwellige Wirksamkeit seines Tuns ist wahrscheinlich, aber nicht nachweisbar. Glaubwürdige Zeitzeugen wie Royal Robbins und Yvon Chouinard bestreiten, dass Fritz Wiessner etwas mit der Initiierung des amerikanischen Freeclimbing im Westen der USA zu tun hatte. Robbins verweist explizit auf Chuck Wilts, der durch seine zusammen mit Spencer Austin durchgeführte erste freie Besteigung des Higher Cathedral Spire im Jahr 1944 den Startschuss gab für die amerikanische Freikletterbewegung.



Um die von Dietrich Hasse im Eingangszitat zu diesem Beitrag benutzte Metapher aufzugreifen: Statt mit imponierender Kraft aufzugehen, wurden die von Fritz Wiessner (und anderen Bergsteigern) in den amerikanischen Klettergebieten ausgebrachten Saatkörner des Freikletterns nach Kriegsende vom Dornengestrüpp der Hakentechnik überwuchert. Zuerst im Verborgenen, dann immer deutlicher sichtbar, begannen die Freikletterpflänzchen in Amerika wieder zu sprießen. Die in den Felsgebieten der West- und Ostküste aufkeimende Saat scheint aber ein amerikanisch-britisches Hybridgewächs gewesen zu sein; der sächsische Gen-Anteil war – wenn überhaupt vorhanden – vernachlässigbar. Vieles spricht dafür, dass das Free Climbing in den USA auch entstanden wäre, wenn Fritz Wiessner niemals amerikanischen Boden betreten hätte. Er war also nicht Initiator der amerikanischen Freikletterbewegung, aber immerhin einer ihrer leistungsfähigsten und engagiertesten Wegbereiter.

### Anmerkung

Der vorliegende Beitrag setzt den in Berg 2016 veröffentlichten Artikel „Die Ursprünge des Freikletterns. Die Bewegung der Führerlosen und die Wiener Schule“ inhaltlich fort. Alle Zitate aus englischen Quellen wurden vom Autor ins Deutsche übertragen.

**Sächsische Klettertradition: Fritz Wiessner und Bernd Arnold wirkten vor allem durch ihr Vorbild.**

© G. Heidorn





# BergMenschen

Was ist das eigentlich, ein Bergmensch? Der Kugler-Bauer ist ganz sicher einer. Er lebt und wirtschaftet im Einklang mit dem Rhythmus der Natur, genauso wie es seine Vorfahren taten. Ganz anders die Lebensentwürfe des kletternden Halbnomaden Rolando Garibotti oder des Expeditions-Altmeisters Voytek Kurtyka. Was die drei BergMenschen dennoch verbindet? *Commitment* – die Hingabe, mit der sie ihre Dinge tun. Und die Freiheit, die ihnen daraus erwächst.

# Wie viel Erde braucht der Mensch?

Vom Leben des Kugler-Bauern

>> **Wilfried F. Noisternig (Text und Bilder)**



Begonnen hat diese Geschichte 2008 bei einem Spaziergang. Ich begegnete dem „Kugler“ erstmalig, als er auf seinem Anwesen den Berghang hinaufstapfte, den „Ferggl“, ein Gestell zum Tragen von Lasten, auf dem Rücken. Er hat sofort mein Interesse erweckt. So bin ich dem Kugler-Bauern einfach nachgestapft ...

Er, der Kugler, ließ sich aber davon nicht irritieren und ging beharrlich seinen Weg weiter, hinauf bis zur Scheune, wo er seine Fuhre, das „Heu-Reisl“, zusammenstellte. Währenddessen entspann sich unser erstes Gespräch, das sehr unterhaltsam war und im Zuge dessen wir etwas mehr voneinander erfuhren. Ich kannte den Mann eigentlich nur „vom Sehen aus“, was bedeutet, dass ich zwar wusste, dass der Kugler allein auf seinem Bauernhof lebte, aber mehr auch schon nicht. In diesem Gespräch war ich sehr erstaunt darüber, wie gut der Kugler über die Geschehnisse im Ort, über die Leute und selbst auch über meine Person Bescheid wusste, obwohl wir uns vorher nie direkt begegnet waren.

Das war der Beginn einer langjährigen Freundschaft, im Laufe derer wir uns immer mehr annäherten. Der Kugler gewährte mir zunehmend Einblicke in seine Lebens- und Denkweise. Bei meinen Spaziergängen und Aufhalten auf seinem Anwesen entstanden im Laufe der Jahre Hunderte von Fotografien. Diese möchte ich jedoch nicht als Dokumentation über das traditionelle bäuerliche Leben im Allgemeinen wissen, sondern als meditative Betrachtung über das Leben eines Menschen, der es verstanden hat, auf seinem ab-

geschiedenen Bauernhof seine Zufriedenheit in der Genügsamkeit zu leben.

Als unsere Freundschaft begann, war der Kugler ein knapp 70-jähriger Mann, der mit noch voller Lebenskraft seine harte Arbeit als Bergbauer verrichtete. Irgendwie schien die Zeit stehen geblieben zu sein: Der Hof, den er bewirtschaftete, war nach einem Brand im November 1927 wieder aufgebaut worden und ist seit 1928 innen wie außen unverändert.

Es herrscht hier bis heute die Aura einer konservierten Anspruchslosigkeit, aufbauend auf einem demutvollen Gottvertrauen. Man kann förmlich den positiven Energiefluss spüren, wenn man sich auf diesem Anwesen aufhält. Es muss wohl einen Grund geben, dass es hier, in dieser lokalen Abgeschlossenheit, schon im frühen Mittelalter erste Ansiedlungen gab. Urkundliche Erwähnungen reichen zurück bis ins Jahr 1578 und erwähnen ein „Pöckles-Lehen“ in Obfeldes, einem Weiler an der Waldgrenze, knapp zwei Kilometer oberhalb von Matrei am Brenner. Geschützt vom umgebenden Wald liegt er eingebettet in ein hügeliges, steiles Wiesengelände und wird von einem handgefertigten Holzzaun von 2100 Metern Länge nach außen hin abgegrenzt. Dieser Zaun verleiht dem Hof seine Identität.

Dieser einzigartige Zaun ist aus Lärchenholz gefertigt, von den mit der Hand gehauenen Holzlatten bis zu den handgemachten Zaunringen. Die Lebensdauer des Zauns nennt der Kugler 50 Jahre und länger, einzelne Abschnitte habe er zeit seines Lebens noch nie reparieren müssen.

**Wie aus der Zeit gefallen:  
Der abgelegene Hof wird  
von einem jahrzehnte-  
alten handgefertigten  
Zaun umgeben.  
Den Lebens- und  
Arbeitsrhythmus des  
Kugler-Bauern  
bestimmt die Natur.**





Der Kugler-Bauer, mit bürgerlichem Namen Josef Jenewein, stammt ursprünglich aus dem Valser Tal, wo er 1939 kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs als zweites Kind in eine Bauernfamilie hineingeboren wurde. Sein Vater war mit einer schweren Lungenerkrankung aus dem Ersten Weltkrieg heimgekehrt und dauerhaft kriegsinvalid. Bei der Geburt von Josef war er kaum noch arbeitsfähig, so dass seine Mutter mehr oder weniger die gesamte Arbeit am Bauernhof verrichten musste.

*Als der Kugler-Huis g'storb'm isch, hatt mei Ziachmuatter zu mir g'sagg': ‚Du muasch' halt schaug'n, dass des Zäunen derlernsch', damit von auß'n koa fremd's Viech einerkimpf!'*

*I hun's mir genau ang'schaugg', wia der Zaun g'macht isch. Dann hun' i's ausprobiert und nachg'macht.*

Seine Lebensschule war die bäuerliche Arbeit, deren täglicher Rhythmus sein Leben seit der Kindheit bestimmte. Das abgeschiedene Dasein bedingte eine Naturverbundenheit, aus der eine Be-

## *Am Sunntig werd' nitt g'arbeit', der isch heilig! Da kunn des Wetter schian sein wia's mog*

*Schon als Säugling bin i zu meiner Tant'n auf'n Kugler-Hof kemmen, weil dahoam im Valser Tal hatt man mir koa Lebenschance mehr geb'n. Mei Muatter hatt immer sehr viel g'arbeit' und sich um n'Hof und um n'todkrank'n Vatter kümmern miass'n, da hatt' sie dann nimmer g'nuag Zeit und Kraft für mi g'habt.*

So kam der Josef immer wieder für mehrere Wochen zur Pflege zu seiner Tante nach Obfeldes auf den Kugler-Hof, damit seine eigene Mutter die notwendigen Arbeiten in der Landwirtschaft und die Pflege des schwerkranken Vaters verrichten konnte.

*Nach dem friahen Tod meines Vatters 1941 – er isch an de Folgen von oaner Kriegserkrankung g'storbn – und dann der Muatter 1945 – sie isch an Diphtherie g'storb'n – war i bereits mit sechs Jahr Vollwaise! Da bin i b'ständig zum Kugler kemmen.*

Seit dem sechsten Lebensjahr lebte der Josef als Pflegekind auf dem Kugler-Hof bei seiner Tante Maria und seinem Ziehvater Huis. Allerdings war der Kugler-Huis ebenfalls schon betagt und verstarb schon ein Jahr später im 83. Lebensjahr.

*Mit sieben Jahren isch der Kugler-Huis, mei Ziachvatter g'storb'n.*

Damit fügte sich das Schicksal des kleinen Josef derart, dass er schon in frühem Kindesalter erlernen musste, dass die tägliche Arbeit einfach eine Notwendigkeit für das Leben darstellt.

scheidenheit und eine fromme Zufriedenheit mit dem Erreichten heranwuchs, sich mit seiner Hände Arbeit das tägliche Brot verdienen zu können.

*Hungern hun' i nia miass'n!*

Wer sagt das denn heute noch, in unserer Überfluss- und Wohlstandsgesellschaft? Wenn der Kugler-Bauer das mit seinen einfachen Worten so ausdrückt, dann ist dies als Metapher für die Dankbarkeit dem Leben gegenüber zu verstehen. Seine Genügsamkeit kommt auch darin zum Ausdruck, dass er sich nicht leicht von dem beeinflussen lässt, was mittels der Medien tagtäglich an sogenannten modernen Lebensansprüchen an uns herangetragen wird.

*An Fernseher brauch i koan, weil do siggsch in ganz'n Tog eh nur Propaganda!*

Was braucht dieser Mensch, um glücklich zu sein? Sein Lebenselixier ist die ständige Arbeit am Bauernhof mit den ihm anvertrauten Gütern: Hof, Vieh, Wiesen und Felder und Wald.

*S'Wichtigste war mir immer, die Bauerschaft weiterzuführen, des hatt mir immer Freud' g'macht – jed'n Tag, von der Friah bis zur Nacht!*

Der Kugler-Bauer lebt so, wie er es von seinen Ahnen gelernt und übernommen hat, ohne sich dem vorherrschenden Zeitgeist anzupassen.

*Mit 17 Jahren hatt' mi mei Ziachmuatter adoptiert: ‚An Kindes statt angenommen‘ – Man hatt' mir*

**Momente eines selbstbestimmten Lebens:  
„An Fernseher brauch i koan, weil do siggsch in ganz'n Tog eh nur Propaganda!“**



**Anspruchslosigkeit als Prinzip des Zu-Frieden-Seins: „Nie ist zu wenig, was genügt.“ (Seneca)**

*aber 'n Geburtsnamen meiner Muatter iabertrag'n, obwohl am G'richt alle Dokumente schun auf'n nuien Namen g'schrieb'm war'n. – Aus formalen Gründen, hatt's g'hoalß'n.*

Gemeinsam mit seiner Ziehmutter bewirtschaftet er den Hof weiterhin in traditioneller Weise, jedoch werden die Zeiten wirtschaftlich zusehends karger.

*Ab 1958 hun' i nur mehr mit meiner Ziachmuatter gemeinsam den Hof bewirtschaftet. Die Dienschboten sein zu teuer 'word'n.*

Die Steilheit der Wiesen und Felder und die geringe Größe bedingen, dass zu der damaligen Zeit der Einsatz von landwirtschaftlichen Maschinen eigentlich nicht möglich war.

*Für die Maschinen brauch'sch a ebenes Feld. – Bis 1964 hun' i alles händisch g'macht, da war mei Ziachmuatter no guat beinand. Dann isch sie krank 'woar'n und i hun' alles alloan g'macht. I hun' a no selber Worpp'm miass'n, des isch mir noacher z'viel woarn. Do hun' i mir als oanzige Maschin' a Handmahnmaschin' 'kafft.*

Seine Lebensphilosophie scheint darin begründet sein.

*Maschinenfreund bin i nia g'wes'n.*

Und diese Grundhaltung der Bewirtschaftung hat er zeitlebens beibehalten.

*Jed'n Sunntig hatt mi der Maschinenvertreter nach da Messe ab'passt und g'fragg', ob i nitt endlich an Traktor kaffen mecht. A' Zeitlang isch' der Maschinen-*

*vertreter a immer wieder zu mir auferkemmen. Aber dann hatt er's aufgeb'm: „Du kaffsch joa decht nix!“*

Lediglich in den letzten Jahren hat er gelegentlich die Errungenschaften der Technik genutzt, zum Beispiel einmal im Jahr den Miststreuer vom Maschinenring angemietet, weil das händische Ausbringen des Kuhmists eine zu harte Arbeit war.

*Mit 27 Jahren isch meine Ziachmuatter g'storb'm, seither leb' i alloan auf'm Hof.*

Somit hat er nach dem Ableben seiner Ziehmutter den Hof alleine bewirtschaftet. Ein Eheleben war ihm nicht beschieden. Trotzdem hat er kein gänzlich einsiedlerisches Leben geführt. Immer wieder kommen Leute bei ihm am Hof vorbei auf einen kurzen „Hoangascht“. In diesen Gesprächen erfährt er die aktuellen Geschehnisse in der Gemeinde und Neues über die Menschen in seiner Umgebung. Es ist immer wieder erstaunlich, wie er mit seinem „g'sunden Hausverstand“ und der ihm eigenen Bodenständigkeit Tagesthemen kommentiert oder auch politische Reflexionen anstellt, die man nur als grundvernünftig anerkennen kann.

*Da Mensch brauch't's Haus, und s'Haus brauch't n'Menschen.*

Sein Tagesrhythmus wird bestimmt durch die Erfordernisse der bäuerlichen Arbeit, durch die Jahreszeiten und auch durch das gerade vorherrschende Wetter. Und immer geht er mit der ihm eigenen inneren Ruhe und Ausgeglichenheit an



sein Tagwerk. Jeden Tag und Jahr für Jahr. Auch bei der Heuernte im Sommer lässt er keinen Stress aufkommen.

*Wenn's halt amol regnet, leg' i mi zui zum Ofn und wart' bis' es wieder schian werd'.*

Seine Arbeit teilt er sich gut ein. Er mäht immer gerade so viel ab, wie es ihm die Umstände erlauben, um das Heu trocken einzubringen. Dafür dauert es halt um einiges länger, was sich dann in den verschiedenen Stadien des Graswuchses auf seinen Wiesen zeigt.

*I hun alleweil g'rad soviel getan, wia sich's aus'gangen isch.*

Und immer wieder wird ihm von Leuten aus dem Ort bei der Heuarbeit geholfen, die ihn nicht im Stich lassen. Über allem hält er sich an die immer wiederkehrenden Jahres- und Wochenrhythmen und die damit verbundenen Kirchenfeste, mit denen er seine ehrliche Frömmigkeit lebt.

*Am Sunntig werd' nitt g'arbeit', der isch heilig! Da kunn des Wetter schian sein wia's mog.*

In einem unserer Gespräche erzählte mir der Kugler von einer Geschichte, die er in seiner Schulzeit kennengelernt und die ihn beeindruckt hat.

*In der Volksschul' hatt' ins der Lehrer von an russischen Dichter d'erzählt, der hatt' a G'schicht g'schrieb'n: „Wieviel Erde braucht der Mensch?“ – des hun' i mir dermerkt!*

Die Erzählung von Leo N. Tolstoi ist für jedermann leicht nachzulesen. Die darin erzählte Ge-

schichte steht der Biografie des Kugler-Bauern diametral gegenüber: Es geht um einen Bauern, der nicht genug kriegen kann und schließlich an seiner Gier zugrunde geht.

Nach ökologischen Schätzungen verbraucht der nordamerikanische Lebensstil zu Beginn des 21. Jahrhunderts etwa das Fünffache, was die Erde an Ressourcen hervorbringen kann, der westeuropäische Lebensstil etwa das Dreifache, Asien mit China und Indien befinden sich in atemberaubender Aufholjagd. Das kann sich irgendwie nicht ausgeben.

Wie viel Erde braucht der Mensch? Mit seiner naturnahen Lebens- und Arbeitsweise hinterlässt der Kugler-Bauer einen ökologischen Fußabdruck, der der nächsten Generation keine Lasten aufbürdet. Wer kann das so leicht von sich selbst behaupten?

Mein Dank gilt dem Kugler für seine Offenheit und sein Vertrauen bei unseren Begegnungen und für seine Zustimmung zur Veröffentlichung der Fotografien und Zitate.

## Literatur

Wilfried F. Noisternig: Wie viel Erde braucht der Mensch? Lebensspuren eines Bergbauern. Ein fotografisches Porträt mit der gleichnamigen Erzählung von Leo Tolstoi; Tyrolia-Verlag 2016.

**S'Wichtigste war mir immer, die Bauerschaft weiterzuführ'n, des hatt mir immer Freud' g'macht – jed'n Tag, von der Friaht bis zur Nacht!"**

# Die Berge schenkten uns einen ganzen Kerl

Raimund von Klebelsberg (1886–1967)  
prägte den Alpenverein  
wie kaum ein anderer seiner Zeit

>> **Martin Achrainer**

*Als Vorsitzender des Alpenvereins,  
Leiter der Gletschermessungen über  
Jahrzehnte hinweg, Teilnehmer der  
ersten Alpenvereins-Expedition in den  
Pamir und vieles mehr ist Raimund von  
Klebelsberg, der vor 50 Jahren  
verstorben ist, mit der Geschichte des  
Alpenvereins eng verbunden.*



Kleblsberg war als Universitätsprofessor für Geologie und Paläontologie, vor allem aber als Glazialgeologe ein international anerkannter Fachmann sowie ein facettenreicher, produktiver und anregender Förderer der Tiroler Landeskunde. Willi Rickmer Rickmers widmete ihm zum 50. Geburtstag hymnische Zeilen: „Der Bergsteiger entwickelte sich zum berühmtesten Gletscherforscher der Welt und zum Führer des größten Gebirgsvereins. Die Berge schenken uns das lebendige Sinnbild der Einheit von Gelehrsamkeit und Volksverbundenheit. Sie schenken uns einen ganzen Kerl.“<sup>1</sup> Seine Biografie auf wenigen Seiten darzustellen, wäre schlicht unmöglich. Einige weniger bekannte Seiten sollen daher seinen Werdegang im Alpenverein beleuchten.

### Hauptversammlung 1936

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Deutschen Reich, den ständigen Auseinandersetzungen um die „Gleichschaltung“, vor allem aber mit der 1000-Mark-Sperre war der Alpenverein schwer in Bedrängnis gekommen. Da weckte das sogenannte Juli-Abkommen von 1936 Hoffnungen auf ein Ende der zwischenstaatlichen Konflikte und Sperren. Am 26. Juli 1936 fand die Hauptversammlung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins in Garmisch statt, die dritte unter Kleblsbergs Vorsitz. Die Tagesordnung trat dabei völlig in den Hintergrund – der Höhepunkt war, dass der anwesende Reichsinnenminister Wilhelm Frick den 500 Delegierten die freie Einreise nach Innsbruck „erlaubte“. Sonderzug, Musikkapellen und die Innsbrucker Bevölkerung standen zum Empfang der Delegierten bereit. Die Bilder vom Einzug erinnern – im Rückblick – an jene vom „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938.

Der Verlauf der Hauptversammlung und des Einzugs in Innsbruck ist symptomatisch für die Stellung des Alpenvereins in dieser Zeit, in der Kleblsberg als Erster Vorsitzender führend tätig war. Die Ansprüche des Dritten Reiches drangen auf eine Gleichschaltung der deutschen Sektio-



nen – ein Ansinnen, dem sich der staatenübergreifende Verein widersetzen musste. Kleblsberg war hier äußerst stark gefordert, erwies sich aber als geschickter Verhandler, der, frei von allen parteimäßigen Bindungen, in Berlin mit Betonung des österreichischen Standpunktes auftrat.<sup>2</sup>

Kleblsberg selbst stand dem Nationalsozialismus fern, war aber durchaus großdeutsch gesinnt. Die Bedeutung der Veranstaltung 1936 in Garmisch und Innsbruck in diesem Sinn erfasste er klar. „Unbeschadet verschiedener Staatszugehörigkeiten und Staatspflichten festzuhalten an der Einheit und Gemeinsamkeit unseres Deutschen Volkes und unserer alpinen Ideale“, war ihm „oberste Richtlinie“ im Alpenverein.<sup>3</sup> Wenige Tage nach der Ver-

Eindrucksvoller als viele Berichte: Bilder vom Einzug der Alpenvereinsdelegierten in Innsbruck, 27. Juli 1936.

© ÖAV-Archiv

1 Willi Rickmer Rickmers: Raimund von Kleblsberg 50 Jahre alt, in: *Völkischer Beobachter* (Münchner Ausgabe), 11. 12. 1936. Zeitungsausschnitt in BA Berlin, NS 5-VI/17631. Ungekürztes Typoskript dazu in DAV Archiv, Personenmappe Kleblsberg.

2 Allgemein zum Alpenverein in Kleblsbergs Amtszeiten: Martin Achraier / Nicholas Mailänder: *Der Verein*, in: DAV/ÖAV/AVS (Hg.) *Berg Heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945*, Köln-Weimar-Wien 2011, 193–318.

3 Raimund von Kleblsberg: *Rede zur Hauptversammlung 1936*, Typoskript in OeAV Archiv ZV 1.1936.

Raimund von Kleblsberg im Mai 1943.

© DAV-Archiv



Die Plose-Hütte der Sektion Brixen um 1907.

© ÖAV-Archiv

sammlung beauftragte er den Verwaltungsausschuss, „für eine getreue geschichtliche Feststellung zu sorgen“.<sup>4</sup> Klebelsberg stand als Vorsitzender ganz in der Tradition des Alpenvereins, der sich stets nicht nur organisatorisch, sondern auch politisch als gesamtdeutscher Verein präsentierte. In diesem Alpenverein war Klebelsberg von Kind auf daheim.

### In der Sektion Brixen

Beheimatet war Raimund von Klebelsberg in der Sektion Brixen. Er betätigte sich bereits als Jugendlicher eifrig für die Sektion: „Schon in frühen Brixner Gymnasialjahren habe ich mich geradezu darum gerissen, markieren gehen zu dürfen, und nicht zur reinen Freude meiner Mutter bin ich mit den Farbtiegeln über die Berge gewandert. [...] Von der Pike rückte ich dann allmählich in den Sektionsausschuß auf, wurde Hüttenbauer, Vortragsmaier, Sektionshistoriker und tat auch sonst überall eifrig mit.“<sup>5</sup>

Der alpinen Flora der Plose, dem engeren Arbeitsgebiet der Sektion Brixen, widmete der Jugendliche bereits erste Arbeiten.<sup>6</sup> 1902 war sein erster Beitrag für die Mitteilungen des Alpenver-

eins erschienen: „Aus dem Cordevoletal zur Piave“<sup>7</sup>, eine Beschreibung einer Wanderung, der man die Jugend des Autors, der noch keine 16 Jahre alt war, nicht anmerkte. 1908 veröffentlichte Klebelsberg einen Beitrag über den Wilden See als Hüttenplatz, mit dem Wunsch: „Hier kann ein alpiner Verein neue wertvolle Arbeit leisten, viel mehr als dort, wo schon zehn andere gearbeitet haben.“<sup>8</sup> Verwirklicht wurde diese Idee schließlich von seiner eigenen Sektion, die 1909 dort die Brixner Hütte eröffnete. Diese sei, so Klebelsberg, „gedacht als Alpenvereinsstätte guten alten Stils, nicht bewirtschaftet, sondern nur verproviantiert; sie [...] soll in erster Linie dem Hochtouristen und Naturforschern dienen, der sich für diese früher fast unbereisbare und noch unerforschte Gegend interessiert“.<sup>9</sup>

Auf Klebelsbergs Matura 1905 und dem Jahr als Einjährig-Freiwilliger folgte das Studium der Geologie und Paläontologie in München und Wien mit der Promotion im Juni 1910. Weitere Veröffentlichungen Klebelsbergs in den Alpenvereins-Mitteilungen und der Zeitschrift zeigen seine vertiefte Hinwendung zum Wissenschaftlichen. Bemerkenswert ist dabei Klebelsbergs prägnanter Stil: Er verstand es, Informationen exakt und dicht in eine zügige und angenehm lesbare Sprache zu packen.

### Auf in den Pamir

Es gehörte eine Portion Glück dazu, dass Klebelsberg als Geologe für die erste Auslands-Expedition des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins vorgeschlagen wurde. Er war nach seiner Promotion nach München zurückgekehrt und hatte dort bei der Herstellung des Reliefs des alten Inntalgletschers für das gerade erst eröffnete Alpine Museum gearbeitet.<sup>10</sup> Als Klebelsberg ins Team geholt wurde, stellte er sich umgehend bei Expeditionsleiter Rickmers vor, der von ihm recht

4 Klebelsberg an VA, Aurach 29. 7. 1936, OeAV Archiv ZV 1.1936.

5 Raimund v. Klebelsberg: Innsbrucker Erinnerungen 1902–1952 (Schlern-Schriften 100), Innsbruck 1953, 108.

6 Deutscher und Österreichischer Alpenverein, Sektion Brixen a. E.: Geschichte des Sektionsbestandes 1875–1907. Herausgegeben anlässlich der Eröffnung des Zubaus zur Plosehütte 1907, Brixen 1907, 28–31.

7 Raimund v. Klebelsberg: Aus dem Cordevoletal zur Piave, in: Mitteilungen DuOeAV 1902, 192 f.

8 Raimund v. Klebelsberg: Der Wilde See im Valsertale (Pustertal), ein Hüttenplatz, in: Mitteilungen DuOeAV 1908, 45 f., hier 46.

9 Raimund v. Klebelsberg: Die Brixnerhütte an der Wilden Kreuzspitze, in: Mitteilungen DuOeAV 1910, 20 f.

10 Das Relief des alten Inntalgletschers im Alpinen Museum, in: Mitteilungen DuOeAV 1913, 278 f.

angetan war: „Er hat mir sofort einen äusserst freundlichen Eindruck gemacht. Im Laufe der Unterhaltung gewann ich auch Einblick in seine grosse wissenschaftliche Befähigung.“<sup>11</sup> In späterer Erinnerung charakterisierte Rickmers Klebelsberg als „einen jungen, stämmigen und lebensfrischen Tiroler“, in dem er „einen trefflichen Kameraden, zuverlässigen Bergsteiger und vielseitigen Lebenskünstler“ kennenlernte.<sup>12</sup>

### Die „Donauland-Affäre“

Im Herbst 1920 wurde Raimund von Klebelsberg als Vertreter der Südtiroler Sektionen in den Hauptausschuss gewählt.<sup>13</sup> Damit kam er „gerade zurecht zu einer großen Krise, die den Verein erfaßte, der ‚Donauland‘-Affäre.“<sup>14</sup> Unter diesem Schlagwort wird der vier Jahre währende Streit um den Antisemitismus im Alpenverein zusammengefasst. Nach der Einführung des Arierparagraphen in der Sektion Austria in Wien bildete sich eine neue Sektion Donauland, nunmehr die einzige in Wien, die jüdische Mitglieder aufnahm. Diese Gründung wurde vom Hauptausschuss nur mit knapper Mehrheit zugelassen. Klebelsberg war dabei unter den Befürwortern: „*Ich war, ohne Schwäche für die Juden, weil mir der Streit wirklich vom Zaune gebrochen schien*“, erzählt er in seinen Erinnerungen, „*als einer der ganz wenigen Österreicher mit den Reichsdeutschen gegangen, was in den Augen der Anderen einen schweren Schatten auf mich warf, man sprach fast von Verrat.*“<sup>15</sup> Der Erste und Zweite Vorsitzende, Reinhold von Sydow und Robert Rehlen, trugen und koordinierten die Abwehr gegen die antisemitischen Angriffe. Ein nicht erhalten gebliebenes Schreiben Klebelsbergs an Sydow wertete dieser als „erfreuliches Symptom im Sinne unserer Anschauung“.<sup>16</sup>

Letztlich gelang es der antisemitischen Fraktion, immer mehr Zustimmung zu erhalten. Auch



Der Erste Vorsitzende in seinem Element: Klebelsberg spricht vor der Hauptversammlung 1937 in Kufstein, am Tisch Mitglieder des Hauptausschusses.

© ÖAV-Archiv

Klebelsberg schwenkte nun um und überzeugte Sydow davon, „das kleinere Übel statt des größeren“ zu wählen.<sup>17</sup> Klebelsberg wurde damit zum Bindeglied zwischen der Stimmung in den (österreichischen) Sektionen und dem Ersten Vorsitzenden, stand also in der Mitte der „Umfaller“. Die Schuld für diese Entwicklung sah er aber im Gegensatz zu vielen anderen bei den „Ariern“ und nicht bei der Sektion Donauland.

### Dritter, Zweiter, Erster Vorsitzender

Mittlerweile war Klebelsberg zum Dritten Vorsitzenden des Alpenvereins gewählt worden, ein Zeichen für seine Wertschätzung im Verein. Tätig war er vor allem in der Wissenschaft – von der Behandlung kleinster Förderungsanträge bis hin zur Planung und Entwicklung der Kartographie und der Herausgabe zahlreicher wissenschaftlicher Veröffentlichungen. Auf diesem Gebiet war Klebelsberg auch ein Meister der Vernetzung, vor allem in Hinblick auf eine umfassende Landeskunde Tirols. Mit seiner Mitarbeit im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, der Herausgabe der Schlern-Schriften und seinem Hauptberuf als Universitätsprofessor stand er im Zentrum eines tirolkundlichen Netzwerkes – auch die Veröffentlichungen des Alpenvereins einschließlich der Karten erhielten einen deutlichen Tirol/Südtirol-Schwerpunkt.<sup>18</sup>

Von 1929 bis 1933 war Innsbruck Vorort des Alpenvereins mit einem kompetent besetzten Verwaltungsausschuss, als dessen Vorsitzender

11 Rickmers an Brückner, Innsbruck, 25. 12. 1912. OeAV Archiv EXP 101.1.

12 Rickmers, Raimund von Klebelsberg 50 Jahre alt (wie Anm. 1).

13 22. Sitzung des Hauptausschusses des DuOeAV am 8. September 1920 in Salzburg, 14. Mitteilungen des DuOeAV 1920, 75.

14 Klebelsberg: Erinnerungen (wie Anm. 5), 348.

15 Klebelsberg: Erinnerungen, 348 f.

16 Sydow an Rehlen, 14. 7. 1921. OeAV Archiv ZV 6.203.

17 Klebelsberg: Erinnerungen, 349.

18 Ausführlich dazu Kurt Scharr: Wissenschaft, in: Berg Heil! (wie Anm. 2), 459–496.



Nach der Wahl Seyß-Inquarts (links) rückt Klebelsberg (Mitte) auch optisch in den Hintergrund – Sydow (rechts) repräsentiert die alte Zeit.

© ÖAV-Archiv

und damit zugleich nun Zweiter Vorsitzender des Vereins Klebelsberg fungierte. Er konzentrierte sich dabei neben der Wissenschaft auf seine, wie er es nannte, „Lieblingsidee, deren Verwirklichung mir als vornehmstes Ziel vorschwebte“<sup>19</sup>: den Beitritt der großen bürgerlichen österreichischen alpinen Vereine Österreichischer Touristenklub (ÖTK) und Österreichischer Gebirgsverein (ÖGV), der 1931 vollzogen wurde.

Im Verein war Klebelsberg völlig unumstritten. Er war vor allem ein packender, charismatischer Redner. Seine Wahl zum Ersten Vorsitzenden des Alpenvereins nach dem Ende der Innsbrucker Amtszeit war daher mehr als Formsache. Klebelsberg übernahm die Präsidentschaft in einer Zeit größter Herausforderungen.

Die bereits erwähnten starken politischen Auseinandersetzungen setzten sich auch auf anderen Ebenen fort. Auch das Verbot der Naturfreunde betraf den Alpenverein: Hier war es Klebelsberg, der die Devise „Hände weg vom Naturfreunde-Besitz“ ausgab. Ein rasches Ende fanden viele dieser Konflikte bald nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich durch die vollständige Eingliederung des Alpenvereins in das NS-System. Die Umgestaltung in eine nach nationalsozialistischen Prinzipien geführte Organisation – Führerprinzip, Arierparagraph, Unterordnung in den Reichsbund für Leibesübungen – bereitete wenig Schwierigkeiten. Die Fäden zogen das Sportministerium und Walter Schmidt-Wellenburg, der Generalsekretär

des Alpenvereins. Klebelsberg wirkte dabei nahezu abwesend. Bezeichnend ist ein Schreiben Schmidt-Wellenburgs an ihn vom 19. März 1938 (!), in dem er über seine Verhandlungserfolge in Wien berichtete und ihm en passant mitteilte, dass er für die zukünftige Führung des Vereins nicht in Frage komme – „fehlt weltanschaulich/parteimässige Bindung“, notierte der Generalsekretär darin zu den Namen Klebelsberg und Dinkelacker.<sup>20</sup> Schließlich wurde mit Arthur Seyß-Inquart der damals ranghöchste NSDAP-Funktionär in Österreich zum Vorsitzenden gewonnen. Schmidt-Wellenburg protokollierte, Klebelsberg sei „glücklich über die Lösung der Führerfrage im D.A.V.“<sup>21</sup> In seinen Erinnerungen schreibt Klebelsberg, er wäre eigentlich gern schon im Mai zurückgetreten. Nach der Hauptversammlung am 16./17. Juli in Friedrichshafen, in der Seyß-Inquart zum „Vereinsführer“ bestimmt wurde, notierte er in sein Tagebuch: „Nun bin ich frei – Hochgenuss!“<sup>22</sup>

## Politisches

1942 hatte Klebelsberg das Rektorat der Universität Innsbruck übernommen. Bereits 1933/34 war er Rektor gewesen, seine Wiederwahl wurde damals nicht bestätigt – Klebelsberg galt dem Unterrichtsministerium als zu „national“. Nationalsozialist war er aber keineswegs. Gerade deshalb kam er 1937 für das Amt des Volkspolitischen Referenten für Tirol in Frage, der eine „integrierende Rolle“<sup>23</sup> gegenüber den gemäßigt Nationalen ausüben sollte. Klebelsberg, der etwas leichtfertig zugesagt hatte, für die konkrete Arbeit aber einen Geschäftsführer verlangte, scheiterte mit diesem Anliegen und legte die Stelle zurück, noch ehe sie ihm offiziell verliehen wurde, auch weil „ein Kesselreiben“ einflussreicher national(sozialistisch)er Kreise<sup>24</sup> gegen ihn eingesetzt hatte.

<sup>20</sup> Schmidt-Wellenburg an Klebelsberg, Wien, 19. 3. 1938, OeAV Archiv ZV 4.17.

<sup>21</sup> Protokoll der Besprechung in Innsbruck am 22. und 23. 4. 1938, OeAV Archiv ZV 4.1.

<sup>22</sup> Klebelsberg: Erinnerungen, 129, 364.

<sup>23</sup> Klebelsberg an Staatsrat Dr. Ernst Fischer, 4. 11. 1937 (Abschrift), Österreichisches Staatsarchiv (OeStA) / Archiv der Republik (AdR) BKA-I Parteiarchive VF Gensekt 514-1-320 K 99 Volkspolitisches Referat Tirol. Rücktritt Raimund Klebelsberg, 1934–1938.

<sup>24</sup> Pembaur an Zernatto, 8. 11. 1937, ebenda.

<sup>19</sup> Klebelsberg: Erinnerungen, 351.

Nach dem Anschluss trat Klebelsberg der NSDAP bei – nicht ganz ohne Schwierigkeiten.<sup>25</sup> Als „sonstige Tätigkeit für die NSDAP“ führt er u. a. finanzielle Unterstützungen für „bedrängte“ Nationalsozialisten und bei Sammlungen an sowie sein Eintreten für verhaftete und gemäßregelte Studenten, Assistenten und Professoren während seines Rektorats 1933/34 – nach den Begriffen des Jahres 1938 eine magere Visitenkarte. Bemängelt wurde überdies Klebelsbergs frühere Mitgliedschaft im Rotary-Club. Erst nach drei Jahren wurde Klebelsberg in die NSDAP aufgenommen. Zusammen mit der Übernahme des Rektorats während der NS-Zeit war Klebelsberg damit nach dem Ende der NS-Herrschaft politisch nicht mehr tragbar und wurde als Rektor und Professor enthoben.

Klebelsberg empfand die Entnazifizierung als demütigend, sie traf ihn materiell und persönlich. Wohl aus dieser persönlichen Lage heraus sind jene abfälligen und antisemitischen Bemerkungen und Ausfälle erklärbar, die seine 1953 veröffentlichten „Innsbrucker Erinnerungen“ von allem, was er sonst geschrieben und gesprochen hat, krass unterscheiden. Klebelsberg wird ohne Ausnahme als liebenswürdig, freundlich, aber leicht distanziert, zurückhaltend beschrieben, der stets selbstbeherrscht auftrat.<sup>26</sup> Umso stärker war der Eindruck, den die „Erinnerungen“ hervorriefen. Diese waren es auch, die zusammen mit der großdeutschen und antisemitischen Geschichte des Alpenvereins dazu führten, dass das nach Klebelsberg benannte Bozner Realymnasium im Jahr 2000 umbenannt wurde.<sup>27</sup>

25 Parteiakt Klebelsberg, Bundesarchiv (BA) Berlin, VBS 1/1050089146.

26 Von den vielen Nachrufen seien erwähnt: Hans Kinzl, Raimund von Klebelsberg. Nachruf, in: Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 118 (1968), 245–261. Werner Heißel, Nachruf Raimund von Klebelsberg, in: Mitteilungen der Geologischen Gesellschaft in Wien 60 (1967), 117–124.

27 Christoph Franceschini: Vorbilder für die Jugend, in: scholast, Zeitschrift der Südtiroler Hochschüler-schaft 1986, Heft 2, 36 f. Gerald Steinacher / Günther Pallaver, Leopold Steurer: Historiker zwischen Forschung und Einmischung, in: Demokratie und Erinnerung: Südtirol, Österreich, Italien: Festschrift für Leopold Steurer zum 60. Geburtstag, Innsbruck 2006, 51–91, darin 72–75.



Drei Vorsitzende:  
Klebelsberg mit den  
ÖAV-Vorsitzenden Hans  
Kinzl und Martin Busch  
(v. r. n. l.), um 1952

© ÖAV-Archiv

Klebelsberg selbst sah sich „im Grunde unpolitisch“, indem er, „solange darüber volle Freiheit bestand, keiner politischen Vereinigung (Verbindung) und keiner politischen Partei (auch nicht der Großdeutschen) angehört“ habe.<sup>28</sup> „Aus dem Südtirolertum und dem Eintreten für Südtirol sind Persönlichkeit und ‚nationale‘ Haltung zu verstehen.“<sup>29</sup> Dieser (auf Tirol bezogenen) „nationalen“ Haltung stellte er gegenüber, – entsprechend seiner wissenschaftlichen Tätigkeit – „von jeher das Internationale gepflegt“ zu haben.<sup>30</sup> Das Entnazifizierungsverfahren zog sich in die Länge, ergab aber keinerlei Hinweise auf irgendeine illegale Tätigkeit Klebelsbergs, die für weitere Strafmaßnahmen ausschlaggebend gewesen wäre. Ab 1948 durfte er wieder lehren.

Im Alpenverein, dessen Ehrenmitglied er blieb, war Klebelsberg noch längere Zeit hindurch, aber nur mehr in zweiter Reihe tätig. Die Jahrgänge 1949 bis 1951 der Zeitschrift wurden von ihm redigiert, die Gletschermessungen weiterhin von ihm ausgearbeitet. Seine so beliebte Vortragstätigkeit stellte er weitgehend ein. Zu seinem 70. Geburtstag richtete der Alpenverein eine Raimund-von-Klebelsberg-Stiftung zur Förderung der Hochgebirgsforschung ein. Am 6. Juni 1967 starb Klebelsberg im 81. Lebensjahr.

28 Klebelsberg: Rechtfertigungsschrift, 28. 7. 1947. OeStA/AdR UWFuK BMU PA Sign 10 Klebelsberg Raimund.

29 Stellungnahme (zum Entnazifizierungsverfahren), undatiert, liegt bei Schreiben Klebelsbergs an Dr. Preyer, 5. 4. 1946, ebenda.

30 Klebelsberg: Rechtfertigungsschrift, 28. 7. 1947.

# „Die Berge sind mein Atem“

Der polnische Ausnahme-Alpinist Voytek Kurtyka

>> **Bernadette McDonald und Zbyszek Skierski**

*Für Voytek Kurtyka ist Bergsteigen eine „einzigartige Lebensart, die Elemente aus Sport, Kunst und Mystizismus miteinander verwebt.“ Im Gespräch mit Zbyszek Skierski\* erzählt er, warum das so ist. Bernadette McDonald blickt einführend auf das alpinistische Lebenskunstwerk von Kurtyka zurück, für das er 2016 den Piolet d’Or Lifetime Achievement erhielt.*



© Kurtyka

15. Juli 1984: Mit jedem Farbwechsel im Licht des späten Nachmittags enthüllten die Berge, die Voytek Kurtyka umgaben, tiefere, fast prismatische Schattierungen ihrer Schönheit. Er und Jerzy Kuczkka waren in 7300 Meter Höhe auf dem Sattel zwischen dem Nord- und Mittelgipfel des Broad Peak (8051 m). Es war der dritte Tag ihrer 10 Kilometer langen Überschreitung des Berges. Ein Rückzug war nicht mehr möglich. Hinter ihnen lagen eine scharfe Gratschneide, ein Sérac-Abbruch und eine Lawinenbahn. Vor ihnen erstreckten sich weitere Unbekannte. Doch Voytek war sich kaum einer Angst bewusst. Er tat sich schwer damit, die Intensität des Augenblicks zu erklären: „Ich habe ihn wie ein Delirium in Erinnerung – er war zutiefst spirituell. Schönheit ist eine Art Laserverbindung zu höheren Welten.“

Voytek wurde 1947 in Skrzynka geboren, einem kleinen Dorf in Südpolen, umgeben von grünen, bewaldeten Hügeln. Sein offizieller Geburtstag ist der 20. September 1947, aber dies ist schlicht und einfach falsch. In Wahrheit wurde er am 25. Juli des gleichen Jahres geboren. In den unmittelbaren Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg gab es Komplikationen bei der Registrierung von Geburtsdaten, wodurch gewisse Zeiten gegenüber anderen bevorzugt wurden. Auf diese Weise gewann Voytek für die meiste Zeit seines Lebens ein paar Monate hinzu. Er bemühte sich nicht, diese Tatsache publik zu machen, sondern genoss stattdessen seine jährlichen geheimen Geburtstagsfeiern in kompletter Privatsphäre. Erst auf einem Filmfestival in Polen im Jahr 2014 kam der Fehler ans Licht, als er vor über 900 Zuschauern mit sichtlichem Vergnügen die Diskrepanz bekannt gab.

Sein Vater war ein bekannter Sachbuchautor, ein scharfer Beobachter des Menschseins. Als die Familie nach Wroclaw zog, vermisste Voytek die lebendigen Farben seiner heimatlichen Landschaft so sehr, dass er in Depressionen verfiel. Während er an der Universität Elektroingenieurwesen studierte, packte ihn das Kletterfieber. Aufgrund seiner natürlichen Gabe wurde er schon bald zu polnischen Expeditionen in die Tatra und in die Alpen eingeladen. Seine erste Höhenerfahrung sammelte er 1972 in Afghanistan. Schon damals war seine Herangehensweise minimalistisch – keine eingerichteten Hochlager und keine Fix-

seile. Das Ergebnis war für die damalige Zeit ungewöhnlich: die erste Alpinstil-Begehung der 1800 Meter hohen Nordwand des Akher Chioh (7020 m), die mit ihrer konkaven Form eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit der Eiger-Nordwand aufweist.

Seither demonstriert Voyteks Bergsteigerkarriere immer wieder seine einzigartige Gesinnung: „Bergsteigen ist eine komplexe und einzigartige Lebensart, die Elemente aus Sport, Kunst und Mystizismus miteinander verwebt.“ Nachdem er in Afghanistan drei kühne Neurouten in mächtigen Wänden aus brüchigem Fels und einsturzbereiten Séracs eröffnet hatte, reiste er 1978 zum Changabang (6864 m) im indischen Garhwal Himalaya. Während seiner achttägigen Erstdurchsteigung der glänzenden direkten Südwand begriff er, was ihn am meisten inspirierte: die Kreation von elegant geschwungenen Linien an steilen, geometrischen Blöcken aus Fels und Eis, gemeinsam mit einem kleinen, entschlossenen Team aus Freunden. Am Dhaulagiri (8167 m) in Nepal betrat er 1980 eine neue Dimension des Risikos: Klettern im Alpinstil an einem der höchsten Berge der Welt. Mit Ausnahme von zwei oder drei Seillängen ging sein Vier-Mann-Team die Ostwand seilfrei, die meiste Zeit über bei Schneefall und anhaltenden Tribschneelawinen.

Voytek war stets besonders wählerisch, auch bei der Wahl seiner Partner. Als er und Jerzy Kuczkka Neurouten am Gasherbrum I und II (8080 m; 8034 m) in Pakistan eröffneten, herrschte zwischen ihnen ein solcher Gleichklang, dass sie kaum miteinander reden mussten. Im darauf folgenden Jahr hängten sie den Nord-, Mittel- und Hauptgipfel des Broad Peak aneinander und überschritten in nur fünf Tagen erstmals den Berg. Später verbrachte Voytek mehrere Wochen damit, die Fallen und Schwachstellen der undurchstiegenen 2500 Meter hohen Westwand des Gasherbrum IV (7925 m) zu entziffern. Er kam zu dem Schluss, dass der Schlüssel zum Puzzle dieser Riesenwand, die auch unter dem Namen „Leuchtende Wand“ bekannt ist, in einem großen Couloir rechts der Wandmitte lag. Obwohl sie objektiv gefährlich war, umging diese Route einen Teil des marmorähnlichen Gesteins, welches vorherige Partien zur Umkehr gezwungen hatte. Acht Tage lang kämpften sich Voytek und der Österreicher Robert

*\* Das Interview – eines der wenigen, die Kurtyka gab – ist unter dem Titel „The View from the Wall“ 2013 in „Alpinist“ Nr. 43 erschienen. Für die englische Ausgabe wurde es von Jennifer Croft und Ola Hudowska aus dem Polnischen ins Englische übersetzt. Jochen Hemmleb hat die Übertragung ins Deutsche verfasst. Die vorliegende Druckversion wurde leicht gekürzt. Die Übersetzung des vollständigen Interviews finden Sie auf [www.alpenverein.de](http://www.alpenverein.de)*

Schauer 1985 durch Stürme und Lawinen, platzierten „moralische Sicherungen“ in schaurig glattem Fels und stoppten schließlich kurz unterhalb des Gipfels. Andere Alpinisten bezeichnen diese unwiederholte Leistung noch immer als „Besteigung des Jahrhunderts“. Voytek kontert: „Hat jemand GIV wiederholt, um unsere Illusion davon zu bestätigen? Und macht es überhaupt Sinn, ein Gedicht als das Gedicht des Jahrhunderts zu bezeichnen?“

### Ein neuer Stil: nachts und nackt

Drei Jahre danach waren Voytek und Erhard Loretan die erste Zweierseilschaft, der eine neue Route am Trango Tower (6239 m) gelang. Voytek beschreibt die 29 Seillängen in goldenem Granit als „ein wirkliches Kunstwerk, wie eine Behausung innerhalb eines Kristalls“. Im Jahr 1990 tauchte er in Nepal und Tibet noch tiefer in das Mysterium ein, welches er beim Bergsteigen für essenziell hält. In einem Zeitraum von sechs Tagen kletterte er mit Erhard und Jean Troillet neue Routen an Cho Oyu (8188 m) und Shisha Pangma (8027 m). Voytek nannte ihren Stil „nachts-nackt“: eine Durchsteigung in einem Zug mit nur vier Schokoriegeln als Proviant, einer Trinkflasche, einem 30 Meter langen 7 Millimeter dünnen Seil und vier Felshaken als Ausrüstung. Diese Abenteuer waren die Kulmination seiner Suche nach der Freiheit an den höchsten Gipfeln – auf transzendierende Weise leichtgewichtig und schnell. Sie waren auch Voyteks letzte Touren im Himalaya, allerdings nicht das Ende seines Bergsteigens. Mit 46 Jahren beging er 1993 eine heikle, teuflisch schwierige Sportkletterroute in der Polnischen Tatra, die *Chinski Maharadza* (5.13), free solo.

Voyteks dreißigjährige Karriere ist nicht nur durch herausragende Erfolge gekennzeichnet, sondern auch durch eilige und strategische Rückzüge. Viele Bergsteiger haben sein Überleben auf einen fast mystischen Entscheidungsprozess zurückgeführt. Sie meinten, Voytek habe „seinen Kopf in den Wolken“. Voytek beschreibt sich selbst scherzhaft als den ultimativen Feigling. Vielleicht ist er dies. Aber auf sein Konto gehen einige der mutigsten – und manche mögen sagen gefährlichsten – Besteigungen in der Geschichte des Höhenbergsteigens, und weder er noch seine Partner sind dabei jemals zu Schaden gekommen.

Heute amüsiert es Voytek ein wenig, dass sich die Bergsteigerszene weiterhin für ihn interessiert. Er bezeichnet die Mitglieder seiner eigenen Generation als „Dinosaurier“. Dennoch erhält er noch immer Anrufe führender Alpinisten, die seinen Rat suchen oder einfach nur mit ihm reden wollen. Er beharrt darauf, dass er die letzten 20 Jahre mehr vom Studium der Pflanzen zu seinen Füßen fasziniert gewesen sei als vom Klettern von Routen in luftigen Höhen. Er scheint die Aufmerksamkeit auch nicht zu mögen und ist berühmt dafür, nein zu sagen. Nein zu den Festivals, die ihn einladen. Nein zu den Vorträgen. Nein zu den Auszeichnungen und nein zu den Interviews (weil dieses umso einzigartiger ist).

„Warum über die Vergangenheit nachgrübeln“, fragt er, „wenn die Gegenwart so viel mehr Geheimnisse und Charme besitzt.“ Er macht viel Wirbel um seine beiden erwachsenen Kinder, die ihren Weg in der Welt finden. Er denkt viel nach, und dies intensiv. Ludwik Wilczynski beschreibt ihn als „die metaphysische Denkfabrik“ der polnischen Bergsteigerkommune. Doch während Voytek weiterhin versucht, diese „Verbindung mit der höheren Welt“ zu verstehen, bleibt seine Philosophie rätselhaft. Obwohl er die Existenz Gottes abstreitet, verweist er regelmäßig auf Spiritualität. Beim Schreiben achtet er fast qualvoll genau auf jedes Wort, wobei er seine Sätze oft mit einem Humor würzt, der gleichermaßen schwarz wie skurril ist. Er widmet sich mit Leidenschaft der Gartenarbeit und genießt ein Glas feinen georgischen Muzkaniweins genauso wie eine perfekt zubereitete Kartoffel.

Und er klettert. Voytek wird niemals das Bergsteigen aufgeben, auch nicht in diesem, seinem 70. Lebensjahr. Warum sollte er auch? Es hat ihm so viel gegeben.

### Literaturtipp

Zur weiteren Geschichte von Voytek Kurtyka und anderen polnischen Bergsteigern siehe auch Bernadette McDonald: *Klettern für Freiheit*, AS Verlag Zürich, 2013. Einen hervorragenden Einblick in die 1980er-Jahre und den beginnenden Alpin-Stil im Himalaya bietet John Porter: *Besser Tiger als Schaf*. Alex MacIntyre und die Geburt des Alpinstils im Himalaya, Tyrolia-Verlag, Innsbruck, 2016.

# „Bergsteigen ist ein Spiel mit der Freiheit. Der Freiheit vom eigenen Ego“

**Zbyszek Skierski (ZS)** » *Voytek, ich freue mich so sehr, dass du dich zu diesem Interview bereit erklärt hast. Vielleicht möchtest ich mit dir gar nicht so sehr über das Bergsteigen und deine Leistungen reden, sondern darüber, wie du als Person bist, was du in den Bergen gefunden hast, und wie sich deine Erfahrungen auf dein tägliches Leben ausgewirkt haben.*

**ZS** » *Bist du ein Perfektionist?*

**Voytek Kurtyka (VK)** » Ich mag Perfektionismus nicht – aber ich bin ein Perfektionist.

**ZS** » *Warum magst du ihn nicht?*

**VK** » Perfektionismus schränkt die Freiheit ein – er tötet die Spontaneität.

**ZS** » *Wie sieht es bei anderen Leuten aus? Schätzt du Perfektionismus bei anderen?*

**VK** » Ich mag Perfektionismus nicht – aber ich schätze Perfektionismus. Es hängt alles vom Ziel, von der Disziplin und schlussendlich von jedem Einzelnen ab. Bei einem ist Perfektionismus erfreulich, bei einem anderen ist er entsetzlich.

**ZS** » *Kannst du ein Beispiel geben?*

**VK** » Er ist furchterregend bei der Untersuchung des Großinquisitors und erfreulich in der Art und Weise, in der ein Dichter seine Verse gestaltet. Perfektionismus ist sinnvoll in den Akten eines Buchhalters, aber wahrscheinlich nicht bei seinen sexuellen Praktiken. Er ist nutzlos in Zeiten, in denen alles von einem Moment der Inspiration abhängt, der in einem geheimnisvollen Fluss auftaucht und wieder vergeht. Dort hat Perfektionismus keinerlei Wert. Wenn wir bergsteigen, dann löst perfekte Berechnung in den seltensten Fällen festgefahrene Unentschlossenheit. Manchmal muss ich der Angst entfliehen, indem ich mich demütig dem Unbekannten hingebe. So war es vor dem Einstieg in die gefährliche Ostwand des Koh-i-Bandaka. Was soll eigentlich das ganze Gerede um Perfektionismus?

**ZS** » *Ich glaube, du hast in Bergsteigerzirkeln den Ruf, ein Perfektionist zu sein. Und ich frage mich, ob du dem zustimmst. Bewertest du jemals Menschen, wie sie bergsteigen?*

**VK** » Nicht als Grundregel. Einmal habe ich es allerdings getan und mich völlig verschätzt. Aber dies betraf eine Frau, also ist es vielleicht verzeihlich. Weiblicher Charme vermischt mit der Anspannung des Kletterns tendiert dazu, eine tödliche Wirkung auf meine Vernunft zu haben. Ich musste mich von einem Moment der Betörung ausnüt-

tern, der mich getäuscht hatte. Ich denke nicht, dass das sogenannte Kletterniveau einer Person irgendwie mit ihrem moralischen Wert zusammenhängt, auch wenn der Stil eines Bergsteigers eine Menge über diesen Bergsteiger aussagt. Die slowenischen Bergsteiger sagen, „so wie du trinkst, kletterst du“, doch das Umgekehrte trifft auch zu. „So wie du kletterst, trinkst du.“

An einem gewissen Punkt müssen wir im Wesentlichen die bittere Tatsache akzeptieren, dass die innere Kraft, die uns zum Klettern treibt, nicht aus der warmherzigen Liebe für unsere Mitmenschen kommt.

**ZS** » *Woher kommt sie dann?*

Kurtyka (vorne) und Alex MacIntyre beim Versuch an der Westwand des Makalu (8485 m) im Jahr 1981.

© J. Kukuczka





Im oberen Wandteil während der Alpinstil-Erstbegehung der 2400 Meter hohen Ostwand des Koh-i-Bandaka (6843 m). © J. Porter



Kurtyka im Zentralkamin (VI), den sie wegen des permanenten Steinschlags „Zyklotron“ (Teilchenbeschleuniger) taufte. © J. Porter

**VK** » Ich würde sagen, die Notwendigkeit zum Klettern kommt aus diesem harten, einsamen Ort, an dem du nach deiner Würde suchst. Du weißt: der Ort, den wir wählen, um uns unseren eigenen Schwächen und Ängsten zu stellen und an dem wir uns gegen den Terror des Todes auflehnen. Dabei geht es in Wahrheit um Würde. Deshalb ist Alpinismus auch nicht nur der Akt, einen Berg zu besteigen. Es geht auch darum, im Inneren über *dich* hinauszusteigen. Aber wie ich bereits sagte, führt diese Reise nicht direkt zu Liebe für deine Mitmenschen.

**ZS** » *Leidet die Liebe zu deinen Mitmenschen nicht eher als Folge unserer Leidenschaft für das Bergsteigen?*

**VK** » Alpinismus bedingt eine gewisse Selbstsucht und egoistisches Verhalten. Wenn wir intensive Angst und Stress erfahren, führt es leicht zu Selbstsucht. Ein besessener Alpinist ist ein Verdammter, ein armer Wicht, der sich selbst und die Menschen um sich zu Einsamkeit und Schmerz verurteilt. Und dennoch schafft Bergsteigen eine Verbindung zu den Bergen, die in uns Gefühle der Liebe wecken. Ein Zitat von Professor Henryk Skolimowski ist mir fest im Gedächtnis geblieben: „Wir entstanden aus Sternenstaub, und in den Sternen liegt unser Schicksal.“ Ich denke, dass Bergsteigen ein Weg ist, nach den Sternen zu greifen, und dass es unsere ursprüngliche Verbindung zu ihnen wieder herstellt.

**ZS** » *Meinst du damit, dass Erfahrungen beim Bergsteigen uns nicht nur Angst machen und stressen, sondern auch unsere tiefsten spirituellen Empfindungen an die Oberfläche bringen?*

**VK** » Absolut. Meine besten Erfahrungen beim Bergsteigen neigen dazu, eine sehr große Intimität zu besitzen. Es ist nicht leicht, über sie zu sprechen. Eigentlich ist es mir ziemlich unangenehm. Aber man sollte es tun, denn bei all diesen Härten, der Qual und der Angst, bei diesem Zusammenprall mit dem Zauber der Berge, hatte ich bisweilen dieses Gefühl großer Hingabe – einen atemberaubenden Eindruck der Einigkeit mit allem um mich herum: mit dem Raum, dem Licht, diesem Schweben. Es ist ein Gefühl, das jenem entspricht, welches ich in meinem übrigen Leben etwa für eine Frau empfinde, die ich wirklich anhimmele, oder für mein Kind. Aber im Kontext des Bergsteigens steht es mit allem in Zusammenhang, was mich umgibt. Es strahlt nach außen – in gewisser Weise ins Nichts. Das Gefühl war nicht objektgebunden, eine Art „strahlendes Nichts“. So erweiterten diese Momente die Sphäre dieses wertvollen Gefühls, so als stellte ich eine wertvolle Verbindung wieder her, die verloren war. Ich glaube, ich fühlte mich näher bei diesem „Schicksal in den Sternen“.

Interessant ist dabei, dass mir dieses Erwachen in den Bergen später erlaubte, etwas Ähnliches unter gewöhnlichen Umständen zu fühlen: wenn ich in meinem Garten bin oder einfach nur in die Augen eines anderen Menschen schaue. Ich meine, es ist so wie mit dem Fahrradfahren: Wenn du es einmal gelernt hast, vergisst du es niemals mehr. Manchmal denke ich, das Erwachen dieses erweiterten Gefühls des Anhimmeln – eigentlich von nichts – war die wichtigste



Beim Abstieg vom Changabang nach der Erstbegehung des Südpfeilers 1978.

© J. Porter



Zurück im Basislager am Changabang: (v. l. n. r.) Kurtyka, John Porter, Alex MacIntyre, Krzysztof Żurek, Lech Korniszewski © V. Kurtyka

Wandlung in meinem Leben. Sie hat mich definitiv stärker gemacht. Ist eine Person, die von nichts leben kann, nicht um so vieles stärker? Ich versuche, diese Wandlung in mir zu fördern. Dank ihr habe ich eine einfache Wahrheit gelernt: Es ist gleich, ob Liebe mütterlich oder patriotisch ist, ob sie hetero- oder homosexuell ist. Ihre Essenz ist die gleiche.

**ZS** » Was du gerade gesagt hast, klingt so, als mache uns Bergsteigen zu besseren Menschen. Stimmt du dem zu?

**VK** » Ich hatte dies einmal gehofft, doch es ist Müll. Selbst Wohltätigkeitsarbeit macht dich nicht notwendigerweise zu einem besseren Menschen. Ich denke aber, dass Bergsteigen diese kosmischen Türen öffnen kann – doch dies ist auch alles: es kann sie öffnen. Ich meine, verdammt, wenn ich unsere Bergsteigerszene betrachte, meine eigenen Fehler und so weiter – Bergsteigen garantiert uns definitiv nicht diese kosmische Liebe.

**ZS** » Bergsteigen mit anderen führt zu Situationen, in denen wir selbst und unsere Partner herausfinden, was unsere Schwächen und Grenzen sind. Welche Eigenschaften magst du an deinen Kletterpartnern nicht und welche tolerierst du nicht?

**VK** » Natürlich dieselben Eigenschaften, die ich an mir selbst nicht leiden kann. Aber du kannst doch jetzt nicht von mir erwarten, dass ich anfangs, dir all meine unterschiedlichen Vorstöße in menschliche Abgründe zu beichten!

**ZS** » Natürlich erwarte ich das.

**VK** » Also gut, ich habe über dieses Thema schon oft gesprochen. Ich mag keine Egozentrik – etwas, was ich mein

gesamtes Leben in mir selbst mühsam bekämpft habe. Es ist hart, aber irgendwie schaffe ich es; ab und an begegnet mir ein Mensch, den ich mehr als mich selbst liebe, und mein Ego löst sich auf. Oder ich stürze mich in ein kreatives Projekt, unterhaltsam oder verrückt, und mein feiges Ego löst sich auf. Im schlimmsten Fall nehme ich mir ein Glas Wein, dann ist alles gut und mein Ego verzieht sich mit eingeklemmtem Schwanz. ... Warte, tut mir leid, ich sollte ja über Anti-Werte reden. Ich denke, in egozentrischen Haltungen verstecken sich eine ganze Reihe von damit zusammenhängenden Eigenarten wie ... Verdammt, schau dir doch nur einmal die sieben Todsünden an.

Im Ernst, manchmal scheint es mir, dass jede Art Übel, das wir in uns tragen, das Resultat der einzigen wahren Krankheit des menschlichen Geistes ist – nämlich ichbezogen zu sein. Menschen lügen, sind arrogant, bringen sich gegenseitig um und so weiter, weil sie eine höhere Position, eine größere Macht und Bedeutung im Leben begehren.

**ZS** » Welche Eigenarten findest du bei anderen dann am attraktivsten?

**VK** » Es gibt eine Menge Eigenschaften, die bei Menschen wichtig sind. Es ist schwer, sich mit jemandem zu assoziieren, der zum Beispiel zweigesichtig oder unehrlich ist. Um auf die Frage zurückzukommen: Nehmen wir an, dass diese grundlegenden Bedingungen erfüllt sind. Ihre Unentbehrlichkeit ist offensichtlich. Es gibt eine Zahl verschiedener Talente, die atemberaubend sein können. Mir kommt gera-



Die Westwand des Gasherbrum IV mit der Route und den Biwakplätzen von Kurtyka und Schauer 1985. Links der Abstiegsweg über den damals noch unbegangenen Nordwestgrat (Erstbegehung im Aufstieg 1986).

© J. Majer

de eine spöttische Bewunderung für eine bestimmte öffentliche Berühmtheit in den Sinn: *She dances and rhymes, screws and sings. But doesn't feel a single thing.* Richtig. Was nutzt das ganze Singen und Tanzen, wenn jemand seine wahren Beziehungen und wahre Berufung verfehlt?

Ich vermute, ich bin altmodisch. Von all diesen beeindruckenden Eigenschaften zieht mich bei Menschen besonders eine natürliche Neigung an, der Welt freundlich und sympathisch zu begegnen. Für solche Menschen habe ich eine Schwäche. Sie sind eine Freude und eine Erfrischung für eine betäubte Seele. Ich würde diese magische Wärme eines Menschen Intellekt, Witz oder sogar dem Sexappeal einer Frau vorziehen – aber vielleicht schweife ich jetzt ein wenig ab. Doch was nutzt eine Beziehung mit jemandem, der unglaublich intelligent, schön oder reich ist, wenn diese Person wie ein Stück Eis ist. Und was nutzt mir meine eigene Intelligenz oder mein Ansehen, wenn mir diese Gefühle der Sympathie gegenüber Menschen und der Welt im Allgemeinen fehlen? Als Konsequenz würde ich in einer Art inneren Wüste leben. Es sind diese guten Gefühle, die zu einem gro-

ßen Teil die Qualität unseres Lebens bestimmen. Ein Mensch, der in diese guten Gefühle gegenüber der Welt eingetaucht ist, fühlt sich gut – ja sogar fantastisch.

**ZS** » Was ist mit deinen Kletterpartnern? Wonach schaust du, wenn du jemanden auswählst?

**VK** » Natürlich sollte die Person ein ordentlicher Kletterer sein. Noch besser ist es, wenn diese Person auch noch tanzt, reimt und singt ... Aber so großzügig ist das Leben selten. Vor allem würde ich einen Partner aufgrund der Freundschaft auswählen. Wenn man befreundet ist, sind die Chancen viel geringer, dass dein Partner ein Taschenmesser zückt und sich einfach losschneidet ...

**ZS** » Haargenau. Du spielst auf die Szene aus „Sturz ins Leere“ an, in der eine der Hauptpersonen von seinem Partner den Berg hinabgeschleppt wird. Und dann zückt er einfach ein Messer und kappt das Seil. Was würdest du in dieser Situation tun?

**VK** » Stopp! Eine solche Frage kann dir Alpträume bereiten. Das Herz ist stärker als der Kopf – es hängt also davon ab, wer in dieser Szene am anderen Ende des Seils sein würde. Nicht um dich zu schocken. Aber du hast mich danach gefragt. Warum stellst du es dir nicht selbst vor: Du umklammerst das Messer in deiner Hand, während dich das Seil gnadenlos, unnachgiebig in den Abgrund zieht. Und am Ende des Seils hängt dein Kind.

O. K., hast du das Bild vor Augen? Und jetzt stell dir vor, was passieren würde, wenn dich das Seil gnadenlos hinabzieht und ein anderer Partner dranhinge – sagen wir Divine Dave oder besser noch Vater Rydzyk ... O. K.?

Jetzt gebe ich dir die Antwort: Ich tue, was ich tue. Ich habe einfach keinen blassen Schimmer, was ich tun würde, weder in der ersten noch in der zweiten Situation. Möglicherweise würde ich mit meiner Tochter Szili oder meinem Sohn Andui in den Abgrund stürzen, vielleicht sogar mit Divine Dave<sup>1</sup> oder Vater Rydzyk.<sup>2</sup> Aber verdammt, ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht. Hör damit auf.

**ZS** » O. K., also zurück zu Werten. Reichen dir Freundschaft und eine Güte gegenüber der Welt, oder gibt es noch andere Dinge, die wichtig sind?

<sup>1</sup> „Divine Dave“ (Göttlicher David) war einer der beiden polnischen Kletterer, die 2007 die Route „Golden Lunacy“ (Goldener Wahnsinn) in Südgrönland eröffneten. Die Kontroverse über die angebliche Schwierigkeit der Route hält in polnischen Bergsteigerkreisen bis heute an.

<sup>2</sup> Vater Tadeusz Rydzyk, ein umstrittener fundamentalistischer Priester, betreibt den katholischen Radiosender Radio Maryja. Auf einer Sitzung des Europaparlaments 2011 nannte er Polen einen „totalitären und unzivilisierten Staat“.



Kurtyka (r.) und Tadeusz Piotrowski im Lager 3 während der polnischen Lhotse-Expedition 1974. Dies war Kurtykas Abschied von Großexpeditionen im klassischen Stil. © B. Jankowski



Kurtyka (r.) mit Reinhold Messner (l.) und Victor Saunders (m.). „Nicht die Höhe des Berges zählt“, sagte Kurtyka zu Messner, „sondern die Qualität der Erfahrung ...“ © J. Porter

**VK »** Mein Gott, dieses Interview ist eine emotionale Achterbahn. Nach diesem letzten Hang brauche ich ein wenig Erholungszeit, um nachzudenken ...

Ich habe wirklich was für Menschen übrig, die für Schönheit empfänglich sind. Für mich ist Schönheit die Tür zu einer anderen Welt. Frag mich nicht, welche Welt – denn das vermasselt das ganze Gespräch. Es ist eine wahre Freude, einen Teil deines Lebens mit jemandem zu teilen, der Schönheit lebt und sich Schönheit hingibt.

Auch schätze ich bei Menschen sehr einen Sinn für Freiheit sowie eine Kapazität, diese zu schützen. Ich denke an Freiheit von den Verblendungen, die uns umgeben; Freiheit von einer aufgezwungenen Doktrin, und darüber hinaus, mehr als alles andere, auf persönlicher Ebene Freiheit von einem selbst.

Weitere extrem anziehende Eigenschaften sind Einfachheit und Natürlichkeit. Jasiu Franczuk,<sup>3</sup> der 1971 am Kunyang Chhish starb, verkörperte diese Eigenschaften perfekt. Jasiu

<sup>3</sup> Jan „Jasiu“ Franczuk war 1971 ein talentierter Teilnehmer der polnischen Expedition zum Kunyang Chhish (7852 m) im pakistanischen Karakorum. Der Gruppe gelang die Erstbesteigung des Berges, womit sie den damaligen polnischen Höhenrekord aufstellte. Ihr Erfolg markierte einen Wendepunkt im polnischen Himalaya-Bergsteigen und inspirierte Generationen polnischer Alpinisten dazu, die höchsten Gebirge der Welt zu besuchen. Jedoch starb Franczuk auf der Expedition durch einen Spaltensturz.

war klein, fast wie ein Hobbit, und für mich war er auch der Gott der kleinen Dinge. Einfachheit und Natürlichkeit sind niemals schmerzhaft offensichtliche Qualitäten, doch wenn ich sie bei einem Menschen finde, bekomme ich dieses Gefühl einer festen Basis und eines direkten Zugangs zur Wahrheit. Jasius Einfachheit kam zusammen mit Ehrlichkeit und Warmherzigkeit. Für mich sind diese Charaktereigenschaften Kennzeichen eines erleuchteten Geistes. Ich möchte damit nicht sagen, dass Jasiu ein Gott war, aber vielleicht war er es. Was ich damit ausdrücken möchte, ist, dass ich durch ihn erkennen konnte, was an der Menschennatur am wichtigsten ist. Er war mein erster und unübertroffener Lehrer, einfach der zu sein, der du bist. Unglücklicherweise ist dieses Ziel schwer zu erreichen. Vielleicht im Alter ...

**ZS »** Du hast die Freiheit von dir selbst erwähnt. Kannst du wirklich frei von dir selbst sein?

**VK »** Ich weiß nicht, ob du es kannst. Ich bin es nicht, weshalb ich die Wichtigkeit dieser Freiheit verstehe. Mit deiner eigenen Schwäche verklavt zu sein – sei es eine Abhängigkeit vom Alkohol, von einer Frau oder vom Ruhm – ist erniedrigend und bedeutet den Verlust deiner Würde und Freiheit. Es ist das Gegenteil der Erfahrung beim Klettern. Ist Klettern nicht eine Art, sich von sich selbst zu befreien? Beim Bergsteigen überwinden wir offensichtlich Schwächen: die Angst vor dem Unbekannten und vor dem Tod. Ich glaube, dass wir zu einem gewissen Grad aus unserem physischen Rahmen ausbrechen. Wenn wir unser Schicksal ei-



„Leichtgewichtsstil“: Mit jeweils rund 30 Kilo auf dem Rücken brechen John Porter, Krzysztof Zurek, Kurtyka und Alex MacIntyre 1978 zur Erstbegehung des Changabang-Südpfeilers auf. © J. Porter



Andrew Lock folgt Kurtyka bei einem Versuch am Mazenograd des Nanga Parbat 1995 mit Doug Scott, Sandy Allan und Rick Allen. Allan und Allen vollendeten die Erstbegehung 17 Jahre später. © J. Kurtyka

nem absurd schönen Berg anvertrauen, bleiben wir unserer Berufung treu. Deshalb halte ich Bergsteigen für eine der ermutigendsten und aufregendsten Tätigkeiten in meinem Leben. Das ist die Droge des Bergsteigens – die Befreiung. Klettern ist ein Spiel mit deiner eigenen Freiheit. Es ist daher keine Überraschung: Wenn ich wieder auf Meereshöhe zurückkehre und in welche Versklavung auch immer hineinrutsche, die dort existiert, dann fühle ich mich erniedrigt. Vielleicht ist die Suche nach Freiheit von sich selbst wirklich das Wichtigste. Für mich persönlich ist die bedeutendste Dimension dieser Freiheit die Freiheit vom eigenen Ego – in anderen Worten: von dem Gefühl, ich sei das Zentrum von allem. Ich denke, dass dich das Wegwerfen dieses Gefühls näher an die Welt um dich herum heranrücken lässt und es dir erlaubt, ihren wahren Wert schätzen zu lernen. Ein starkes Ego verhindert im Gegensatz dazu jegliches Gefühl der Verbundenheit mit anderen Menschen und mit der Welt.

**ZS** » Alles klar. Du hast also Freundschaft, Freiheit, du hast Schönheit, du hast Natürlichkeit. Denkst du, dies ist fürs Leben genug?

**VK** » Hmm ... Verdammt. Nein, ist es nicht. Zum Leben brauchst du auch Sauerstoff. Das ist der Haken. Sauerstoff im doppelten Sinn. Zur Erhaltung unserer biologischen Existenz brauchen wir Sauerstoff im Sinn von O<sub>2</sub>. Doch in Bezug auf unsere geistige Gesundheit brauchen wir die psycholo-

gische Entsprechung von O<sub>2</sub>. Ohne diese ist Leben unmöglich – wir verrotten einfach.

**ZS** » Was wäre deiner Meinung nach der „Sauerstoff“ für die Psyche? Denkst du an irgendwelche illegalen Substanzen?

**VK** » Du denkst einspurig! Nein, dieser Sauerstoff ist ein Geschenk von *Crea*, im weitesten Sinne der kreative Instinkt, der unseren mentalen Stoffwechsel in Gang hält. Um es kurz zu fassen: Wenn in uns etwas geschieht, dann gedeihen wir. Wenn uns eine innere Leere erfasst, eine Trägheit, dann verschrumpeln wir einfach und sterben. Der Prozess ist der gleiche für einen Künstler, einen Wissenschaftler, eine Hausfrau oder ein Kind. Das größte Leiden eines Kindes drückt sich in den Worten aus „Papi, mir ist langweilig“ – was bedeutet, dass ihre oder seine Kreativität abgeflaut ist. Gleiches gilt für Erwachsene. Nur dass bei Erwachsenen Langleweiligkeit und geistiges Ausgebranntsein in Depression, psychischer Erkrankung und Selbstmord endet. Ich denke, dass Selbstmorde von Menschen begangen werden, deren Kapazität zur Schöpfung, ihr *Crea*, ausgeschöpft ist. Selbstmorde machen mich völlig fertig. Sie sind Gottes Sünde.

**ZS** » Du sagst also, dass der kreative Instinkt, den du *Crea* nennst, diesen psychologischen Sauerstoff liefert. Wenn dies also der Fall wäre, bringt dann das Klettern diesen Sauerstoff in deinen Kopf?

**VK** » Natürlich! Eine erstaunliche Menge passiert in dir, wenn du kletterst. Klettern ist pure Kreativität. Die Wahl ei-

ner Route durch eine Wand ist Kreation, Bewegung am Fels ist Kreation. Deine eigene Angst und dein Leiden zu überwinden ist Kreation. Diese ganze Kreation ist das Meisterstück des Kletterers.

Der kreative Instinkt, der sich durch Klettern ausdrückt, ist die ultimative Gabe. Er zeigt ein Talent, über sich hinauszuwachsen, über die Berge zu schweben. Er enthüllt eine Verbindung mit dem Weltall. Bergsteiger wie Małolat,<sup>4</sup> Alex MacIntyre<sup>5</sup> und Erhard Loretan<sup>6</sup> strahlten diese Gabe einfach aus.

**ZS** » Erlaubt nur Bergsteigen diese erstaunliche Kreativität? Sind wir so außergewöhnlich?

**VK** » Natürlich nicht. Ich glaube, Crea – mit anderen Worten, der kreative Instinkt – durchdringt und treibt nicht nur uns Menschen an, sondern den Kosmos im Gesamten. Ich glaube sehr, dass alles, was wir tun – sei es Kunst, Wissenschaft, Handel oder Krieg –, dass alles dies ein Weg ist, um an Crea zu gelangen, diesen inneren Sauerstoff, ohne den wir vergehen. Wenn jemand mit dieser inneren Leere konfrontiert wird, dann wird diese Person nach jedem gefährlichen Behelf greifen, um sich wieder aufzuwecken. Sei es Alkohol, Drogen oder eine Art Wahnsinn. Hierin liegt die tragische Verlockung. Jeglicher Überkonsum, auch Überernährung, ist ein trauriger Ersatz für Kreativität. Ein Bedarf an Spaß ist ebenfalls ein Weg, nach Kreativität zu greifen. Spaß ist pure Kreativität. Schau nur, wie Kinder von Computer-

---

4 *Małolat ist der Spitzname von Zbigniew Czyzewski und bedeutet „nicht genügend Jahre“. Kurtyka bezeichnet ihn als „den faszinierendsten Freigeist in der Geschichte des polnischen Bergsteigens in der Tatra“. In den 1980er-Jahren führte Małolat Winter-Alleinbegehungen durch, die kühner und schwieriger als alles waren, was bis dahin in der Gebirgsgruppe versucht worden war.*

5 *Ein kurzes, aber brillantes Bergsteigerleben ließ Alex MacIntyre im Leichtgewichtsstil und auf Neurouten die Gipfel von Koh-i-Bandaka (6843 m), Changabang (6864 m) und Dhaulagiri (8167 m) erreichen. Er starb 1982 mit 28 Jahren beim Rückzug von einem Versuch an einer Neuroute durch die Annapurna-Südwand.*

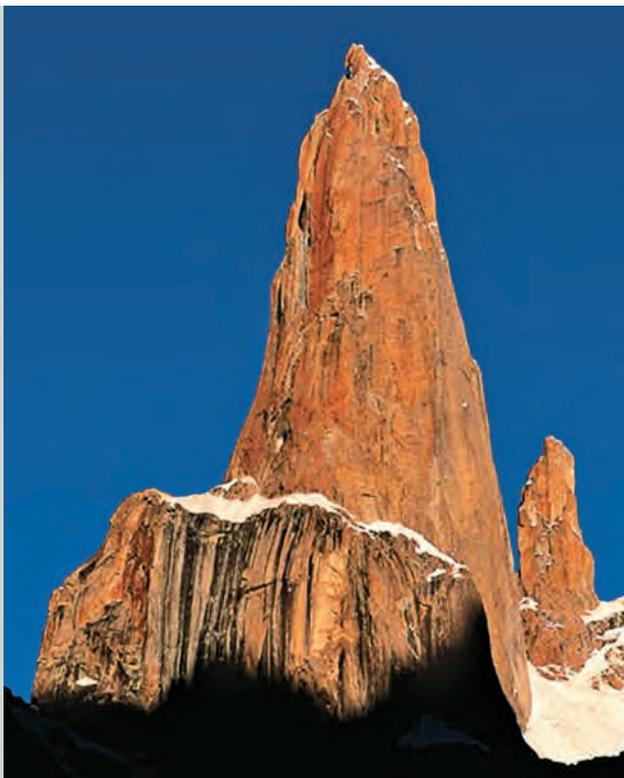
6 *In den 1980er-Jahren standen Kurtyka, Jean Troillet, Pierre-Alain Steiner und Erhard Loretan an der Spitze des Himalaya-Bergsteigens im minimalistischen Stil. Loretan bestieg im Zeitraum von 13 Jahren alle 14 Achttausender, meistens im Alpinstil und auf neuen Routen und stets ohne Flaschensauerstoff. 1986 durchstiegen er und Troillet das Hornbein-Couloir am Mount Everest in einer fast nicht nachvollziehbaren Rundtour von 43 Stunden ohne Biwak (sie rasteten während der wärmeren Tagesstunden und kletterten nachts) und ohne Fixseile. 2011 stürzte Loretan in den Berner Alpen tödlich ab.*



Kurtyka am Gasherbrum II bei der Erstbegehung des Südostgrats gemeinsam mit Jerzy Kukuczka 1983. Einen Monat später gelang beiden am Gasherbrum I (hinten) die Erstdurchstiegung der Südwestwand. © J. Kukuczka

spielen abhängig werden. Ich schätze wirklich die Fähigkeit von Menschen, Spaß zu haben. Es fällt mir auf, dass Menschen, die sich wirklich dem Spaß hingeben können, weniger ichbezogen, weniger neidisch und so weiter sind. So sind wir nicht außergewöhnlich. Bergsteigen ist einfach nur eine weitere Form von Crea – wie ich zugebe, eine etwas ungewöhnliche. Bergsteigen ist die Kreativität eines herumtollenden Affens, der Ehrfurcht vor der Ausstrahlung der Bergwelt hat. Gleichzeitig befindet sich dieser Affe auf einer zutiefst menschlichen Reise, indem er Freiheit und Selbstfindung sucht. Aber warte! Wir widmen uns zu sehr dem Thema von Werten. Wir werden langweilig!

**ZS** » O. K., wie wäre es, wenn wir ein wenig über Dummheit reden? Man hört öfters Leute über eine dumme Person oder eine dumme Sache reden. Was hältst du für Dummheit?



Der TrangoTurm mit der schweizerisch-polnischen Route von Erhard Loretan und Kurtyka aus dem Jahr 1988 (VI 5.10 A3, 1100 m). 1995 gelang es Steve Bechtel, Mike Lilygren, Bobby Model und Todd Skinner, den oberen Teil der Route frei zu klettern; die Schwierigkeiten lagen bei IX (USA 5.13a, F 7c+). © B. Model

**VK** » Man könnte sagen, Dummheit ist das Fehlen von Vernunft. Doch verdammt, ich meine, in meinem Leben sind einige großartige Dinge gegen alle Vernunft passiert. Denk dran, dass Bergsteigen an sich unvernünftig ist. Genialität zeigt sich oft in Dingen, die der Vernunft entgegenstehen. Noch interessanter ist: Wenn du etwas gegen die Vernunft tust, ist die Zufriedenheit noch größer – geradezu göttlich. Wir werden kreativ über jeglichen menschlichen Maßstab hinaus. Damit ist diese Theorie nicht der richtige Weg, um Dummheit zu verstehen. Sie ist wirklich schwer zu definieren, aber ich will es versuchen. Dummheit ist, wenn du deinen eigenen Illusionen zum Opfer fällst. Wir haben diese Illusionen unser ganzes Leben lang. Sie sind überall um uns. Sobald wir einen Menschen lieben, fangen wir an, diesen Menschen zu hassen; Schönheit wandelt sich in Hässlichkeit; Freude in Schmerz usw. Es ist schwer, sich gegen diese Illusionen zu wehren, aber es ist wert, ein Misstrauen gegenüber jeglicher Art von Hirngespinnsten zu entwickeln.

**ZS** » *Angst ist etwas, gegen das Menschen normalerweise ihr gesamtes Leben lang ankämpfen. Wovor hast du Angst?*

**VK** » Wahrscheinlich vor dem Gegenteil von dem, was ich an einem Menschen am meisten schätze. Ich meine, eine permanent negative Geisteshaltung, die durch tief verwurzelte negative Gedanken und Gefühle aufgebaut wurde, welche zunehmend deinen Geist in Besitz nehmen und dich schließlich dauerhaft besetzen. Ein Mensch, der einem schlechten Gefühl nachgibt – Ärger, Neid, Hass –, schafft es mit der Zeit immer weniger, sich von diesem Geisteszustand zu befreien. Wenn du diesen schlechten Zustand in dir kultivierst, bist du verloren. Es gibt keinen Weg, sich davon zu befreien. Du wirst immer in dem Müll herumstolpern, den du aus Ärger, Neid oder Misstrauen heraus geschaffen hast. Ein solcher Mensch sieht in jedem um sich herum nur die schlechtesten Motive. Als Resultat bekommen wir diese bösen alten Leute. Ein Mensch, der von diesem schrecklichen Seelenzustand verfolgt ist, wird all seine Lebensfreude verlieren, all sein Empfinden für Schönheit. Wenn die Vorstellung von der christlichen Hölle irgendeinen wahren Kern besitzt, dann stelle ich ihn mir so vor. In genau der gleichen Weise verstehen die Buddhisten den Verfall der Menschen: Dieser schlechte Seelenzustand wächst und wächst in unserem Leben (Karma) immer weiter und führt nach unserem Tod dazu, dass wir als eine niedere, minderwertige Lebensform wiedergeboren werden, die zu unserer inneren Hölle passt. Vielleicht ist es so. Ich weiß es nicht. Ich weiß aber, dass ich sogar jetzt, in diesem Leben, manchmal an meiner eigenen inneren Hölle leide. Das ist es, wovor ich am meisten Angst habe. Ich würde lieber Krankheit oder Tod dieser Hölle vorziehen.

**ZS** » *Das kann nicht dein Ernst sein.*

**VK** » Ich meine es ernst. Tatsächlich trifft mein Körper diese Entscheidung selbständig. Wenn ich irgendwann, in irgendeiner schwierigen Situation in diese innere Schlangengrube stürze, werde ich zum unglücklichsten Mann auf der Welt. Ich versinke in einer Art finstere Trübsal. Und weißt du, was dann üblicherweise passiert? Ich werde körperlich krank. Buchstäblich. Fieber, Schmerzen und so weiter. ... Die kluge Seele flüchtet sich in einen körperlichen „Tod“. Ich versinke in diesem „Leichnam“. Wenn die Krankheit vorüber ist und es mir auf wundersame Weise besser geht, tauche ich aus dieser körperlichen Leichenhalle erneuert, verbessert und verjüngt wieder auf. Interessant, nicht?

**ZS** » *Denkst du, Bergsteigen und in den Bergen zu sein könnte eine Art Gegengift zu diesem fürchterlichen Zustand sein, den du gerade beschrieben hast?*

**VK** » Ja, das denke ich. Bergsteigen wirkt wie ein „großer Besen“. Du erfährst Angst wie auch die Schönheit der Berge,

was an Ekstase grenzt. Und vor allem hast du dieses Gefühl von großem Stolz über deine Besteigung. Diese kraftvollen Empfindungen fegen wie ein großer Besen all den neurotischen Müll und all diese beschissenen Verstrickungen mit der beschissenen Welt hinweg. Eine gute Kletterei erlaubt es uns, eine innere Freiheit zu erlangen.

So kann Alpinismus ein Werkzeug sein, und ein außergewöhnliches dazu. Ich glaube wirklich, dass Alpinismus der „Pfad“ sein kann, das heißt der Weg zu sowohl innerer wie auch körperlicher Entwicklung eines Menschen. Dieses wunderbare Werkzeug ist jedoch ein zweischneidiges Schwert: es kann uns erbauen, aber es kann uns auch zerstören.

**ZS** » Was meinst du mit „uns erbauen und zerstören“?

**VK** » Ich bin davon überzeugt, dass Bergsteigen zweifach erbaut und zerstört. Die Gesellschaft nimmt offensichtlich Notiz, wenn ein Bergsteiger eine beeindruckende Besteigung in den Bergen durchführt, ebenso wenn er zu Tode stürzt. Der Tod in den Bergen fasziniert Menschen. Vielleicht weil er den überheblichen Versuch eines mutigen Menschen repräsentiert, den Tod zu ignorieren und zu überlisten. Aber weißt du, Bergsteigen kann uns zu gleichem Grad psychologisch helfen und verletzen. Wir können unserem „Schicksal in den Sternen“ näherkommen. Oder umgekehrt können wir von dem, was wir erreicht haben, verhext werden; wir können in einen anmaßenden Stolz gleiten, der sich leicht in Arroganz verwandelt.

**ZS** » Wie funktioniert dieser Mechanismus?

**VK** » Ich denke, je kraftvoller und faszinierender ein Akt des Schaffens ist, desto mehr existiert ein Gefühl deiner eigenen Bedeutung und Herrlichkeit. Bergsteigen ist ein erstaunlicher kreativer Akt, und genau deshalb ist es so riskant. Bei jedem Schritt überzeugen uns Erfahrungen beim Bergsteigen, dass wir unseren Erfolg und unsere Herrlichkeit uns selbst verdanken. Wenn wir einen Ausweg aus einer schwierigen Situation finden, sind wir entzückt von unserer eigenen Genialität und unseren Fähigkeiten. Es ist so leicht, dem Gefühl zu erliegen, dass wir außergewöhnlich sind. Wir werden zum Mittelpunkt des Universums. Und als Folge davon gehen unser Gefühl der Einheit mit unserer Umgebung und unsere Kapazität, für sie Mitgefühl zu empfinden, einfach den Bach runter. Mit anderen Worten: Bergsteiger neigen genauso wie andere kreative Menschen zu Egozentrik. Sie verfallen leicht dem besessenen Bedürfnis, ihr eigenes Image zu schaffen. Sie werden zu diesen hungernden Geistern, die auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten hamstern.

**ZS** » Was passiert, wenn wir anfangen, das Bergsteigen in eine Art Medienbetrieb zu verwandeln?



Kurtyka und Noboru Yamada 1986 im Basislager bei ihrem Versuch am Trangoturm (6239 m) im pakistanischen Karakorum. Yamada war einer der talentiertesten Bergsteiger Japans in den 1980er-Jahren. Drei Jahre nach dieser Aufnahme starb Yamada unter geheimnisvollen Umständen in einem heftigen Wintersturm am Denali (6194 m).  
© Archiv V. Kurtyka

**VK** » Ich nehme an, es ist unpassend, dein Leben in einer tödlichen Show zu riskieren oder Menschen mit der unendlichen Schönheit der Berge zu locken, nur um die Öffentlichkeit zu beeindrucken. Das ist wirklich geschmacklos. Aber verdammt, ich bin sicher, du kannst es auch in guter Absicht tun, als eine Art Geschenk. Ich sehe oft eine echte Bescheidenheit oder Demut bei unseren Stars. Ich war von dieser Charaktereigenschaft bei Piotrek Pustelnik und Kinga Baranowska<sup>7</sup> beeindruckt. Kukuczka und Wielicki<sup>8</sup> gingen mit ihrer Beliebtheit anständiger um als ich. Gołąbs und Bie-

7 Piotr „Piotrek“ Pustelnik war nach Jerzy Kukuczka und Krzysztof Wielicki der dritte polnische Bergsteiger, der alle 14 Achttausender bestieg. Kinga Baranowska hat inzwischen acht Achttausender bestiegen. Sie verwendet keinen Flaschensauerstoff und zieht es vor, mit kleinen Teams bergzusteigen.

8 Kukuczka wurde 1987 zum zweiten Bergsteiger (nach Reinhold Messner), der alle 14 Achttausender bestieg. Er bestieg alle bis auf einen entweder über Neurouten oder im Winter. Zu seinen Winter-Erstbesteigungen zählen der Dhaulagiri (8167 m), der Cho Oyu (8188 m) und der Kangchendzönga (8586 m). Zwei Jahre später starb er in der Lhotse-Südwand (8516 m). Mit der Winter-Erstbesteigung des Mount Everest 1980 durch Wielicki und Leszek Cichy begann das „Goldene Jahrzehnt“ des polnischen Winterbergsteigens im Himalaya.

leckis kürzliche Leistung im Winter am Gasherbrum I<sup>9</sup> und ihre elegante Bescheidenheit sind sogar noch erstaunlicher in dieser Zeit des gewaltigen Medienrummels. Ich denke, Bergsteiger – als Freiheits-Künstler – fühlen instinktiv, dass Starruhm lächerlich ist. Denke nur daran, wie jeder mit gemeinschaftlicher Empörung und Spott reagiert, wann immer eine billige Mochtegern-Berühmtheit daherkommt. Da gibt es nicht viel zu sagen. Diese Dinge sind so abstoßend wie die Ausbeutung von Religion oder Wohltätigkeitsarbeit, um reich zu werden.

**ZS** » *Es ist lange her, als wir mit dem Bergsteigen begannen. Generationen von jüngeren und jüngeren Kletterern sind gefolgt. Siehst du einen wirklichen Unterschied zwischen ihrer Herangehensweise an das Bergsteigen und dem Alpinismus, den wir betrieben?*

**VK** » Es gibt enorme Unterschiede. Alles hat sich gewandelt. Es ist sogar sehr schwer auszumachen, was gleich geblieben ist.

und so weiter. Inzwischen haben wir sogar in den Bergen Rennen und Shows auf täglicher Basis. Internet- und Radioübertragungen aus Himalayawänden sind zur Norm geworden. Rob Hall starb am Everest und man hörte am Telefon dabei zu. Tomaž Humar<sup>10</sup> versuchte die Dhaulagiri-Südwand im Alleingang zu durchsteigen, nachdem er zuvor die Öffentlichkeit mit der Aussage schockiert hatte, es sei ein Himmelfahrtskommando. Und so schaute die Welt mit angehaltenem Atem zu, um zu sehen, wie weit er käme. Die Neuigkeiten von jedem dramatischen Wandel im Geschehen wurden aus der Wand ständig aktualisiert. Später bot er der Welt ein noch besseres Spektakel, als er ohne jegliche Rückzugsmöglichkeit in der Rupalwand feststeckte. Er verwandelte das Sterben in ein faszinierendes Schauspiel für Millionen Zuschauer – bis ihn die pakistanischen Piloten mit dem Hubschrauber retteten.

Humars eigene Verwandlung ist jedoch bewegend. Er wurde reuevoll und demütig, und er begann ohne jegliche Me-

## Es gibt keine Ziffer, die den Wert der inneren Erfahrung des Bergsteigens widerspiegeln kann

**ZS** » *Könntest du dies etwas näher ausführen?*

**VK** » Mehr als alles andere ist es die Einführung von künstlichen Kletterwänden und Kletterwettbewerben. Beides sind großartige Wege, zu üben und den Sport zu spielen. Doch es ist eine Welt, die wenig Verbindung zur romantischen Gesinnung des Alpinismus hat. Die Kletterhallen-Generation reduziert den Wert einer Kletterei auf den Kult der Ziffer, das heißt den technischen Schwierigkeitsgrad. Die Herausforderung der Gefahr ist ihnen fremd; der Stolz, in den Bergen gelitten und überlebt zu haben, ist für sie ungreiflich. Diese Generation versteht nicht, dass der Alpinismus über inneren Schmerz wirkt, und nicht über materiellen Widerstand.

Mit den Kletterwettkämpfen kam dieser ganze mediale Sumpf mit Ranglisten, Siegerpodesten, Medienspektakeln

dienberichterstattung zu klettern. Als er am Langtang starb, trauerte ich um den Verlust einer empfindsamen Seele. Manchmal ist es gut, sich beim Urteil über die Absichten eines Bergsteigers zurückzuhalten. Die Welt hat sich so sehr verändert, dass sogar die Bergsteiger selbst oft nicht ihr Verlangen, eine Besteigung durchzuführen, von ihrem Verlangen, dafür bekannt zu werden, unterscheiden können.

**ZS** » *Du erwähntest den „Kult der Ziffer“. Es scheint eine verbreitete Tendenz in der Bergsteigerszene zu sein, eine Person nach der „Ziffer“ zu bewerten, das heißt nach dem Schwierigkeitsgrad, den er oder sie klettert. Hast du das Gefühl, dass du auf diese Weise bewertest wirst?*

---

9 2012 gelang Janusz Gołqb und Adam Bielecki die erste Winterbesteigung des Gasherbrum I (8080 m). Diese Leistung lässt viele auf eine Renaissance des polnischen Winterbergsteigens hoffen. Ein Jahr darauf glückte Bielecki die Winter-Erstbesteigung des Broad Peak (8051 m); zwei seiner Partner starben im Abstieg. Der pakistanische Bergsteiger Shaheen Baig nahm an beiden Expeditionen teil und unternahm einen Rettungsversuch.

---

10 Der gesamte Versuch von Tomaž Humar an der Rupalwand des Nanga Parbat 2005 – die Zeit, die er zwischen Lawinen gefangen war; sein beinahe erfolgtes Verhungern und seine Rettung um Haaresbreite – wurde fast in Echtzeit online dokumentiert, was in der Bergsteigerszene Kontroversen hervorrief. Vier Jahre später vermied Humar bewusst die Medien, als er eine neue Route in der Südwand des Langtang Lirung (7227 m) versuchte. Ob er im Auf- oder Abstieg verunglückte, bleibt bis heute ein Geheimnis, ebenso die genauen Umstände seines Todes.

**VK »** Ich denke nicht. Aber dieser „Kult der Ziffer“ ist lästig, da – lässt uns ehrlich sein – ihm der Eiszapfen, der von einer blauen Nase hängt und die Geschichte eines grausamen Abenteurers erzählt, gleichgültig ist. Die „Ziffer“ ignoriert dies schamlos. Ich erinnere daran, dass die Winterbesteigung des GI von Gołąb und Bielecki so gut wie nichts mit technischen Schwierigkeiten zu tun hatte. Trotzdem respektieren Menschen diese Leistung. Das Maß des Risikos und des Leidens raubt dir einfach den Atem. Diese Besteigung repräsentiert die klassische polnische Schule. In einer Zeit des Konsums und großer Spektakel stellt diese Art von Besteigung den Traum von menschlicher Tapferkeit wieder her. Sie ist inspirierend. Währenddessen spottet die Kletterhallen-Generation über das Leiden. Künstliche Sicherheitsmaßnahmen schalten jedes Risiko beim Klettern aus. Auf der anderen Seite gestehe ich ein, dass technische Schwierigkeiten das Rückgrat des Alpinismus sind. Ohne wirkliche Schwierigkeiten stirbt der Alpinismus einfach. Ich stelle sie beim Bergsteigen über das Risiko und das Leiden. Aber was soll's? Es gibt keine „Ziffer“, die den Wert der inneren Erfahrung des Bergsteigens widerspiegeln kann. Wie ich bereits sagte, wirkt Alpinismus über inneren Schmerz und nicht über materiellen Widerstand. Und deshalb respektiere ich den Schwierigkeitsgrad, aber er ist mir scheißegal. Ergibt das einen Sinn?

**ZS »** *Ja, das tut es. Neben Leid und Schmerz liebst du es, in Könsen zu sprechen, das heißt, du liebst es, dir selbst zu widersprechen. Ich gebe allerdings zu, dass dich manchmal ein rationaler Widerspruch dazu zwingt, dich mit den Dingen auf einer anderen, tieferen Ebene auseinanderzusetzen. Doch lass uns noch einen Schritt weiter gehen. Beim Sport geht es um Siegespodeste und Preise. Es ist kein wirklicher Nachteil, einzelne Leute hervorzuheben und ihre Leistungen auszuzeichnen, oder? Wie denkst du über Preise und Auszeichnungen?*

**VK »** Natürlich haben sie einen Nachteil. Hast du nicht gesehen, wie Leute bei der Oscar-Verleihung in Tränen ausgebrochen sind oder manische Anfälle bekamen? Das ist ein Zeichen völliger Abhängigkeit. Das ist weit entfernt von Stolz, oder von Freiheit, oder von der demütigen Unterwürfigkeit des Künstlers. Ich sehe eine einzige geeignete Rolle für mein Lebenswerk: dass es ein Geschenk für andere ist. Du kannst offensichtlich sagen, dass manche Stars von diesen Statuetten absolut besessen sind.

Öffentliche Auszeichnungen scheinen aus dem unschuldigen Bedürfnis zu erwachsen, etwas Wertvolles zu belohnen – Schönheit, Stil und athletische Fähigkeiten – und wenn sie diese Rolle wirklich erfüllen, dann sind sie ein nützlicher



Zweimal lehnte er ab, beim Piolet d'Or dabei zu sein, 2016 nimmt Kurtyka schließlich den Preis für sein Lebenswerk entgegen.

© Piolet d'Or, Foto: P. Drozd

Gradmesser für uns. Aber Auszeichnungen sind eine heiße Ware bei menschlichen Rivalitäten. Und sie erzeugen diesen Hunger nach öffentlicher Anerkennung, der unmöglich zu sättigen ist, wie bei einer Droge. Sie erzeugen die Illusion, man „sei jemand“. Und wenn diese Illusion in uns haften bleibt, verlieren wir unsere Fähigkeit, wirklich wir selbst zu sein, und wir werden zu diesem scheinbaren „Jemand“, dessen Energie völlig von jener vollständig eingebildeten Welt verzehrt wird. Ich denke, so gibst du deine Freiheit auf. Und dieses Aufgeben bedeutet, die Berufung des Bergsteigens zu verraten. Denn Bergsteigen ist nichts anderes als das Streben nach Freiheit.

**ZS »** *Voytek, hast du jemals daran gedacht, das Bergsteigen aufzugeben?*

**VK »** Nein, ob du es glaubst oder nicht. Es wäre ein Hohn, eine Liebe aufzugeben, die erwidert wird. Ich habe keine großen Erwartungen. Das Berühren von warmem Fels, das Gefühl der Bergwelt – das reicht mir. Die Berge sind mein Atem.

**ZS »** *Danke für das Gespräch.*

**VK »** Ich danke dir.



# Freigeist und Kosmopolit

Er gilt als bester Kenner Patagoniens und scharfsinniger Analytiker der Alpingeschichte: Rolando Garibotti im Porträt

>> **Tom Dauer**

Natürlich ist Rolando Garibotti vor allem ein großartiger Bergsteiger und Geschichten über seine Abenteuer ließen sich viele erzählen. Zum Beispiel die, als er auf die Aguja Guillaumet kletterte. Da war er 15 Jahre alt und unbeleckt von jeglicher alpiner Erfahrung.

Die Aguja – die „Nadel“ – Guillaumet ist ein Gipfel im südlichen Argentinien, in den patagonischen Anden. Das sind die Gralsberge Garibottis, seine bergsteigerische Heimat und sein Sehnsuchtsort. Benannt ist „die Guillaumet“ nach dem französischen Piloten Henri Guillaumet, der in den 1930er-Jahren im Auftrag der „Aeropostale Argentina“ 393 Mal über die Anden flog. Sein großer Landsmann, der Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry, ebenfalls ein tollkühner Flieger, schrieb über ihn: „Er verbreitete Zuversicht wie eine Lampe Licht, der Kamerad, dessen Flugzeug 1940 irgendwo zwischen Marseille und Tunis vom Himmel geschossen wurde.“ Aber das gehört ja eigentlich gar nicht hierher. Und wiederum doch, denn schließlich soll dieser Text Rolando Garibotti, 45, beschreiben. Der aber ist nicht nur ein großartiger Bergsteiger, sondern auch einer der besten Kenner Patagoniens und vor allem ein präziser Denker, einer der wenigen im modernen Bergsteigen. Wer gewillt ist, Rolando Garibottis Geschichte – und seinen Überlegungen – zu folgen, der muss eben Umwege in Kauf nehmen.

Übrigens: Ich kenne mein Gegenüber, das ich an einem sonnigen Vormittag in einem gar nicht hippen Straßencafé treffe, schon lange, weil Patagonien unsere geteilte Leidenschaft ist. Etliche angeregte Stunden unterhalten wir uns, und unser Gespräch geht dem Ende entgegen, als „Rolo“ einen Zettel aus seiner Tasche zieht. Darauf hat er notiert, über welche Themen wir seiner Ansicht nach für dieses Porträt sprechen hätten sollen. Tatsächlich haben wir alles abgehakt. Rolo ist zufrieden. Nicht, weil es ihm um ihn ginge, nicht aus Eitelkeit oder Geltungsdrang, sondern weil es ihm um die Sache geht. Um die Berge und das Bergsteigen, auf das er eine große gedankliche Sorgfalt verwendet.

Die Aguja Guillaumet also. Etwa 2850 Meter hoch, nicht ganz so sturmtost und mythenumrankt wie seine Nachbarn Fitz Roy und Cerro Torre, aber immerhin ein richtiger Berg. Und dort wollten der junge Rolo und sein Freund hinauf –

dabei sprossen ihnen noch nicht mal die Barthaare. Die beiden Novizen hatten sich für das „Amy-Vidailhet-Couloir“ entschieden, die vermutlich einfachste Route auf einen der patagonischen Granitgipfel. „Wir brauchten dafür drei Tage“, erinnert sich Garibotti. „Beim Abstieg kamen wir in einen Sturm, der stärker war als alle, die wir je erlebt hatten. Wir verloren ein Seil, hatten ein ziemlich unbequemes Biwak und mein Freund erfror sich die Fingerkuppen. Es war großartig.“

Rolando Garibotti, argentinische Eltern, geboren in Italien, wuchs im idyllischen Bariloche auf, lebte etliche Jahre in den USA, war dort verheiratet, teilt seine Zeit heute auf zwischen El Chaltén und den Dolomiten und lebt mit der deutschen Bergführerin und Extrembergsteigerin Dörte Pietron zusammen. „Ich habe nicht das Gefühl, dass ich irgendwohin gehöre“, sagt er. „Wenn ich gefragt werde, wo ich herkomme, antworte ich meistens, das ist ‚durcheinander‘.“

In Bariloche sieht Patagonien ein bisschen aus wie die Schweiz, und abenteuerhungrige Teenager finden in den Felsen rund um das Refugio Emilio Frey den besten Spielplatz. Das Klettern brachten sich Rolo und seine Freunde mehr oder weniger selbst bei. Es folgten, noch grün hinter den Ohren, die ersten Ausflüge in das Chaltén-Massiv rund um Fitz Roy und Cerro Torre.

## Ultraleicht und ultraschnell

Zu Beginn der 1990er-Jahre reiste Rolo Garibotti erstmals nach Kalifornien, ins legendäre Yosemite Valley. Im glatten Granit rund um den monolithischen El Capitan und dessen Trabanten fand er sich schnell zurecht – „schnell“ im wahrsten Sinne des Wortes. 1994 hielt Garibotti in den El-Cap-Routen „Triple Direct“, „The Shield“, „Aquarian Wall“, „Sunkist“ und etlichen mehr den Speed-Rekord. Für einen Kletterer, der nicht im Valley lebte, war das eine beeindruckende Leistung.

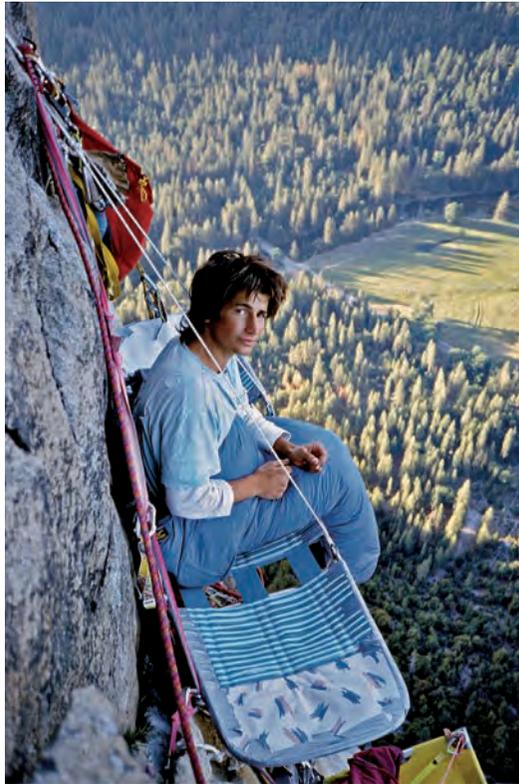
Die schnellen Begehungen der 1000- und mehr-Meter-Linien gelangen Rolo zusammen mit dem Schweizer Aischan Rupp, der 1997 viel zu früh am Matterhorn aus dem Leben gerissen wurde. Um besonders rasant unterwegs sein zu können, führten Rolo und Aischan das „short fixing“ im Yosemite Valley ein. Das System ist ebenso effizient wie gefährlich: Der Vorsteiger knipst die Seillänge ab, erreicht den Standplatz und zieht sofort

**Immer ehrlich, sehr direkt und überaus leidenschaftlich: Rolando Garibotti ist ein faszinierender Alpinist und selbstkritischer Denker.**

© D. Pietron

Ein seltener Moment Ruhe: In den 1000-Meter-Routen am El Capitan im Yosemite Valley stellten Rolo und Aischan Rupp in den 1990er-Jahren etliche Speedrekorde auf.

© A. Rupp



genügend Schlappseil nach, um weiterzuklettern. Bevor er das tut, fixiert er das Seil am Stand. Während der Seilerste sich wieder auf den Weg macht – und sich dabei selbst sichert, oder auf Sicherung verzichtet – steigt der Seilzweite mithilfe von Steigklemmen am fixierten Seil nach. Sobald er den Stand erreicht hat, kann er den Seilersten wieder in die Sicherung nehmen, und das Spiel beginnt von vorn. Eine Methode, die Fehler kaum verzeiht.

„Damals“, sagt Garibotti, „hatte ich mich dem Klettern vollkommen verschrieben. Was für mich zählte, war allein die Leistung.“ Der spielerische Wettkampf um die besten Zeiten am El Capitan hatte aber auch einen weiteren Effekt: „Diese Periode war die Grundlage all dessen, was später kam, weil sie mir genügend Können und Selbstvertrauen gab, um Routen wie ‚Tehuelche‘ im Alpinstil klettern zu können.“

„Tehuelche“ ist eine 1300 Meter lange Linie in der Nordwand des Fitz Roy. Sie wurde 1986 erstbegangen – zehn Jahre später gelang Rolo zusammen mit Doug Byerly die erste Begehung an einem Stück, ohne Fixseile und vorheriges Auskundschaften. „Damals“, sagt Garibotti, „trauten

sich nur sehr wenige Kletterer ohne Netz und doppelten Boden in solche Wände.“

Die Kombination aus technischem Kletterkönnen und immenser Kraft und Ausdauer führte Rolo auch in die hohen Berge Alaskas. Mit dem ähnlich begabten Steve House stieg er am 9. Juni 2001 in die „Infinite Spur“ des Mount Foraker ein. 1977 hatten Michael Kennedy und George Lowe diese Monsterroute durch die Südwand des 5304 Meter hohen Sultana – so benannten die Ureinwohner den Berg – gefunden. Elf Tage lang waren sie an dem Pfeiler unterwegs gewesen, kletterten 14 Stunden pro Tag und sicherten 90 Seillängen. Als Steve und Rolo in die „Infinite Spur“ einstiegen, trugen sie „einen MSR-Kocher, einen Liter Benzin (am Ende halb aufgebraucht), 40 Riegel pro Mann, acht Tütensuppen, etwas Halva, Karte, Kompass, Höhenmesser, GPS, Funk, ein 8,8-Millimeter-Seil, sechs Eisschrauben, fünf Friends, Klemmkeile, Karabiner, ein Tarp und Daunenjacken“. 25 Stunden benötigten sie vom Wandfuß zum Gipfel.

### The only way out is up

Kaum jemand hatte eine derartige Leistung zuvor für möglich gehalten. Mit Stolz erfüllte sie Rolo allerdings nicht. „Unsere Herangehensweise“, schrieb er, „war eher unromantisch, da wir aufgrund von Ausrüstung und Taktik nicht die Zeit hatten, in unsere Umgebung einzutauchen. Unsere Erfahrung war daher nicht so vielfältig und reich, wie sie hätte sein können. Das ist der Preis, den wir dafür bezahlen, so unterwegs zu sein.“

Heute, rückblickend auf seine alpinistische Karriere, sagt Rolando Garibotti: „Ich bin mir nicht sicher, ob das leichte und schnelle Klettern eine bewusste Entscheidung war. Es ist daher kein Zufall, dass der Italo-Argentinier einen Text, der von seiner größten alpinistischen Leistung handelt, mit dem Untertitel „The only way out is up“ versah. Tatsächlich war die erste Begehung der „Torre Traverse“ für Rolo eine Art Befreiung, das Ende einer jahrzehntelangen Besessenheit mit der Skyline von Aguja Standhardt, Punta Herron, Torre Egger und Cerro Torre. In den 1980er-Jahren war diese schwierige Überschreitung bereits gedacht worden. Aber alle Versuche scheiterten an den komplexen Herausforderungen, die die lange Kletterei in Fels und Eis mit sich bringt.

## Höhepunkt Torre Traverse

Rolo erinnerte der Grat „in seiner eleganten, chaotischen Form an eine Gaudi-Kathedrale: die steilen Linien entlang der Türme; der Schnee und der Anraum in verschachtelten, rankenden Mustern; die schlichte Harmonie zwischen dem goldenen Granit und seinen blauen Schatten. Diese Zacken bilden die erstrebenswerteste geografische Figur, die ich je gesehen habe: ästhetisch, wie auf einem Präsentierteller daliegend, und schwierig.“ Zwischen 21. und 24. Januar 2008 gelang es Rolo, die Torre Traverse mit seinem jungen Seilpartner Colin Haley zu durchsteigen – es war der Höhepunkt seiner bergsteigerischen Karriere. Der Zeitpunkt und der Ort, an dem alle Erfahrungen und Erlebnisse kulminierten: „Mir wurde bewusst, dass das eigentliche Abenteuer in all dem bestand, was zuvor geschehen war, im Tal, als ich begann, mir das Unbekannte vorzustellen.“

Knapp zehn Jahre nach seinem Erfolg am Cerro Torre blickt Rolo Garibotti selbstkritisch auf seine Zeit als Leistungsbergsteiger zurück. Aber um keinen falschen Eindruck zu erwecken: Der Mann, der Hände hat wie ein Gärtner und das hohlwangige Gesicht eines Asketen, der in den Sommern als Bergführer in den Alpen arbeitet und in den Wintern jeden Tag in den patagonischen Anden unterwegs ist, ist auch heute noch fitter als die meisten anderen. Nur, er nimmt „Ziele, Erfolge,



passen, denn gleichwohl seine Stimme in der internationalen Bergsteigerszene Gewicht hat, nimmt er sich selbst und seine Befindlichkeiten nicht allzu wichtig. Stattdessen denkt er nach über seine neue, heutige Rolle und die damit verbundene Verantwortung – als Führerautor und patagonische Nachrichtenquelle. Bereits im Jahr 2002 hatte er nach Jahren akribischer Arbeit genügend Informationen, Topos und Fotografien gesammelt, um einen Gebietsführer über das El

**Ein steiles Stück Belohnung:** Nach vielen Jahren Vorbereitung gelang Rolo zusammen mit Colin Haley 2008 die erste Begehung der Torre Traverse in Patagonien.

© C. Haley

# *Manchmal werden wir zu Gefangenen der Dinge, die wir gut können*

Performance, Fortschritt“ nicht mehr so wichtig. „Wir haben alle blinde Flecken in unserer Wahrnehmung. Vorstellungen und Erklärungen, die wir nicht hinterfragen, weil sonst unser Weltbild ins Wanken geriete. Heute glaube ich, dass das Leistungsdenken eine Schimäre ist. Erfolgsstreben ist keine Tugend an sich. Es ist ein Wert, der in unserem kapitalistischen Denken verankert ist.“

Rolo, der ein nüchterner, unpathetischer Mensch ist, bezieht diese Analyse jedoch nicht nur auf sich selbst. Das würde auch nicht zu ihm

Chaltén-Massiv zu publizieren. Doch Rolo ließ das Projekt in einer Schublade verstauben, denn „Patagonien war noch wild und nur eine Handvoll Bergsteiger unterwegs, und das wollte ich nicht ändern“. Ändern tat es sich aber dann doch, und Rolo wurde ein Teil des Wandels.

## Zeit des Wandels

Gegen Ende der Nullerjahre nämlich machten das Internet und vor allem die sehr präzisen Wettervorhersagen das Bergsteigen in Patagonien kalku-

liebarer. Das hatte ganz pragmatische Folgen für die Auswahl der Ziele, für Planung, Vorbereitung und Taktik. Zugleich wurde Patagonien aber auch von vielen alten Geschichten befreit, entzaubert, entmystifiziert. Das Verhältnis von „éxito“ und „fracaso“, von Erfolg und Misserfolg, wandelte sich: Während jahrzehntelang nur ein Bruchteil der Bergsteiger erfolgreich war, kommt inzwischen fast jede Seilschaft mit einem Gipfelsieg heim. Wer heute noch in einen der patagonischen Stürme gerät, hat sich entweder sehenden Auges dem Risiko ausgesetzt – oder er kann den Wetterbericht nicht interpretieren.

Nachdem 2009 drei vermeintliche patagonische Erstbegehungen via soziale Netzwerke publiziert worden waren – tatsächlich führten die Routen über bereits bestehende Linien –, war es schließlich so weit: Rolo und seine Lebensgefährtin, die Bergführerin Dörte Pietron, stellten ihre Website [www.pataclimb.com](http://www.pataclimb.com) online. Mit historischer Sorgfalt, unbestechlich geprüft und bestmöglich recherchiert, werden auf der Site bestehende Routen dokumentiert sowie Erstbegehungen und wichtige Wiederholungen veröffentlicht. Die Menge an Information ist schier überwältigend – und sie ist von jener präzisen Genauigkeit, die die Arbeit Rolos auszeichnet.

Drei Jahre später erschienen die auf [pataclimb.com](http://pataclimb.com) publizierten Informationen in gebundener Form: „Patagonia Vertical“ ist eines der schönsten Werke, die auf dem großen Markt der Kletterführer zu erwerben sind – weil der Leser auf jeder Seite spürt, wie viel Liebe in diesem 368 Seiten starken Konvolut steckt. Nach Ansicht Rolos haben Gebietsführer einen doppelten Zweck – Informationen bereitzustellen und historisches Zeugnis abzulegen. „Ich wollte“, sagt Rolo, „vor allem die Geschichte des patagonischen Bergsteigens und seine Entwicklung festhalten.“ Und damit „einer Gesellschaft, die viele Facetten und Reichtümer der Vergangenheit zugunsten zählbarer Gewinne vergisst“, den Spiegel vorhalten.

Nebenbei erfüllte das Erscheinen des ersten Kletterführers aus Patagonien auch einen anderen Zweck: „Es war ein pragmatischer Weg, den Rummel in unserem Haus in El Chaltén zu stoppen. An manchen Tagen kamen über zwanzig Leute vorbei, die Informationen von Dörte und mir haben wollten. Das war toll, keine Frage, und

wir hatten Spaß dabei. Du kannst aber nur zeitweilig ‚Wetterguru‘ und Auskunftsbüro sein – irgendwann brauchten wir einfach wieder mehr Zeit für uns selbst.“

Heute genießt Rolo vor allem die Arbeit „hinter den Kulissen“ – und akzeptiert auch die damit verbundene Verantwortung. Denn natürlich haben verbesserte Informationsmöglichkeiten, genaue Wetterberichte und eine jeden Wunsch erfüllende Infrastruktur in El Chaltén dazu geführt, dass Bergsteiger mit einem anderen Denken, einer anderen Einstellung nach Patagonien kommen. Während früher jeder Patagonien-Neuling riesigen Respekt vor plötzlichen Wetterumschwüngen und der Ausgesetztheit in einem menschenleeren Gebiet hatte, werden die Berge heute fast schon zu sehr auf die leichte Schulter genommen. „Ich glaube, dass der allergrößte Teil der Kletterer nicht hier wäre, gäbe es das Internet nicht“, sagt Garibotti.

## Unbequeme Fragen

Um Unfällen vorzubeugen und „die Mentalität“ der Bergsteiger zu beeinflussen, hat Garibotti auf [pataclimb.com](http://pataclimb.com) daher ein Dokument zum Thema „risk management“ veröffentlicht. Erziehen will er die Besucher seiner Wahlheimat damit nicht. Aber darauf aufmerksam machen, dass in Patagonien eigene Gesetze herrschen – und dass man sich dort selbst zu helfen wissen muss. Die Schwierigkeit einer Route an Cerro Torre oder Fitz Roy oder anderen Gipfeln bemisst sich nämlich nicht nur am technischen Grad, sondern vor allem an dem, „was alles passieren kann“. Angesichts „der großen Zahl an Unfällen in Relation zur Zahl der Besucher“ stellt Rolo deshalb vor allem Fragen: Bist du den Schwierigkeiten gewachsen? Hast du einen Plan für den Abstieg? Kannst du einen Standplatz bauen? Bist du fähig, jemanden aus einer Gletscherspalte zu retten? Und bist du dir bewusst, dass im Notfall viele andere Bergsteiger ihre Pläne umschmeißen und unter Einsatz ihres eigenen Lebens zur Rettung ausrücken müssen?

Natürlich sind dies Fragen, auf die man selbstverständliche Antworten haben sollte. Das aber ist nicht der Fall. Doch bevor Rolo vor dieser Entwicklung die Augen verschließt, versucht er, sie zu beeinflussen. Er ist eben einer, der sich einmischt – auch wenn es für ihn selbst unbequem wird.

## Was wirklich zählt

Im Jahr 2000 etwa bekam er mit, dass ein Stück Land rund um den Paso del Cuadrado privatisiert werden sollte. Zwei argentinische Geschäftsleute hatten vor, auf dem nördlichen Zugang ins Fitz-Roy-Massiv Hütten zu errichten und diese kommerziell zu nutzen. Das fragliche Gebiet ist nicht Teil des Parque Nacional de los Glaciares – von den Menschen in El Chaltén wird es aber als Teil der schätzenswerten Wildnis betrachtet, die das Gebirge im Süden Patagoniens so einzigartig macht.

Um den Paso del Cuadrado unberührt zu erhalten, entflammte Rolo – lange vor Facebook und WhatsApp – einen gewaltigen Proteststurm. In internationalen Magazinen erschienen Pamphlete gegen die „Privatisierung des Fitz Roy“, Tausende Menschen schrieben Briefe an die Provinzregierung, Unternehmen und Alpenvereine schlossen sich der Initiative an. Zu guter Letzt wurde das Land zu einem „national monument“ erklärt und der Privatisierung ein Riegel vorgeschoben. „Das war“, sagt Rolo, „eine Leistung, auf die ich wirklich stolz bin. Ich hätte es mein ganzes Leben lang bereut, hätte ich das nicht getan.“

Seinem Beruf als Bergführer geht Rolo in Patagonien nicht nach, weil er Arbeit und „mein eigenes Bergsteigen“ nicht miteinander mischen will. Stattdessen „genieße ich meine Zeit in den Bergen, ohne große Ambitionen über den Moment hinaus“. Rolo muss sich eben nichts mehr beweisen. Über die vielen Neutouren, die er mit Dörte Pietron eröffnet, veröffentlicht er keine Informationen. Er klettert, um zu klettern. Für sich. Und um des Abenteuers willen.

Dass Rolo seine Erstbegehungen stellenweise auch mit Bohrhaken absichert, mag den ein oder anderen überraschen, denn er hat die Verwendung von Bolts ähnlich wie Reinhold Messner („Mord am Unmöglichen“) teils vehement kritisiert. So zum Beispiel nach der Erstbegehung von „Royal Flush“ in der Fitz-Roy-Ostwand 1995. Kurt Albert, Bernd Arnold, Jörg Gerschel und Lutz Richter hatten dabei 120 Bohrhaken verankert und Fixseile verwendet. In einem Beitrag für das „American Alpine Journal“ argumentierte Rolo, dass die Bohrhaken überflüssig gewesen seien, da sie größtenteils neben Rissen gesetzt wurden, die sich perfekt für Klemmkeile und Camelots eignen.



ten. Außerdem werde mit Fixseilen die Kletterei in handliche Abschnitte portioniert – und die Höhe der Wand als Bestandteil der Herausforderung ausgeschaltet.

Dazu steht Garibotti bis heute, und dennoch betont er, „dass ich nie grundsätzlich gegen Bohrhaken war“. Es gebe durchaus Routen, in denen sie ihre Berechtigung hätten, etwa alpine Erstbegehungen durch blanken Granit oder plattige Kalkwände. Mit derart pointierten Meinungen hat sich Rolo nicht nur Freunde gemacht. Und auch er selbst sieht seinen Drang zur Meinungsäußerung durchaus selbstkritisch: „Ich weiß auch nicht, warum ich zu jedem und allem etwas zu sagen habe. Manchmal denke ich, es wäre leichter, nur den eigenen Zielen zu folgen und alles andere zu ignorieren. Das ist sicher eine meiner negativen Charaktereigenschaften: Ich habe sehr lange gebraucht, um zu verstehen, dass meine Direktheit oftmals unhöflich und aggressiv rüberkommt – und damit dem im Wege steht, was ich eigentlich sagen will. Ich bin oft nicht geduldig genug, anderen meinen Standpunkt zu erklären.“

## Kriminalfall und Herzensthema

Augenfällig wurde dies besonders in der öffentlichen Debatte über ein Thema, das Rolo Garibotti besonders am Herzen liegt: die Geschichte des Cerro Torre. Es gilt inzwischen ja als bewiesen, dass Cesare Maestri und Toni Egger 1959 – anders

Die Gipfel rund um den Fitz Roy sind Rolando Garibottis Sehnsuchtsort: Als Alpinist und Führerautor prägt er die Entwicklung der patagonischen Alpen bis heute.

© D. Pietron



Zwischen Walliser Alpen  
und Marmolada-  
Südwand:  
Die Sommermonate  
verbringt Rolo als  
Bergführer und Kletterer  
in den Alpen.

© D. Pietron

als von Maestri bis heute behauptet – den Gipfel des ikonischen Berges *nicht* erreicht haben. Garibotti hat durch langjährige Nachforschungen, durch Gespräche mit Zeitzeugen und einsame Archivarbeit sowie durch Recherchen vor Ort dazu beigetragen, die Erzählungen Maestris als Mythos zu entlarven.

Rolo drückt dies, wie es seine Art ist, auf drastischere Weise aus: „Mythos ist ein schickes Wort für ‚bullshit‘. Ich sehe keinerlei Magie oder Romantik darin, an Dinge zu glauben, von denen wir wissen, dass sie nicht wahr sind.“ Dass Maestri bis heute von vielen Bergsteigern als Erstbegeher des Cerro Torre verehrt, dass seiner Version der Wirklichkeit bis heute Glauben geschenkt wird, betrachtet Garibotti als Legendenbildung. „Bei Diego Maradona ist das genauso“, sagt er. „Jeder weiß, dass er als Mensch, als Vater, als Ehemann versagt hat. Und dennoch wird fleißig an seiner Hagiographie, seiner Heiligengeschichte, gearbeitet.“

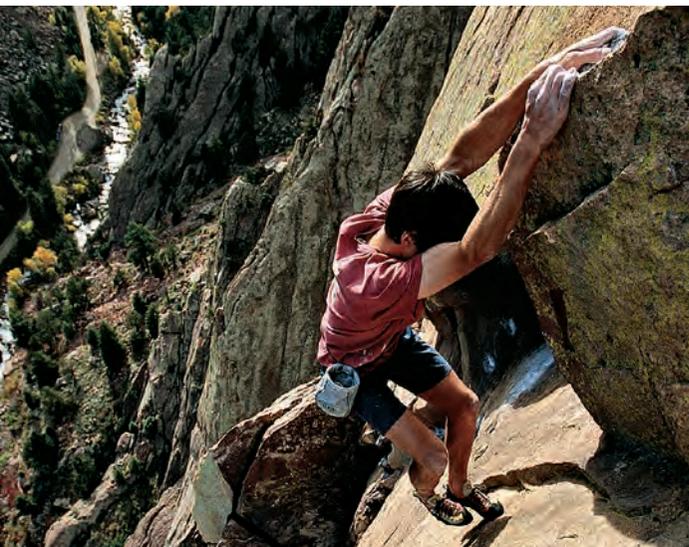
Dabei habe – und das empfinde er als besonders verstörend – Maestri den Charakter des Berges vollkommen verändert. Nicht nur mit der angeblichen Erstbesteigung, sondern vor allem mit der ersten Begehung der Südostkante im Winter 1970. Damals vollbrachte Maestri zwar einen ungeheuren Kraftakt – zerstörte aber seinen Ruf ein für alle Mal. Denn mit Hilfe einer kompressorbetriebenen Bohrmaschine verankerte er gut 350 Haken in der Wand: fünf Zentimeter lang, 9,5 Millimeter stark. Am 2. Dezember 1970 erreichte der Italiener mit zwei Gefährten den Fuß des Gip-

feleispilzes. Den höchsten Punkt des Cerro Torre erreichte Maestri nicht – dafür ließ er Kompressor samt Bohrmaschine eine Seillänge unter dem Gipfelplateau hängen – er hängt dort bis heute.

Maestris Bohrhaken und seine Route wurden in den folgenden Jahrzehnten immer wieder heiß diskutiert. Die Diskussion eskalierte am 16. Januar 2012, als Hayden Kennedy und Jason Kruk nach ihrer Besteigung des Cerro Torre über 100 dieser Bohrhaken abschlugen. Die Kunde dieser Tat verbreitete sich über Weblogs, Internetforen, Facebook und Twitter wie ein Lauffeuer in der internationalen Bergsteigergemeinde. Die Reaktionen waren unerwartet heftig.

Von ihren Glaubensbrüdern wurden Kennedy und Kruk als mutige Lordsiegelbewahrer des Alpinismus gefeiert. Von ihren Kritikern wurden sie als ignorante amerikanische Imperialisten beschimpft, die respektlos gegenüber der Alpingeschichte gehandelt und ein argentinisches Kulturgut zerstört hätten. In El Chaltén bedrohte eine aufgebrachte Menge die Kletterer. Kurz darauf wurden Kennedy und Kruk von der Provinzpolizei aufgegriffen und zweieinhalb Stunden festgehalten. Maestris Bohrhaken wurden beschlagnahmt. Ein paar Tage später erklärte die lokale Sektion des Club Andino die beiden Kletterer zu unerwünschten Personen.

Schnell wurde deutlich, dass sich eine grundsätzliche Debatte entfaltete. Dabei stand auf der einen Seite die kleine, aber medial sehr präsente Lobby eines modernen, schnellen und leichten



Alpinismus, die sich selbst als Avantgarde versteht – und jeden anderen Ansatz, schwierige Berge zu besteigen, als anachronistisch ablehnt. Ihr gegenüber artikuliert sich die große Mehrheit derjenigen, die den absolutistischen Anspruch der kletternden Elite als selbstherrlich ablehnt. Kruk und Kennedy, so lautete der Tenor, hätten gegen den alpinistischen Common Sense verstoßen. Dieser besagt, dass eine Kletterroute nach der Erstbegehung in ihrem Charakter nicht wieder verändert werden sollte.

### Eine Frage des Wie

Als exponierter Maestri-Kritiker stand Rolo damals auch im Fokus des Interesses. Er selbst, sagt er, hätte die Bohrhaken wohl nie abgeschlagen. Tatsächlich hatte er eine subtilere Form gewählt, um an einer neuen Version der Cerro-Torre-Geschichte zu arbeiten. „Ich hatte begonnen, eine Liste der Besteigungen zu führen, bei denen die Kletterer Maestris Bolts nicht verwendet hatten, so wie Hayden und Jason. Am Mount Everest wird das ja auch so gemacht: Dort gibt es zwei Chronologien, abhängig davon, ob man mit oder ohne Flaschensauerstoff und Sherpa-Hilfe aufgestiegen ist.“ Auf diese Art und Weise, glaubt Rolo, wären Maestris Bohrhaken im Laufe der Zeit „symbolisch“ entfernt worden.

Anders als vielfach in den Medien kolportiert, habe er Kennedy und Kruk 2012 nicht zu ihrer Tat angestiftet. „Dennoch habe ich sie und ihr Tun von Anfang an verteidigt, um sie zu unterstützen, um Druck von ihnen zu nehmen.“ Dies sei ihm zum

Teil gelungen, und für viele seiner Landsleute sei damit er zum „Antichrist“ geworden. Das Ziel, Maestri und dessen Cerro-Torre-Eskapaden die historische Relevanz zu nehmen, habe er damit erreicht. Er sei aber, sagt Garibotti, „nicht stolz auf die Art und Weise, wie dies geschehen ist“.

Das ist eine kleine, aber wichtige Differenzierung. Und zugleich eine, die in einer marktschreienden Gegenwart kaum zu vermitteln ist. Wie eben viele von Rolos Gedanken und Argumenten, die zu komplex zu sein scheinen, um in öffentlichen Debatten Gehör zu finden. Statt das Abschlagen der Bohrhaken sachlich und ohne persönliche Angriffe zu diskutieren, wurde Garibotti in El Chaltén als „Freund der amerikanischen Imperialisten“ an den Pranger gestellt. Unbekannte schlitzten sogar einen Reifen seines Autos auf.

Besonders beunruhigt, sagt Rolo Garibotti, habe ihn dieses Ereignis nicht. Hätte man dagegen seinen Standpunkt widerlegt, hätte man bewiesen, dass die Grundannahmen seiner Argumentation falsch seien, „dann hätte ich keinen Schlaf mehr gefunden“. Es spricht für Rolo, für sein Wissen, für seine Streitbarkeit, für seine skeptische, aber weltbehahende Intelligenz, dass er sehr ausgeschlafen wirkt.

### Literatur

Garibotti, Rolo und Dörte Pietron: Patagonia Vertical – Chaltén Massif. Ljubljana: Sidarta, 2. Aufl. 2016.

[www.pataclimb.com](http://www.pataclimb.com)

**Aus dem El Dorado Canyon auf den Mount Foraker in Alaska: Rolo fühlt sich in Fels und Eis zu Hause.**

© J. Surette (links)/  
R. Garibotti



# BergWissen

Endlich Winterruhe in den Kalkkögeln? Obwohl der zwischen dem Tiroler Inntal und dem Stubaital gelegene Bergstock bereits seit 1983 als Ruhegebiet unter Schutz gestellt ist, war er zum Zankapfel zwischen Tourismus- bzw. Seilbahnwirtschaft und einer dem Naturschutz verpflichteten Bürgerbewegung geworden. Dank deren Engagement sind die Pläne für eine Skischaukel vorerst vom Tisch – und der Weg frei für alternative Zukunftsszenarien.

# Die Kalkkögel

Ein einst weitgereistes und jüngst wild umstrittenes Gebirge

>> **Kathrin Herzer**

*Die Kalkkögel haben im Jahr 2015 über die Grenzen Tirols hinaus mediale Berühmtheit erlangt. Das Ruhegebiet war Zankapfel einer hochemotional geführten Auseinandersetzung zwischen Wirtschaft und Naturschutz geworden. Was ist so besonders an diesem Gebirgszug, der dem Besucher so auffallend hell entgegenleuchtet? Welche Naturschätze gibt es dort zu entdecken? Beginnen wir mit einer Zeitreise.*



## Ihr Geheimnis liegt im Meer

Eine Katastrophe läutet das Zeitalter der Trias ein. Es wird vermutet, dass der Einschlag eines riesigen Meteoriten vor etwa 250 Millionen Jahren für die Auslöschung unzähliger Lebewesen verantwortlich ist. Über 90 Prozent aller Arten gehören schlagartig der Vergangenheit an. So beginnt das Erdmittelalter, und die Erde muss sich – wieder einmal – neu erfinden. Längst hat sie noch nicht ihr heutiges Gesicht. Die Kontinente hängen noch weitgehend zusammen, und die Wiege der Alpen und gleichzeitig der Vorläufer des heutigen Mittelmeeres – das tropische Tethysmeer – reicht noch von Afrika bis Indien. Die Erde erholt sich



von dem Schlag, und neue Lebewesen erobern die Welt. Die Unterwasserwelt beherbergt jetzt Wesen, die unserer Vorstellung von Seeungeheuern gleichen. Ihre Umgebung ist von ausgedehnten Korallenriffen und einer reichen Muschel- und Ammonitenfauna geprägt. Schildkröten beginnen die Meere zu erobern, auch Krokodile wagen den Schritt in die Ozeane. Im flachen tropischen und deshalb sehr produktiven Tethysmeer sind im Laufe der Jahrtausende unter anderem die Kalkkögel entstanden.

Alle Organismen, die ihr Leben an Kalkstrukturen gebunden haben, wie Korallen, Kalkalgen, Schwämme, Schnecken, Muscheln, Ammoniten, Armfüßer, sind zu den Erbauern der späteren Kalkberge geworden. Ihre Schalen und Skelette haben sich nach ihrem Tod auf dem Meeresboden gesammelt und wurden unter hohem Druck aneinanderzementiert. Sowohl Meeresspiegel als auch Meeresboden waren ständigen Wechseln unterworfen. Wiederholtes Massensterben, Flusssedimente vom Festland, unterseeische Vulkanausbrüche: all diese wechselvollen Ereignisse sind in den einzelnen Schichten der Kalkkögel wie in einem Erdgeschichtsbuch im wahrsten Wortsinn in Stein gemeißelt. Die Ironie dieser Geschichte: Aus der bunten, lebensstrotzenden Welt der Korallenriffe sind besonders karge, schroffe Felswelten entstanden.

Als vor 100 bis 30 Millionen Jahren die Afrikanische Platte begann, sich gegen die Eurasische zu schieben, geriet das Tethysmeer in Bedrängnis. Unter dem gewaltigen Schub falteten sich die Alpen auf, und die ehemaligen Meeressedimente erreichten ungeahnte Höhen. Doch die geologischen Wege waren keine direkten. So wurden die zukünftigen Kalkkögel zwischendurch in die Erdkruste versenkt, und die Nördlichen Kalkalpen mit einer Mächtigkeit von über 5000 Metern wurden über sie hinweggeschoben. Nach all diesen Veränderungen mutet die Tatsache, dass der kristalline Sockel, auf dem die Kalkkögel heute aufliegen, einst Teil der Afrikanischen Platte war, besonders faszinierend an. Dass die Kalkkögel auch als „Dolomiten Nordtirols“ bezeichnet werden, liegt neben ihrem außergewöhnlichen Erscheinungsbild ebenfalls in geologischen Vorgängen begründet. Denn während ihrer Entstehung wurden die einstigen – Calcium enthaltenden – Kalke von magne-

**Die imposanten Zacken und Türme der Kalkkögel spiegeln sich im Salfeinssee. Die ausgedehnten Schutthalden sind Zeugen der immerwährenden Erosion.**

© M. Walch



Wanderer überschreiten in der Früh das Seejöchel. Sie befinden sich an der Grenze zwischen dem aus dem im Meer entstandenen Dolomit und dem kontinentalen Altkristallin. Hier liegt jahrmillionenalte Erdgeschichte offen zutage.

© K. Herzer

siumhaltigem Wasser durchströmt und so in Dolomit umgebildet. Der so entstandene Hauptdolomit – die Hauptgesteinsart der Kalkkögel – ist wegen seiner Brüchigkeit seit jeher berüchtigt. Tatsächlich ist die Steinschlaggefahr bis hin zu Felsstürzen nicht unwesentlich.

### „Schauerliche Felswände“

Entgegen der rauen Realität, die die Bergbevölkerung zu bewältigen hatte, wurde die Gebirgswelt dem Städter ab dem Ende des 18. Jahrhunderts zum Idealbild für Freiheit, Reinheit und ungebändigte Naturgewalt. Die weit ins Tal reichenden Gletscher wurden bestaunt. Schriftsteller, Maler und Komponisten widmeten viele ihrer Werke dieser reinen Natur. Einige Gipfel mögen damals bereits bestiegen worden sein. Die Erschließung der Kalkkögel ist erst Mitte der 1870er-Jahre in den Tourenberichten des Innsbruckers Carl Gsaller verbrieft. Die eigenartige Dolomitlandschaft lockte abenteuerlich veranlagte Bergsteiger schon allein durch ihre bizarren, schroffen Formen. Zudem galten die Gipfel als weitgehend unbezwingbar. Gerade das reizte Carl Gsaller. Im Jahr 1879 machte er bei der ersten Innsbrucker Berg-

steigervereinigung, der „Wilden Bande“, Meldung, dass er den Ampferstein und die Marchreisenspitze bestiegen hätte. Gemeinsam mit drei Gründungsmitgliedern der Vereinigung suchte er im Juni 1879 einen gangbaren Weg zur Schlicker Seespitze, dem höchsten der Kalkkögel-Gipfel. Er beschreibt die Felswelten als „schauerlich“ und „schrecklich“. Dennoch bestieg er vier Jahre später allein die Riepenwand, auf deren Gipfel er in einer Deckung aus Steinen und Schnee die Nacht verbrachte. Der Reihe nach bestieg er alle bedeutenden Gipfel. Der Gsallersteig zwischen Alpenclubscharte und Marchreisenspitze erinnert an den unermüdlichen Erschließer. Als Ausrüstung diente ihm ein langer Bergstock. Schwierige Stellen bewältigte man damals in Strümpfen, Mauerhaken waren noch nicht üblich, Pickel und Fußbeisen dagegen vorhanden.

Die Eroberung der Kalkkögel war vom ersten Schritt an mit großen Mühen verbunden, denn schon an ihren Fuß zu gelangen, bedeutete lange Märsche durch die hinführenden Täler. Übernachtungsmöglichkeiten boten lediglich zugige Heustadl. Dem wurde 1904 durch die Errichtung der Adolf-Pichler-Hütte durch den Akademischen Al-



penclub im Senderstal abgeholfen. Im Jahr 1900 ließ die deutsche Alpenvereinssektion Darmstadt-Starkenburg die Starkenburger Hütte unter den Abhängen des Hohen Burgstalls errichten.

### Und immer wieder die Riepenwand

Die Kalkkögel hatten in Bergsteigerkreisen einen so besonderen Status, dass sich ein im Jahr 1912 entstandener Alpiner Club nach ihnen benannte – die „Kalkkögler“. Die Clubgründung besiegelten die acht bergbegeisterten Burschen auf dem Gipfel der Schlicker Seespitze. Ein Jahr zuvor schloss sich eine andere verwegene Gruppe zusammen, die Leidenschaft und grenzenlose Begeisterung verband und die über ebenso viel alpinistisches Talent wie geringe Geldmittel verfügte: die „Deutsche alpine Gesellschaft der Gipfelstürmer“ – eine Vereinigung, aus der viele weltweit bekannte Bergsteigerlegenden hervorgegangen sind. Hermann Buhl, Oswald „Bulle“ Ölz und Andreas Orgler seien stellvertretend erwähnt. Ihre handverlesenen Mitglieder machten sich an die wirklich schwierigen Routen im größtenteils brüchigen Fels der Kalkkögel. Etwa der Nordwestwände der Kleinen Ochsenwand und der Riepenwand. Nicht

nur die Brüchigkeit des Gesteins, auch das oft schlechte Wetter, das sich in den Felswänden geradezu verfängt und lange hängen bleibt, macht die Kalkkögel in jeder Hinsicht zu einer Herausforderung. Zudem liegen viele der schwierigsten Routen auf der schattigen Nordseite, was nicht gerade behagliche Bedingungen verspricht. Dennoch wurden die Gipfel in den 1930er- und 40er-Jahren auf fast allen erdenklichen Routen bezwungen. So hat sich der junge Hermann Buhl in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg in der Riepenwestwand an die „Obere Sechs“, damals die „Grenzen des Menschenmöglichen“, herangetastet.

In der Nachkriegszeit jedoch erlahmte die Klettertätigkeit in den Kalkkögeln. Man war mobiler, und die Kletterelite schweifte in die Ferne. Erst in der 1960ern kam es zu einer Renaissance. Alte Routen wurden wiederentdeckt. Und wieder waren es Mitglieder der „Gipfelstürmer“, die etwa mit der Winterbegehung der berühmten Riepen-nordwestwand von sich reden machten. Die Kalkkögel haben ihren Reiz selbst für die Freeclimber der 1970er- und 80er-Jahre, die das Klettern zu einer Lebensphilosophie erhoben, nicht verloren. Dies war auch die Zeit des Andreas Orgler. In

**Eingebettet in die bewaldeten Hänge des Schlicker Bodens, sind die rauen Kalkkögel eben erst aus dem Winterschlaf erwacht. Dieses unberührte Landschaftsbild zu erhalten war eine der wichtigsten Intentionen der Gegner der geplanten Skigebietsverbindung.**

© K. Herzer



Das Mauswiesel wird als das „kleinste Raubtier der Welt“ bezeichnet. Es ist im artenreichen Lebensraum der Telfer Wiesen zu Hause.

Rechts: Die Balzzeit des Auerhahns, des größten Waldhuhns Europas, beginnt im Frühjahr. Dann gilt es, die Weibchen mit Balztanz und „Gesang“ zu beeindrucken.

© F. Wierer/M. Walch

atemberaubenden Routen fand er, teils in Alleingängen, noch viele neue Linien auf die Kalkgipfel (mehr zum Thema Klettern in den Kalkkögeln siehe Seite 50).

### Farbenspiel und Pflanzenvielfalt

Die Faszination der Kalkkögel beschreibt schon Heinrich von Ficker 1921 in seinem Buch über Otto Melzer „Meisterbilder aus Tirols Alpenwelt“: „Aus der Nähe betrachtet, kommt erst der reiche, fast gotische Felszierrat der einzelnen Gipfel zur vollen Wirkung, der helle, warme Farbton des Gesteins.“

Die Dolomitgipfel und -türme bringen mit ihren vielfältigen Formen und Farben eine reiche Dynamik ins Landschaftsbild. Vor allem ihr Farbenspiel ist unvergleichlich. Der Widerschein der Morgensonne färbt die hellen Wände mit warmem Rot, mittags lässt tiefes Blau die Wände und Zinnen wie Plastiken erscheinen, und abends verleihen die Schatten dem Gebirge Tiefe.

So vielfältig wie die Farbpalette erscheint auch die Pflanzenwelt. Ein Spaziergang im Frühsommer durch die grünen Almwiesen, die mit kräftig gefärbten Blumen reich übergossen sind, in denen es an allen Ecken und Enden summt, brummt und flattert, gleicht einem Tauchgang in einem Korallenriff. So lebensstrotzend, so farbenreich ist hier Fauna und Flora. Die größte Vielfalt begegnet uns an den Übergängen zwischen dem Silikatsockel und dem aufliegenden Kalkgestein. So präsentiert sich dieser geologische „Reißverschluss“ besonders eindrucksvoll am Seejöchl. Ein Schritt, und

wir treten von einstigem Meereskalk auf den Sockel der ehemals afrikanischen Kontinentalplatte. Hier kalkliebende Pflanzen wie Clusius-Enzian, Steinröschen und Silberwurz, dort – etwa mit Gletscher-Petersbart und Berghauswurz – Silikatbesiedler.

Die Vertreter beider Gruppen begegnen den Gegebenheiten des Untergrunds mit unterschiedlichen Strategien. Im Kalk verschwindet das Regenwasser schnell. Die Pflanzen müssen demnach langes Wurzelwerk ausbilden, um ans kostbare Nass zu gelangen. Extremstandorte bilden trockene Kalkschuttrinnen, die von Alpen-Aurikeln und Alpen-Leinkraut besiedelt werden. Silikat ist wesentlich spendabler mit Wasser, dafür aber geiziger mit Nährstoffen. Diese sind hier relativ fest gebunden.

Einen Gegensatz zu den schroffen Felsaufbauten bilden die parkähnlichen Anlagen der Lärchenwiesen, wie sie zwischen Telfes und Kreith anzutreffen sind. Die hellen Nadeln der Lärchen lassen viel Licht zum Boden durchdringen, dementsprechend vielfältig sind die Kräuter des Untergrundes und mit ihnen der Artenreichtum an Insekten, Vögeln und Säugetieren. Neben vielen anderen finden hier zahlreiche Hummelarten, Bienen, Schmetterlinge, Grünspecht und Mauswiesel ideale Bedingungen. Lärchenwiesen sind reine Kulturlandschaften, die aufwändig gepflegt und erhalten werden müssen. Würden die Landwirte dies nicht tun, würden sich in den Wiesen innerhalb weniger Jahre Büsche ansiedeln, und Fichten



würden die lichtliebenden Lärchen schließlich ganz verdrängen. Die Lärche behauptet sich gegenüber der Fichte erst in Extremlagen. Mit ihren tiefreichenden Pfahlwurzeln festigt sie Steilhänge, ihre dicke Rinde schützt sie vor Steinschlag. Zusammen mit den Zirben kommen sie um die Kalkkögel bis über 2000 Meter Höhe vor. Im Südosten des Ruhegebiets gedeiht in Waldkiefernwäldern eine große Vielfalt an Orchideenarten mit Knabenkräutern, Fliegen-Ragwurz, Waldvöglein, Waldhyazinthe und Händelwurz. Außerdem finden sich an einigen Stellen der seltene Frauenschuh und der Schwalbenwurz-Enzian.

### Sensible Tierwelt

In der Gebirgswelt und den Wäldern und Wiesen rund um die Kalkkögel gibt es neben vielen anderen Arten Rot-, Reh- und Steinwild, Gämsen, Steinadler, Murmeltiere und Raufußhühner – und hier beginnt ein besonders sensibles Kapitel. Vor allem Birk- und Auerhuhn sind sehr scheu, ruhebedürftig und überdies vom Aussterben bedroht. Der Alpenbogen ist ihr wichtigster Rückzugsraum in Europa, denn in den Niederungen sind ihre Lebensräume weitgehend zerstört worden. Vor allem im Winter, wenn die Nahrung knapp und karg ist und sich die Raufußhühner in Schneehöhlen aufhalten, kann häufige Störung für sie den Tod bedeuten oder zumindest ihren Fortpflanzungserfolg im folgenden Frühjahr mindern. Tourengesher und Schneeschuhwanderer kommen am ehesten in die Situation, diese sensiblen Hühner-

vögel aufzuschrecken, wenn sie zu knapp an ihren Höhlen vorbeiziehen. Wenn die Tiere dann fliegend die Flucht ergreifen müssen, verlieren sie viel Energie, die sie durch die karge Kost nicht mehr aufbauen können. Sie gehören außerdem zu jenen Tieren, die bei Störung durch den Menschen nicht einfach umziehen, sondern ganz verschwinden – zu speziell sind ihre Lebensraumanprüche. Das Auerhuhn, als größtes Waldhuhn, lebt in den Bergwäldern, braucht aber reiche Strukturen und sonnige offene Lichtungen. Seine Nahrung findet es hauptsächlich in Knospen, Nadeln, Beeren und Insekten. Das kleinere Birkhuhn lebt an der Waldgrenze in halboffenen Landschaften mit Zwergsträuchern und Erlen, die Deckung und Nahrung zugleich bieten. Eine Besonderheit und sehr spektakulär ist die Arenabalz dieser Raufußhuhnarten. Im zeitigen Frühjahr finden sie sich im Morgengrauen an traditionellen Balzplätzen ein. Die Hähne vollführen kunstvolle Tänze und kleine Gefechte, die von Kollern und Fauchen begleitet werden. Die Hennen brauchen nur zu wählen. Sie müssen dann aber die Aufzucht der Jungen allein übernehmen.

### Ruhegebiet zwischen zwei Fronten

Den Besonderheiten der Kalkkögel hat die Tiroler Landesregierung im Jahr 1983 Rechnung getragen. Sie erklärte das rund 78 Quadratkilometer große Gebiet in Absprache mit den sieben umliegenden Gemeinden zum Ruhegebiet, „um eine ursprüngliche Wildnis in Stadtnähe zu erhalten“.

Die Blätter des kalkliebenden Alpen-Hahnenfußes entwickeln sich bereits unter der Schneedecke. So kann sich die Pflanze in diesem Extremlebensraum behaupten.

Links: Die eigentümliche Blüte des Frauenschuhs stellt eine vorübergehende Falle für bestäubende Insekten dar. Mit diesem Trick erhält die Pflanze ihre Art.

© K. Herzer

Künftig sollte es hauptsächlich der Erholung und dem Alpentourismus dienen, die Errichtung von Seilbahnen und öffentlichen Straßen etwa ist innerhalb der Schutzgebietsgrenzen verboten. Was jedoch den einen als Planungsgrenze dient und die Natur schützt, gilt anderen als Verhinderungsinstrument für wirtschaftliche Entwicklung. So formierte sich im Oktober 2011 eine Vereinigung aus Gemeindevertretern, Planungsverbänden, Liftbetreibern und Touristikern, die unter anderem einen Zusammenschluss der Skigebiete Schlick 2000 und Axamer Lizum ins Auge fasste. Diesem Projekt entsprechend gab sie sich den Namen „Arbeitsgemeinschaft Brückenschlag“. Eine im Jahr 2014 veröffentlichte Studie über skitechnische Erschließungsmaßnahmen im Großraum Innsbruck ermutigte die Gemeinschaft, an ihren Plänen festzuhalten. Ein Großraumskigebiet in Stadtnähe rückte in den Fokus des Begehrens. Man gab zu bedenken, dass Schutzgebiete nicht für die Ewigkeit gemacht wären und man sich an die Bedürfnisse veränderter wirtschaftlicher Zeiten anpassen müsse.

Vor allem im Stubaital war das Verlangen nach einem zweiten großen Skigebiet neben dem Stubai Gletscher groß. Man klagte über sinkende Nächtigungszahlen und wachsenden Konkurrenzdruck durch benachbarte Großraumskigebiete. Abhilfe schaffen sollte vor allem die Verbindung der beiden Skigebiete durch eine Dreiseilumlaufbahn, die zwei Liftstützen im Ruhegebiet

im Bereich der Hochtenscharte erfordern würde und damit quer über die Kalkkögel laufen sollte. Diese Erschließung wurde als besonders natur schonend gepriesen, da keine weiteren Pistenflächen hinzukämen, keine Rodungen durchgeführt werden müssten, und sie auch sonst nur geringe bauliche Maßnahmen notwendig gemacht hätte. Zudem würden Arbeitsplätze geschaffen. 28 Millionen Euro wurden allein für die Errichtung der Dreiseilumlaufbahn über das Ruhegebiet Kalkkögel veranschlagt. Zusätzliche Lifte von Neustift und Mutters Richtung Kalkkögel sollten das Gebiet noch attraktiver machen.

Doch auch die Gegner formierten sich: Naturschützer und auch viele Alpinisten hielten dagegen. Naturfreunde und Österreichischer Alpenverein zogen in der Plattform „Rettet die Kalkkögel“ an einem Strang und konnten namhafte Unterstützer aus Bergsteigerkreisen, alpinen Vereinen und aus der Wissenschaft für ihre Sache gewinnen. Die Hauptargumente richteten sich gegen einen Eingriff in ein Schutzgebiet, das eine Tabuzone darstellen sollte. Denn Österreich hat sich im Sinne der Alpenkonvention verpflichtet, *„bestehende Schutzgebiete im Sinne ihres Schutzzwecks zu erhalten, zu pflegen und wo erforderlich, zu erweitern“*. Dem Argument, dass von nur zwei Liftstützen kaum Beeinträchtigungen ausgehen würden, wurde der Vorstellung mehrerer starker Liftseile, die sich in großer Höhe mitten über den Gebirgsbogen spannen und dadurch das Landschaftsbild zerstören würden, entgegengestellt. Auch die positiven wirtschaftlichen Aspekte wurden von den Gegnern des Projekts in Zweifel gezogen. Rückgang des Skitourismus, immer teurer werdende Liftpreise und nicht zuletzt der Klimawandel, der auch vor jetzt schneesicheren Gebieten nicht Halt machen wird, wurden ins Feld geführt. Auch der Zubringer von Neustift auf das Sennjoch wurde etwa in einem Flugblatt heftig bekrittelt. Ohne nennenswerten Gewinn von Skiflächen, dafür aber nur mit enormem technischen Aufwand zu bewerkstelligen, kritisierten die Gegner den geplanten Lift als strategischen Schritt hin zum „Brückenschlag“.

Für die Genehmigung der Skigebietsverbindung wäre rein rechtlich die Aufhebung des Ruhegebietsstatus notwendig geworden. Die Kritiker des Projektes fürchteten nicht zuletzt, dass

## Ruhegebiet Kalkkögel

**Größe:** 77,7 km<sup>2</sup>

**Seehöhe:** 690–3087 m (Hohe Villerspitze)  
unter Schutz seit 1983

**Lage:** im Gebiet der Gemeinden Axams, Götzens, Grinzens, Mutters, Neustift im Stubaital, Sellrain, Telfes im Stubaital, Bezirk Innsbruck-Land.

In der **Begründung** der Verordnung heißt es sinngemäß: Dieses Gebiet ist nicht durch Seilbahnen, Lifte oder Straßen erschlossen und liegt außerhalb der Grenzen einer Reihe technischer Großanlagen. Es bietet durch die Vielfalt der Erscheinungsformen – kristallines Gestein der Stubai und Sellrainger Berge, völlig unterschiedlicher geologischer Aufbau der Kalkkögel – großen Erholungswert. Im talnahen Bereich befinden sich die mit Zirben bewachsenen Hänge des Fotschertales im Unterschied zu den Lärchenbeständen der Telfer Wiesen. Außerdem steht ein ausgedehntes Wegenetz abseits von Verkehrslärm, Abgasen und Massentourismus im alpinen und ortsnahen Bereich zu Verfügung. Ein reiches Angebot an Schutzhütten und Alpengasthöfen und gute Erreichbarkeit durch verkehrsmäßige Erschließung am Rande des Ruhegebiets erhöhen den Erholungswert zusätzlich.

damit ein Dominoeffekt in Gang gesetzt werden könnte, der den Tiroler Naturschutz in seinen Grundfesten erschüttern und andere Schutzgebiete für ähnliche Projekte öffnen würde. Auch die politische Fraktion der Grünen und hier vor allem die Umweltlandesrätin und Landeshauptmann-Stellvertreterin Ingrid Felipe sprachen sich kategorisch für den Erhalt des Ruhegebiets aus.

Es kam zu einer Protestbewegung in Tirol, die in 33.400 Unterschriften gegen das Projekt „Brückenschlag“ gipfelte und in ihren Ausmaßen und leidenschaftlichem Engagement einen Hauch von Hainburg<sup>1</sup> in sich trug.

Das Aus für das Projekt verkündeten Anfang März 2015 Landeshauptmann Günter Platter und Landtagspräsident Herwig van Staa. Beide Politiker beriefen sich auf Rechtsgutachten, wonach eine Änderung des Tiroler Naturschutzgesetzes für Seilbahnerrichtungen im Ruhegebiet sowohl gegen die Verfassung als auch gegen den völkerrechtlich verbindlichen Vertrag der Alpenkonvention verstoßen würde. Denn juristisch gesehen sind die Rahmenkonvention sowie die Durchführungsprotokolle der Alpenkonvention selbständige völkerrechtliche Verträge, die mit ihrer Ratifikation Bestandteil der österreichischen Rechtsordnung wurden. Die Durchführungsprotokolle haben somit den Rang eines Bundes- und Landesgesetzes. Damit war die Ruhe um das Ruhegebiet vorläufig wiederhergestellt.

Die Fraktion der Grünen wie auch die Plattform „Rettet die Kalkkögel“ sehen die Zukunft der Region statt in einem Skigebietszusammenschluss in der Errichtung eines Naturparks Stubai Alpen. Neben dem Ruhegebiet Kalkkögel existieren noch das Ruhegebiet Stubai Alpen und die Landschaftsschutzgebiete Serles-Habicht-Zuckerhütl sowie Nösslachjoch-Obernberger See-Tribulaune, die gemeinsam unter dem Prädikat Naturpark zusammengefasst werden könnten. Und damit knüpfen sie an eine Vision an, die unter anderem

---

<sup>1</sup> In der Hainburger Au – heute Teil des Nationalparks Donau-Auen – wurde 1984 aufgrund massiver Bürgerproteste der Bau eines geplanten Wasserkraftwerkes verhindert. Hainburg gilt mit Zwentendorf, wo 1978 die Errichtung des ersten Atomkraftwerks in Österreich verhindert wurde, als Meilenstein der österreichischen Umwelt- und Bürgerrechtsbewegung.



vom Alpenverein bereits in den 1990er-Jahren entwickelt wurde. Eine Idee, die – insbesondere nach dieser Vorgeschichte – nicht nur begeistert. Sowohl in der Bevölkerung als auch bei den Tourist\*innen, Bürgermeister\*innen und Gemeindefunktionären sind die Vorbehalte groß, fürchtet man doch noch größere Einschränkungen, als sie durch die bestehenden Schutzgebiete schon bestehen. Der Tatsache, dass ein Naturpark keine eigene Schutzgebietskategorie darstellt und damit keine zusätzlichen Auflagen mit sich brächte, wird vielerorts noch misstraut. Die Vorteile eines Naturparks wären vielfältig: Wie man an anderen österreichischen Naturparks sieht, wird die Region touristisch enorm belebt. Das Markenzeichen Naturpark steht nicht nur für wertvolle Natur, Ruhe und Erholung, sondern auch für hochwertige Produkte aus Landwirtschaft und traditionellem Handwerk. Die Möglichkeiten, die Region für den Tourismus das ganze Jahr über attraktiv zu gestalten, steigen dadurch massiv. Gleichzeitig werden Natur und typische Kulturlandschaften, die als unverzichtbares Kapital in den Mittelpunkt rücken, durch Naturschutzarbeit und Förderungen erhalten. Langsam, aber sicher beginnt das Interesse am Naturpark-Gedanken bei einigen verantwortlichen Stellen größer zu werden. Man darf also gespannt sein, wohin die weitere Reise der Kalkkögel geht.

Zwischen Ende Mai und Anfang Juni ist die Geburtszeit der Gamskitze. Jede Geiß setzt meist ein Junges, das seiner Mutter bereits nach ein bis zwei Stunden nachfolgt.

© M. Schinner

# Bergsteigers beste Freunde

Pillen können in großer Höhe gesund halten – aber auch Leben gefährden

>> **Martin Roos**

*Immer mehr Hobbybergsteiger verfolgen an den höchsten Gebirgen der Welt ehrgeizige Ziele. Und freunden sich vielleicht vorschnell damit an, medikamentöse Mittel zu Hilfe zu nehmen.*



Sportjubiläen stehen ins Haus, die zum Nachsinnen verleiten. 2017 wird es 50 Jahre her sein, dass der Radrennfahrer Tom Simpson am Mont Ventoux unter dem Einfluss von *Speed* stirbt. 2018 wird es 65 Jahre her sein, dass es Hermann Buhl dank *Crystal* auf den Nanga Parbat schaffte.

*Speed* und *Crystal* sind Amphetamine (siehe Factbox „PEDs“). Dass sie mordsgefährlich sind, wissen Hobbysportler und Bergsteiger, dank intensiver Aufklärung. Ebenso klar ist heute den meisten Höhenbergsteigern, dass viele Schmerz- und Schlafmittel längst nicht mehr als harmlose Pillen zum Massenkonsum gelten. Ziehen wir eine Skala auf, zwischen „gemeingefährlich“ (Amphetamin) und „okay“ (Aspirin), dann befindet sich zwischen diesen beiden Extremen eine Grauzone: Jene Substanzen sind dort zu verorten, mit denen sich zwar Höhenmediziner und Profibersteiger gut auskennen, die aber immer häufiger auch „Otto Normalbergsteiger“ konsumiert. Von zwei Substanzen der Grauzone sind „Normalbergsteiger“ besonders angetan: von Acetazolamid, das vielen unter dem Markennamen Diamox® ein Begriff ist, und vom Glukokortikoid Dexamethason, häufig einfach Kortison genannt. Schauen wir im Internet in ein x-beliebiges Fernreise-Forum:

*„hallo zusammen, mein onkel ist arzt (allgemeinmediziner) und meinte, dass man gegen höhenkrankheit besser kortisontabletten als diamox nehmen sollte. kortison habe bei weniger nebenwirkungen die gleiche wirkung. kann da jemand etwas zu sagen?“*

## Prophylaxe à la Carte?

Solche Fragen treiben unzählbare Hobbybergsteiger um. Sei es, dass sie einen asiatischen Renommee-Gipfel besteigen wollen. Oder vielleicht „nur“ den Mont Blanc. Wie sollen erfahrene Bergsteiger die richtige Antwort parat haben, wenn selbst der Allgemeinmediziner keine Ahnung zu haben scheint? Das Paradoxe ist: Informationen zur Vorbeugung von Höhenkrankheit und Schlimmerem gibt es zuhauf. Rund um diese Themen füllen sich jedes Jahr neue Bücher, Fachartikel und Tagungsräume; diskutieren Experten, Amateure, Stammtischbrüder.

Bleiben wir bei Büchern, Fachartikeln und Tagungsräumen. Man ist versucht zu glauben, dass sich die Fachwelt einig sei. Dass Experten für Hö-

henmedizin an einem Strang ziehen mit dem Ziel, zu möglichst wenig „Chemie“ am Berg zu verleiten. Bisweilen scheint eher das Gegenteil der Fall. So heißt es im Standardwerk des Höhenmediziners Franz Berghold, die prophylaktische Einnahme von Acetazolamid „gilt für viele in der Höhe als unverzichtbar und als hauptverantwortlich für eine gute Gesundheitsverfassung“. Ein Stück weiter im Buch verweist Berghold auf die „angloamerikanische Literatur“, der zufolge Dexamethason als „alternative Prophylaxe“ gilt (F. Berghold, U. Gieseler & W. Schaffert: Handbuch der Trekking- und Höhenmedizin. 8. Auflage 2015; PDF abgerufen auf [www.franzberghold.at](http://www.franzberghold.at) am 12. 1. 2016).

Wer in solchen Worten und Formulierungen für die Allgemeinheit schreibt – viele Forenschreiber zum Beispiel beziehen sich auf Bergholds Buch –, der erhebt nicht nur keine warnende Hand. Sondern spricht geradezu eine Einladung dazu aus, das Zeug doch einfach selbst auszuprobieren. Viele Leser merken vielleicht gar nicht, wenn die positiven Effekte von Acetazolamid deutlich mehr Raum einnehmen als mögliche Nebenwirkungen. Im Falle Acetazolamid sind diese tatsächlich in der Mehrzahl der Fälle harmlos – im Gegensatz zu Dexamethason. Aber just dem unter Höhentrekkern als Wundermittel gehandelten „Kortikoid“ widmen Berghold und Kollegen keinen expliziten Absatz über Nebenwirkungen. Das ist fahrlässig.

## Es geht auch anders

Weder Berghold noch sein Schweizer Kollege Oswald Oelz<sup>1</sup> gehören zur Expertenrunde, die für die UIAA vorgemacht hat, wie man am besten Bergsteiger informiert, die nicht über feinsinniges, solides Medizinwissen verfügen. Was bei den meisten der Fall sein dürfte. „Drug Use and Misuse in Mountaineering“ heißt das 16 Seiten umfassende Positionspapier<sup>2</sup>, frei übersetzt etwa: „Medika-

<sup>1</sup> Explizit keine Bedenken gegenüber einer prophylaktischen Medikation bei Hobbybergsteigern hat nach Recherchen der NZZ der „renommierte Höhenmediziner und Expeditionsarzt Oswald Oelz“. Zu diesem Schluss kommt die Journalistin Stephanie Geiger in ihrer Reportage „Die Pille zum Gipfelglück“, Neue Zürcher Zeitung vom 23. 1. 2015.

**Schnell und heimlich übers Internet: Manche, die einmal im Leben ganz, ganz hoch hinaus möchten, greifen vorschnell zum Fläschchen, statt den Organismus zeit- und reiseaufwändig an große Höhen zu gewöhnen.**

© iStock.com



Keine Frage, er war ein Ausnahmebergsteiger. Aber hätte Hermann Buhl den Nanga Parbat auch ohne Amphetamine im Alleingang geschafft?

© DAV-Archiv

mente beim Bergsteigen – richtiger und falscher Gebrauch“. Diese „Official Standards“ der UIAA richten sich explizit an Laien. Eine Version für Ärzte, so ein Vermerk, sei in Arbeit.

Was unterscheidet das UIAA-Positionspapier von Handbüchern à la Berghold? Die UIAA legt neben bewiesenen und mutmaßlichen Vorteilen einer Medikation deutlich die Risiken, Nebenwirkungen und sogar ethische Bedenken dar. Ausgedruckt oder am Bildschirm bleibt der schnelle Leser da gerne auch einmal am „Kontra“ eines Eintrags hängen – und hangelt sich nicht nur von Pro zu Pro. Oder anders gesagt und direkt auf die Bergsteiger-Medikamente bezogen: Die Relation zwischen „richtig“ und „falsch“ stimmt!

Das erscheint deswegen der richtige Weg, weil es im Zeitalter des globalen Trekking- und Höhentourismus nicht mehr darum geht, ob sich Reisende, die sich auf Höhenlagen über 4000 Meter begeben wollen, über präventive oder leistungssteigernde Medikamente informieren. Sondern es muss darum gehen, wo sie ihre Informationen abrufen, wie sie diese verdauen und umsetzen.

### Querlesen im Zeitalter des Internets

Was hätte wohl Hermann Buhl gegoogelt? Hätte er trotz Internets blind dem Expeditionsarzt vertraut? Viele Biografen und Bergsteiger sind der Meinung, Buhl wusste 1953 nicht um die Gefährlichkeit der Amphetamine, die er schluckte (siehe Factbox S. 217). 2007 war das schon anders: Der Spanier Edu Marin musste wissen, was er mit Kokain anstellte. Dass er nach einem Kletterwettkampf in Zürich positiv getestet und für zwei Jahre gesperrt wurde, war für ihn absehbar. Aber gehen wir weg von den Profis und Extrembergstei-

gern. Was wissen und nehmen heute jene ambitionierten Hobby-Bergsteiger, die weltweit in großen Höhen unterwegs sind?

Gute aktuelle Studien dazu sind so rar wie Schneehühner im Gebirge. Doch es gibt sie. Ende 2015 legten drei Ärztinnen des „Denver Health Medical Center“ eine spannende, weil einen großen Datensatz umfassende Untersuchung vor. Die Federführung oblag Tatiana Havryliuk, die inzwischen als Notfallärztin in New York arbeitet. „Senior-Wissenschaftlerin“ war Tracy Cushing (Havryliuk et al. High Altitude Medicine & Biology 2015, Band 16, S. 236–243). Im Frühjahr 2014 befragten die Damen aus Denver am Annapurna-Trek 504 Menschen (64 Prozent Männer), darunter 108 Nepalesen. Aus Deutschland kamen 42 Trekker, aus Italien vier und aus Österreich einer. Die Daten erhoben die Forscherinnen unter Zuarbeit lokaler und mitreisender Übersetzer in Manang. Mit über 3520 Metern Meereshöhe ist das der letzte dörfliche Vorposten vor dem absoluten Höhepunkt auf dem Annapurna Circuit, dem Pass namens Thorung La (5416 m; zwischen Manang und Pass befindet sich noch Übernachtungsgelegenheit am Thorung Phedi, 4450 m, und am sogenannten Hochlager, 4850 m). Der Fragenkatalog für die „Denver-Studie“ lässt sich, grob vereinfacht, auf drei große WAS reduzieren: Was wissen die Leute über Höhenmedizin? Was für Mittelchen haben sie dabei? Und was nehmen sie tatsächlich ein?

### Entwarnung für Nepal?

Die Zahlen zum Medikamentengebrauch fallen überraschend moderat aus. Konzentrieren wir uns exemplarisch auf Acetazolamid sowie Dexamethason und lassen wir die Nepalesen statistisch

---

2 *Union Internationale des Associations d'Alpinisme (UIAA): Official Standards of the UIAA Medical Commission Vol. 22a – Drug Use and Misuse in Mountaineering, intended for mountaineers and medical lay persons. Als Erstautor des 2015 verabschiedeten Positionspapiers firmiert der Präsident der UIAA-Medizin-Kommission (Medcom) David Hillebrandt. Dokument 22a ist tief versteckt auf den Seiten [theuiaa.org](http://theuiaa.org)  
▷ climbing and mountaineering▷ mountain medicine▷ advice and recommendations▷ drug use and misuse in mountaineering (Direktlink, basierend auf dem URL vom 19. 1. 2016: [tinyurl.com/UIAAmisuse](http://tinyurl.com/UIAAmisuse)) Die „Official Standards“ umfassen neben Acetazolamid und Dexamethason 24 weitere Einträge, darunter Ginkgo und Coca. Diese Pflanzenextrakte konsumieren manche Höhentrekker gemäß einer aktuellen Studie am Annapurna Circuit ebenfalls gerne (Havryliuk et al – siehe oben). Beiden spricht die UIAA eine Wirksamkeit ab, berücksichtigt jedoch im Falle von Ginkgo nicht eine Studie von Martha Tissot van Patot, Denver, wonach der Erntezeitpunkt den Wirkstoffgehalt von Ginkgo-Präparaten und damit auch deren prophylaktischen Eigenschaften gegen Höhenkrankheit beeinflusst (Leadbetter G et al. Wilderness & Environmental Medicine 2009, Band 20, S. 66–71).*

außen vor: Unter den Trekkern aus aller Welt (396) schluckten 67 Acetazolamid; das entspricht 17 Prozent. Mit im Rucksack hatten Acetazolamid 234, also 59 Prozent.<sup>3</sup> Dexamethason nahmen zwei, also weniger als ein Prozent. 32 hatten es im Rucksack, das heißt 8 Prozent.

Etwa ein Jahr vor der Denver-Studie veröffentlichte eine US-schweizerische Kooperation Zahlen, wonach 44 Prozent der Annapurna-Trekker Acetazolamid einnahmen (McDevitt M et al. Wilderness & Environmental Medicine 2014, Band 25, S. 152–159). Das entspricht in etwa der Zahl, die ein deutscher Mitautor der UIAA-Empfehlungen von den Hängen des Kilimandscharo mitbrachte. Thomas Küpper, Leiter der Arbeitsgruppe „Sport-, Flug- und Reisemedizin“ am Institut für Arbeits- und Sozialmedizin der Uniklinik Aachen, befragte Trekker am Barafu-Biwak auf knapp 4600 Metern Höhe: 47 Prozent nahmen Acetazolamid (Küpper T: Vorlesung „Höhe“ Wintersemester 2015/2016).

3 Diese Angaben sind nicht in der Studie publiziert. Es handelt sich um eine persönliche Mitteilung von T. Havryliuk. Die beiden Dexamethason nehmenden Trekker stammten demnach aus Russland bzw. den USA.

Die wahrscheinliche Erklärung für Küppers Befund ist, dass gerade am Kilimandscharo besonders viele Unakklimatisierte unterwegs sind; Leute, die sich mal eben aus dem Reisekatalog den höchsten Gipfel Afrikas herausgepickt haben, ohne das Kleingedruckte zu lesen. Oder Leute, die sich die Kili-Tour bei einem dubiosen Anbieter eingekauft haben. Dubios heißt: Veranstalter und/oder Bergführer haben vor allem den monetären Profit im Auge, nicht jedoch das gesundheitliche Wohl der Klienten.

Auch für Marion McDevitts bestürzende Daten vom Annapurna-Trek gibt es eine Erklärung: Obgleich die Ärztinnen und Ärzte die Fragebögen in Manang verteilt hatten – eingesammelt wurden sie erst in Muktinath auf rund 3700 Metern Höhe, nach dem Thorung La. Dort oben jedoch, so vermutet Havryliuk<sup>4</sup>, fühlten sich dann doch sehr viele höhenkrank und begannen, Acetazolamid zu nehmen.

### Bestürzung am Kilimandscharo

Zurück zu Afrikas Renommiergipfel. Bei der Befragung durch Küpper stellte sich heraus, dass am

4 siehe Fußnote 3

## PEDs and Drugs and Rock'n'Climb: Leistungssteigerung gestern, heute, morgen

Wiki.org hat bereits einen eigenen Begriff für Substanzen, die Leistungen steigern: PEDs, *Performance-Enhancing Drugs*. Für den deutschen Gebrauch schlagen wir hier abkürzend und augenzwinkernd LsW vor (Leistung steigernde Wirkstoffe). Das klingt schön mahrend nach der Droge LSD.

Ursprünglich haftet dem Begriff „Droge“ nichts Negatives an. Einst stand es synonym für jedwedem Heilmittelchen, das die „Drogerie“ feilbot. Heute meint Droge meist das, was Dealer illegal an den Mann oder die Frau zu bringen versuchen. Zum Beispiel „Crystal“, das sich die Berliner Firma Temmler 1937 unter dem Namen „Pervitin“ patentieren ließ. Zu Zeiten des Zweiten Weltkriegs produzierte es Temmler tonnenweise, vor allem für die Wehrmacht. Nach dem Krieg interessierten sich nicht nur Studenten und Sportler dafür, sondern auch die Expeditionsmedizin: Unter der Wirkung von Pervitin bestieg Hermann Buhl 1953 im Alleingang den Nanga Parbat.

Etymologisch hat Pervitin nichts mit pervers zu tun (obwohl das, die Wirkung betreffend, akzeptabel wäre). Es kommt von lateinisch „pervigilare“, übersetzt etwa „wachhalten“. Pervitin ist sozusagen ein Weck-Amin, wo-

bei Amin das Amphetamin meint. Pures Amphetamin steckt hinter dem Namen „Speed“, das Radrennfahrer noch vor 50 Jahren konsumierten.

Manche Expeditionsmediziner würden auch heute noch „Profis“ ein Amphetamin mitgeben – im Optimalfall aber nur, wenn sich Letztere folgende Faustregel hinter die Ohren schreiben: Das Amphetamin dient nur – ausschließlich!! – dem Zweck, im äußersten Notfall lebendig vom Berg zu kommen. Bestmögliche Aufklärung tut not.

Das entspricht genau dem Gegenteil von dem, was die Memoiren von Maurice Herzog dokumentieren. Der bestieg mit Louis Lachenal 1950 den ersten Achttausender überhaupt. Es klingt heute wie ein Witz, wenn Herzog in „Annapurna. Erster Achttausender“ auf Seite 203 schreibt: „... und schlucken mit militärischer Disziplin unsere Tabletten.“ Zuvor schreibt Herzog aus dem Lager III: „Dank Aspirin, Schlafpulvern und anderen Medikamenten verbringen wir eine ausgezeichnete Nacht.“

\* Interessante Details schildert der Beitrag „Mit Speed in den Blitzkrieg“, FAZ 9. 3. 16, S. 9



Röhrchen mit Pervitin-pillen anno 1939. Das Robert-Koch-Institut weiß: Heute ist der Amphetamin-Konsum unter Freizeitsportlern wieder am Steigen.

© commons.wikimedia.org



Der Gipfel als Schnäppchen: „Erfolge“ erkaufen sich manche notfalls durch Medikamente, die zwischen Mütze und Weste im Rucksack allemal Platz haben.

© M. Roos

Fällt echtes Jubeln schwer, wenn im Gesicht die Sauerstoffmaske prangt? Südkoreaner auf dem Gipfel des Everest, 2009.

© Kang Ki-Seok, aus: „Herausforderung 8000er“

Barafu-Biwak 40 Prozent den Wirkstoff Dexamethason einnahmen. Das ist insofern erschreckend, als dieses Medikament ja vor allem in Notfällen erstmals eingenommen werden sollte – gekoppelt mit dem unverzüglichen Abstieg des Betroffenen.

Woher die Leute das Dexamethason haben, darüber lässt sich derzeit nur spekulieren. Egal ob Dexamethason dem Rucksack des Bergführers oder dem eines Höhentreckers entstammt: Fakt ist, dass nicht nur in österreichischen, sondern auch in deutschen Handbüchern viel zu wenig aufgeklärt wird. So listet Walter Treibels tausendfach gekaufte „Erste Hilfe und Gesundheit am Berg und auf Reisen“ aus dem Jahr 2012 Dexamethason im Abschnitt „Apotheken für Bergsteiger und Fernreisende“ ohne besonderen Kommentar zwischen Bepanthen und Rheumasalbe.

Der UIAA-Konsensus „Official Standards“ brandmarkt die Nebenwirkungen von Dexamethason als „markant und gefährlich“.

„Dexa“ unterstützt – anders als Acetazolamid – gerade *nicht* die Höhenakklimatisierung; maskiert aber fatalerweise Anzeichen von Höhenkrankheit: Das Kortikoid minimiert typisches Kopfweh der Höhenkranken. Diesem Bonus gehen wohl die meisten derjenigen auf den Leim, die sich Dexamethason prophylaktisch einverleiben. Das Fatale: Als Notfall-Medikament, auf das Ärzte oder Bergführer bei Anzeichen von Hirnödemen schleunigst zurückgreifen, läuft dann Dexamethason womöglich ins Leere.

### Kontroverses zwischen Europa und den USA

Stammt der Keim dafür, dass auch in Europa ein laxer Umgang mit medikamentösen Höhen-Prophylaxen um sich greift, aus den USA? Dass dort vor Dexamethason keine Scheu herrscht, wird noch zu lesen sein. Und auch wenn die Formulierung zaghaft ausfällt, darf man die UIAA-Standards nachgerade als Kritik verstehen, indem es da heißt, die „Wilderness Medical Society“ (WMS) der USA empfehle Dexamethason zwar nicht an erster Stelle – aber gleich an zweiter. Schnell beeilt sich die UIAA im Text dann mit der Aussage, dass natürlich auch die WMS die möglichen Risiken sehe ...

Empfehlungen und Forschung sind zwei grundverschiedene Seiten derselben Medaille: Auch wenn US-Empfehlungen aus europäischer Sicht nicht zeitgemäß erscheinen mögen, die US-höhenmedizinische Forschung ist es. Und sie ist spannend und gut. Aktuell unternahm der federführende Autor des WMS-Konsensus, Andrew Luks, Harborview Medical Center Seattle, eine Umfrage, in der sich Everest-Bergsteiger anonym



### Hilfsmittel: Eine Sache der Ethik und persönlichen Entscheidung

Seile, Sherpas, Schlafmittel, Sauerstoff. Die Liste all dessen, was man als leistungssteigernd einstufen kann, ist offen. Genauso wie die Diskussion darum, was erlaubt sein soll und was nicht. Stimmen zum Thema Sauerstoff:

„An den welthöchsten Gipfeln würde sich die Todesrate etwa um das Dreifache erhöhen, wenn kein künstlicher Sauerstoff mehr verwendet würde“\*

„Medizinisch gesehen ist eine 8000er-Besteigung ohne künstlichen Sauerstoff Nonsense“\*\*

„Wer das braucht, gehört nicht dort oben hin“\*\*\*

Letzte Meldung, Mai 2016: Sherpas statten den Südaufstieg zum Everest mit Fixseilen aus – bis hoch zum Gipfel, der prompt 2016 erstmals seit drei Jahren wieder bestiegen wird.

\* Dale Wagner (Utah State University): Wilderness & Environmental Medicine, Band 23, S. 205-6. \*\* Urs Hefti (Orthopäde und Chirurg mit Praxis in Bern) in: „Die Alpen“ 8/2015, S. 34. \*\*\* Thomas Küpper (Aachen) im Blog „Abenteuer Sport“ von Stefan Nestler



Von wegen eitel Sonnenschein vor der Capanna Margherita: Im höchstgelegenen Hüttenlabor der Alpen (4554 m) diagnostiziert Christoph Dehnert (oben links) dem Probanden (links die Person mit blauem Rucksack) eine schwere Höhenkrankheit.

© M. Roos

zu medizinischen Details, unter anderem der Einnahme von Medikamenten, äußern sollten ([tinyurl.com/AAC-Umfrage](http://tinyurl.com/AAC-Umfrage), abgerufen am 25. 1. 2016). Die Daten sind bereits analysiert, „aber weder zusammengeschrieben noch irgendwo zur Veröffentlichung eingereicht“, äußerte sich Luks auf Nachfrage Anfang 2016.

Beteiligt an der Umfrage ist auch Peter Hackett, tätig an der Universität von Colorado, Aurora. Hackett empfiehlt für die „Centers for Disease Control and Prevention“ nach wie vor explizit Dexamethason (CDC Health Information for International Travel 2016, Oxford University Press; als „Yellow Book“ abrufbar unter [wwwnc.cdc.gov/travel](http://wwwnc.cdc.gov/travel); [tinyurl.com/CDC-Hoehe](http://tinyurl.com/CDC-Hoehe); abgerufen am 25. 1. 2016). Zur Erläuterung: Die CDC gelten in den USA als höchste medizinische Instanz, haben in etwa die Bedeutung von Bundesgesundheitsministerium und Robert-Koch-Institut zusammengefasst. Hacketts Empfehlungen dürfen deswegen in den USA als offizielles Placet gesehen werden und nahezu als Einladung, leistungssteigernde Mittel am Berg auszuprobieren. Und zwar nicht nur Dexamethason, sondern auch Nifedipin, Tadalafil oder Sildenafil – Letzteres besser bekannt unter dem Handelsnamen Viagra®. Natürlich wird in den Tex-

ten der WMS oder der CDC immer auch erwähnt, dass eine strategische Anpassung durch sukzessives Gewöhnen des Organismus an steigende Höhen immer die bessere Wahl ist. „Aber viele Leser scheinen das zu übergehen und steigen beim schnellen Lesen geradewegs in die pharmakologischen Abschnitte ein“, formuliert die UIAA in ihren „Standards“ einen doch recht expliziten Seitenhieb. Kein Wunder: In diesen Abschnitten fallen die entsprechenden Tabellen dem schnellen Leser äußerst rasch ins Auge.

### Gipfelerfolg an erster Stelle

Warum aber fallen die Empfehlungen aus Nordamerika vergleichsweise lax aus? Christoph Dehnert vermutet, in den USA herrsche in Sachen Bergsteigen eine andere Mentalität. „Da steht der Gipfelerfolg an erster Stelle“, so der in Zürich arbeitende Sportarzt, der bis zu seiner Habilitation 2011 Seite an Seite als Höhenmediziner mit den Granden seines Fachs, wie Peter Bärtsch oder Marco Maggiorini, forschte.

Es ist eine bittere Wahrheit, dass so mancher höhenmedizinische Fortschritt in der Forschung zwar den Bonus birgt, die Wissenschaft und fachkundige Therapie voranzubringen oder sogar zu verbes-

sern. Aber eben auch den Malus, dass sich Breitensportler massenhaft davon inspirieren lassen, ihre Bergerfolge mit Medikamenten erzwingen zu wollen. Und von der Inspiration bis zum Interneteinkauf sind es heute nur ein paar Mausclicks.

### „Komplize“ Arzt

Denn dies wird heute ja wohl klar sein: Wer eine Substanz unbedingt haben will, dem stehen im WorldWideWeb viele Möglichkeiten offen. So vermag sich, wer sich am berühmt-berüchtigten „3-D-Cocktail“ verlustieren will, zu erstens Diamox, zweitens Dexamethason auch noch ein drittes „D“ zu beschaffen.<sup>5</sup>

Acetazolamid ist als „Diamox“ oder unter anderem Handelsnamen in den meisten Ländern zu bekommen, wengleich rezeptpflichtig. Was nicht heißt, dass sich zum Beispiel die Apotheken aller Länder daran halten. Aber in der Regel bedarf es des ärztlichen Rezeptblocks.

Der Frage, woher Breitensportler leistungssteigernde Medikamente haben, ging das Robert-Koch-Institut (RKI) in seiner „Gesundheitsberichterstattung“ auf den Grund (Themenheft 34, 2006).

5 Um ein Minimum an Prävention zu wahren, möchte der Autor keinen Namen nennen.

Bergsport stand da nicht im Fokus, sondern der allgemeine Fitnesswahn, mit Exzessen wie Anabolika und Wachstumshormonen. Das Ergebnis schockiert: Je nach vom RKI analysierter Studie gab jeder Fünfte bis jeder Zweite an, Substanzen vom Arzt verschrieben bekommen zu haben.

Der Arzt als „Komplize“? Damit befasste sich auch das Wochenmagazin ZEIT in einem Dossier (29. 10. 2015, S. 15–17). Und das Autorenteam findet eine plausible Erklärung: „Ein niedergelassener Arzt braucht einen gewissen Stamm an Kassenpatienten, um auf sein Geld zu kommen“, zitiert die ZEIT den Sportmediziner Perikles Simon von der Uni Mainz. „Am besten sind Patienten, die gesund [...] und nach fünf Minuten wieder draußen sind. Das kann man mit Dopingkonsumenten ganz gut erreichen“, lässt die ZEIT Simon kritisieren, der zudem betont, es gebe in der Szene genügend bekannte Ärzte, auf die im Zweifelsfall verwiesen werde, „wenn man was braucht“.

Anders als bei anderen Sportarten gibt es speziell im internationalen Höhenbergsteigen natürlich noch ein anderes Bindeglied zwischen medizinischen Experten (Arzt) und Laien (Trekker, Bergsportler usw.). Das ist der Veranstalter, Bergführer, Trekkingführer, Expeditionsleiter oder wie sie auch heißen mögen. Diese sind oft bestens

unten: NADA-Probenmaterial.

© Nationale Anti Doping Agentur Deutschland (NADA)

## Doping – heute ein Begriff des Wettkampfsports

Wettkämpfer werden neben ihrer Leistung daran gemessen, ob sie „sauber“ arbeiten. Deswegen finden die Begriffe „Doping“ oder „Antidoping“ nur bei offiziellen Wettkämpfen berechnete Anwendung. Mit Breitensport hat Doping genauso wenig zu tun wie die WADA oder NADA. Hinter diesen Kürzeln verbergen sich die „World Anti-Doping Agency“ bzw. die Nationalen Doping-Agenturen Austria oder Deutschland. Sie sorgen sich darum, dass Sportwettkämpfe und die beteiligten Athleten „sauber“ bleiben. Wettkämpfer, die dopen, betrügen und begehen eine Straftat. Zusätzlich handeln sie unethisch. Wer privat, sozusagen als Freizeitbeschäftigung, Substanzen zu sich nimmt, die die WADA ächtet, betrügt keinen – nur sich selbst. Aber er handelt unethisch allein deswegen, weil er die Aufwärtsspirale des gegenseitigen Übertrumpfens weiter nach oben schraubt.

Bekannt wurden bislang nur wenige Dopingfälle im Bergsport. Die WADA listete im 2015 erschienenen Report zu weltweiten „Anti-Doping Rule Violations“

gerade mal eine solche „Regelverletzung“, und zwar beim Skibergsteigen. Die NADA Deutschland führte laut „Jahresbericht 2014“ im Bereich Bergsport 19 Wettkampf- und 23 Trainingskontrollen durch. Betroffen waren Skibergsteiger und Sportkletterer.

In Deutschland trat Ende 2015 das neue Anti-Doping-Gesetz in Kraft. Strafbar ist demnach jetzt auch Selbstdoping. Zudem gelten schärfere Regelungen für Hintermänner.

Historisch gesehen waren die Hintermänner „Hinterdörfner“. Bei Dorffeiern in Südafrika kredenzte man sich den Schnaps namens „Dop“. Die Buren verwendeten dieses Wort dann für allerlei Stimulanzien. Nach England gebracht, versorgten Pferdenarren ihre Tiere mit „Dope“, das sich zum Sammelbegriff all jener Substanzen mauserte, die Menschen ab Mitte/Ende des 19. Jahrhunderts nahmen, um in Wettkämpfen die Nase vorn zu haben.

Ganze Bücher lassen sich mit der Geschichte von Doping und dem teils tödlichen Ausgang füllen. Einen 16-seitigen Abriss mit guten Literaturhinweisen liefert Marcel Reinold im „Handbuch Sportgeschichte“ (Hofmann-Verlag 2010). Naturgemäß nicht mit erwähnt im Buch, weil erst 2015 ans Licht gekommen: Abstruse Methoden technischen Dopings, wie getunte Schläger (chinesische Tischtennispieler) oder Minimoto (belgische Radsport-Fahrerin).





medizinisch vorgebildet, weil sie auf großen, gefährlichen Touren ja den Arzt womöglich ersetzen müssen. Entsprechend gut ausgestattet ist ihre Rucksack-Apothek. Wie verbreitet ist unter unseriösen Bergführern die freizügige Herausgabe von „Doping“-Mitteln? Statistische Angaben fehlen dazu, niemand mag sich „outen“.

Christoph Schnurr, Produkt- und Verkaufsleiter der DAV Summit Club GmbH, gibt im Falle der etablierten europäischen Veranstalter der Vorstellung wenig Raum, Bergführer verteilen an schwächelnde Kunden freizügig Medikamente. Das passt auch zu einer stichprobenartigen Befragung von Hüttenwirten, die der SAC in seinem Magazin „Alpen“ ausschnittsweise wiedergibt (8/2015, S. 28–35): Die Wirte von Hütten, von denen vertierte Bergsteiger zur Besteigung anspruchsvoller Gipfel aufbrechen, sehen ihre Klientel sehr zurückhaltend beim Griff in die Apotheke. „Die Leute haben eher Hemmungen gegenüber Medikamenten“, urteilt Egon Feller von der Hollandiahütte, Ausgangspunkt unter anderem für das Aletschhorn. Schnurr sieht eine „Grauzone“ bei Touren,

die Individualreisende vor Ort, beispielsweise in Ecuador oder Tansania, in lokalen Büros buchen. In Aussicht gestellt werden dort häufig Gipferfolge in kürzester – und der Kundengesundheit zuwiderlaufender – Zeit.

### „Schwarze Schafe“ unter den Veranstaltern – auch in der EU

Schuldig machen dürften sich aber auch einige europäische Veranstalter. Das besagt eine Studie unter Leitung des King’s College London aus dem Jahr 2011. „Halten sich Veranstalter an die Richtlinien zur Höhenanpassung?“ So übertiteln, etwas verkürzt, Neeraj Shah und Kollegen ihre wissenschaftliche Veröffentlichung (Journal of Travel Medicine Band 18, S. 214–6). Gerade für den Kilimandscharo hieß die Antwort ganz klar: Nein. „Alle mal gibt es immer unvernünftige Kunden, die sich solche Medikamente selbst besorgt und dabei haben“, meint Schnurr, der als Bergführer außer-europäisch vor allem Bolivien und Nepal bereist.

Nepal, Everest-Basislager. Dort gibt es seit 2003 den Emergency Room „Everest ER“, geleitet

Letztes Dorf vor dem Höhepunkt des Bilderbuch-Circuits: Manang, zu Füßen des Annapurna III (7555 m). Hier wurden 2014 über 500 Trekker zum Thema Medikamentengebrauch befragt.

[www.commonswiki.com/wiki/Manang](https://www.commonswiki.com/wiki/Manang)

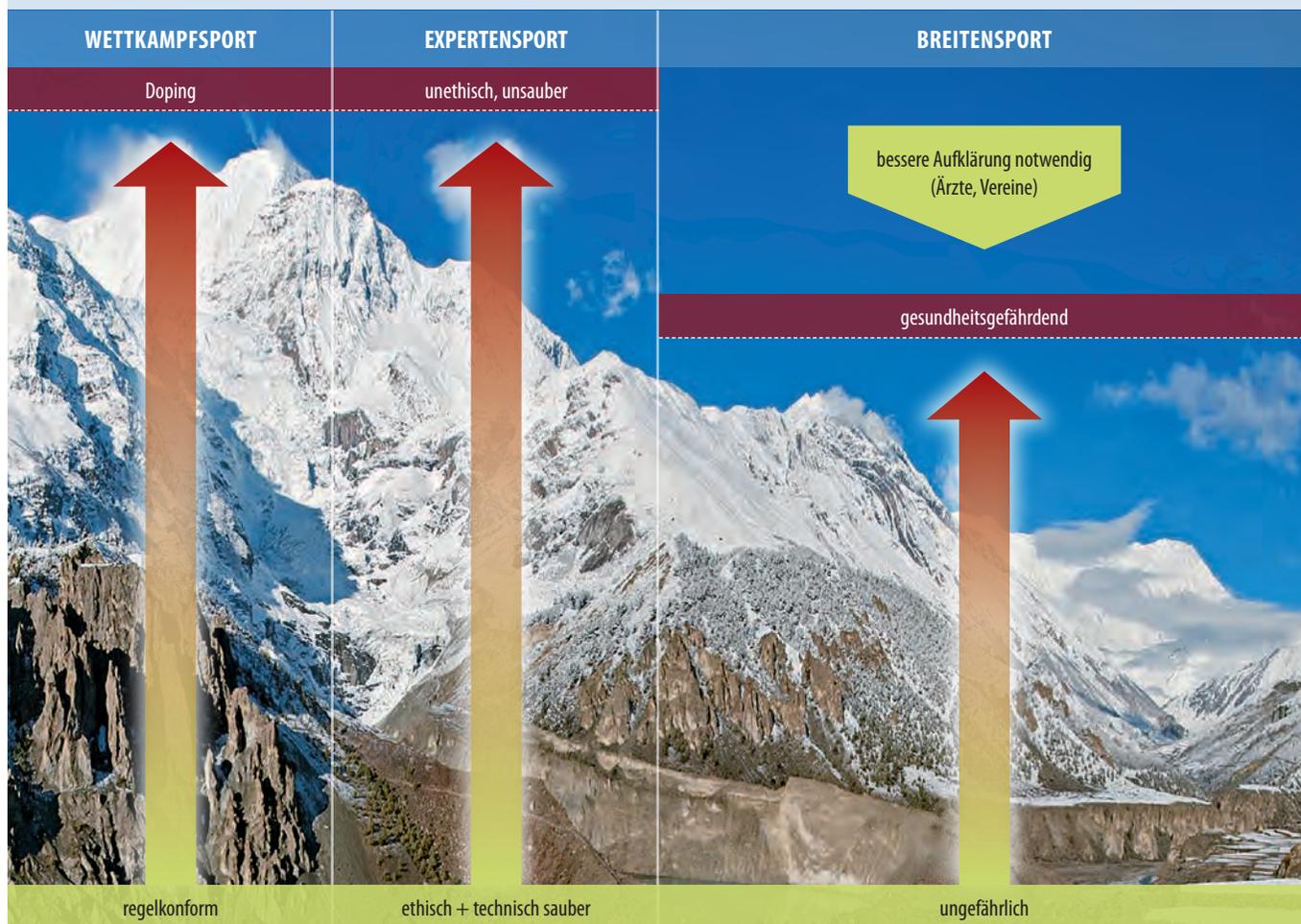
## Breitensportler im Spannungsfeld zwischen harmlos und kritisch

Die Gefahr besteht, dass sich Breitensportler zu sehr an den Messlaten von Profis und Experten\* orientieren und womöglich die eigene Gesundheit vernachlässigen. Denn um, im Wortsinne, hoch hinaus zu kommen, greifen Breitensportler bisweilen auf das Wirkstoffarsenal der Höhenmedizin zurück. Dieses Arsenal – so gut und wichtig es ist – kann in falschen, weil unaufgeklärten Händen gesundheitsschädigend sein. Obwohl sich Vereine und Mediziner regelmäßig die Regeln guter Höhenakklimatisierung herbeten, existiert jene Parallelwelt der medikamentösen Prophylaxe gegen Höhenkrankheit, über die zu wenig oder nicht angepasste Aufklärung betrieben wird.

Wir leben im Zeitalter globalisierten Reisens und zugleich im Informationszeitalter. Weil es zu wenig maßgeschneiderte Information für den global agierenden Hobby-Bergsportler gibt und die wenige vorhandene zu schwach propagiert wird, bewegt sich der Hobby-Höhenreisende vermeintlich im Koordinatensystem der „Experten und Profis“. In diesem System geht es einerseits um Leistung und die gesundheitlichen Voraussetzungen dafür, andererseits darum, wie „sauber“ diese Leistung erbracht wird. Im Vordergrund der öffentlichen Wahrnehmung steht die Leistung. Der Hintergrund, der weit weniger nah an der „Informationsoberfläche“ liegt, entgeht vielen Hobbysport-

lern. Im Hintergrund jedoch gehören bei den Experten Leistung und Gesundheit untrennbar zusammen: Profis und Experten sind in der Regel medizinisch ebenso gut versorgt wie in Sachen Leistungsfähigkeit. Ersteres besorgt der Mannschafts- oder Expeditionsarzt, die Leistung überwachen Trainer/Trainerin oder Expeditionsleiter/-in. Was heißt es nun, dieses Orientieren an Experten vonseiten der Breitensportler? Er oder sie mag beispielsweise in Ordnung finden, gegen Höhenkrankheit massiv Medikamente zu schlucken. Denn aus der Sicht des Trekkers erscheint sie ja sauber und ethisch korrekt, eine Ansicht nach dem Motto: „Ich nehme meinen Jahresurlaub, um auf diesen oder jenen 5000er zu steigen.“ Doch wo Experten unterwegs im Zweifelsfall das Feld räumen, weil Bergbedingungen oder körperliche Verfassung unzureichend sind, klammert sich mancher Hobbybergsteiger an seine Einstellung („Ich brauche den Trek/den Gipfel“). Das kann gesundheitliche Gefahren mit sich bringen. Nicht nur wegen der Bergbedingungen, sondern immer dann, wenn sich Breitensportler durch leistungssteigernde Wirkstoffe oder Hilfsmittel über körperliche Limits hinwegsetzen (rechts in der Grafik).

*\* Mit Experten sind in diesem Zusammenhang erfahrene Bergaktive gemeint, die in Eigenregie große Berge angehen.*



Grafik © M. Roos/H. Magerle



von Luanne Freer. In der Einleitung zu ihren UIAA-Standards aus dem Jahr 2014 zitieren die Autoren die ER-Ärztin: „Wir schätzen, dass die rund zwei Drittel der Bergsteiger, denen verschiedene leistungssteigernde Mittel verschrieben worden waren, diese nicht als Notfallmedikamente betrachteten, sondern als Mittel, ihre Gipfelchance zu erhöhen.“ Im Hang zu polarisieren, ging 2013 Reinhold Messner im Interview mit der spanischen Bergzeitschrift „Desnivel“ noch ein Stück weiter: 90 Prozent im Basislager „sind gedopt“.

Bekannt wurde der Everest ER durch die Hilfe für Jesse Easterling, 2009. Easterling, ein Versicherungsverkäufer aus Seattle und damals 27 Jahre alt, hätte an einem „präventiven“ Medikamentencocktail, zu dem unter anderem Dexamethason gehörte, leicht sterben können.<sup>6</sup> Freer, die den Mann behandelte, will Kenntnisse und Bewusstsein unter der Ärzteschaft verbessern: „Ich appelliere dringend an die Ärzte, die diese Medikamente verschreiben, sich [...] über einen sicheren Gebrauch schlau zu machen und anschließend ihre Patienten darüber zu informieren“, so Freer in einem Abenteuerblog der Deutschen Welle (tinyurl.com/Nestler-Freer; abgerufen am 2. 3. 2016). Aber lesen alle Ärzte so ausführliche Empfehlungen wie die von Peter Bärtsch und Erik Swenson, wengleich 2013 in einem der renommiertesten Allround-Medizinjournale veröffentlicht? (Acute High-Altitude Illnesses, New England Journal of

Medicine Band 368, S. 294–302). Immerhin nahm Bärtsch 2011 mit seinem „Basiswissen für die höhenmedizinische Beratung“ Fachleuten im deutschsprachigen Bereich schon einmal sprachliche Hürden (mit Koautor Kai Schommer: [aerzteblatt.de/archiv/116414](http://aerzteblatt.de/archiv/116414)).

Vielleicht wird es einmal bundesweit zertifizierte Beratungsstellen zur Höhenmedizin geben. Für wichtige weit verbreitete Erkrankungen wie Krebs ist das heute längst Realität (siehe [onkozeit.de](http://onkozeit.de)). Denn nahezu überall in der Medizin stellt sich heraus: Die beste Behandlung – und Beratung – gibt’s nun mal in spezialisierten Zentren.

Ausführliche Beratung, zweite Meinung einholen: Mitte des letzten Jahrhunderts war das im Bergsport wohl undenkbar. Expeditionsärzte herrschten gleichsam autokratisch. Man nehme nur Karl Maria Herrligkoffer. Wenn er Hermann Buhl die Pervitin-Tabletten für seinen ultimativen Höhenritt gab, wusste er wohl ziemlich genau, was er tat. Und riskierte! Paradoxerweise ist heute die Informationslage derart unübersichtlich, dass wohl selbst mancher Experte nicht mehr genau weiß, was er tut. Erinnern wir uns an die Frage aus dem Forum, ob „Kortison bei weniger Nebenwirkungen die gleiche Wirkung“ habe wie Acetazolamid. „Kann da jemand etwas zu sagen?“

Wir zitieren hier kommentarlos die Antwort in jenem Internetforum, gegeben von einer erfahrenen österreichischen Höhenbergsteigerin: „Am Aconcagua sah ich die Leiche des führenden französischen Alpinmediziners, der auch glaubte, Medikamente würden genügen, und der an der Höhenkrankheit in ca. 6000 m gestorben ist.“

Die medizinische Station im Everest-Basislager (Everest Emergency Room) dient nicht nur der Akuthilfe bei Notfällen, die eigentliche Mission des Teams ist die höhenmedizinische Aufklärung und Bewusstseinsbildung.

© J. Hemmleb

<sup>6</sup> Im Jahr 2010 ließ Easterling über eine renommierte Kanzlei aus Seattle den Arzt verklagen, der ihm diesen Cocktail sozusagen eingebrockt hatte.



# Crystal Myths

Die Sache mit dem Schnee

>> **Barbara Schaefer**

*Schnee ist auch nichts anderes als gefrorenes Wasser. Könnte man sagen. Aber wie sehen Schneekristalle aus? Und wie unterscheidet sich Himmelsschnee von dem Stoff, der aus Schneekanonen kommt? Und warum lieben manche Winterfans die weiße Pracht so sehr, dass sie sagen: Wasser ist auch bloß geschmolzener Schnee? Eine Hommage an den Winter, solange es ihn noch gibt.*

Es kitzelt ein bisschen. Wie ein Wimpernschlag an der Wange. Ein zärtliches Gefühl. Jeder kennt das, wenn es zum ersten Mal schneit im Winter, und es sich immer wieder anfühlt, als sei es das erste Mal im Leben. Den Kopf in den Nacken legen, und wie ein Hauch fallen die Flocken auf die Wangen, auf die Nase, auf die Wimpern, lassen uns blinzeln. Und jetzt weit die Zunge rausstrecken – was ist schon Whisky on the Rocks auf tausend Jahre altem Gletschereis gegen diesen Geschmack von frischem Schnee. Jetzt dauert es nur noch ein paar Stunden, vielleicht einen Tag und Kinderlärm ist zu hören. Schon werden Schlitten den Berg hinaufgezogen, erste Schneebälle fliegen. Wir sind am Kreuzberg, den kennt vielleicht nicht jedes Alpenvereinsmitglied, trotz seiner stattlichen Höhe von 66 Metern. Der erste Schnee des Winters verzaubert Berliner Kinder genauso wie Alpenbewohner.

### Gespür für Schnee

Frühling, Sommer und Herbst ähneln einander. Nur der Winter steht für sich. Die Welt gerät in einen anderen Aggregatzustand: Wasser gefriert. Die Landschaft wird erst kahl, dann weiß. Das macht etwas mit den Menschen. Und manche lieben es. Schnee gehört zu den Kindheitserinnerungen, die man nicht vergessen mag. Sicher war früher nicht alles besser. Genau genommen kaum irgendwas. Aber mehr Schnee gab's. Zumindest in der Erinnerung. Ich – heute Berlinerin – habe auf

der Schwäbischen Alb Ski fahren gelernt. Da liefen allein in meinem Heimatort zwei Skilifte, und im Umkreis weitere. Heute ist keiner mehr in Betrieb.

Schnee also. Was ist das, wo gibt's das heute noch, und wer macht den? Darum soll es hier gehen. Wie ja jeder weiß: Eskimos kennen über hundert Wörter für Schnee. Aber wie das so ist mit den Dingen, die jeder weiß: Oft stimmen sie nicht. Lassen wir es Kathrin Passig erklären, mit einen Ausschnitt aus ihrer Erzählung „Sie befinden sich hier“, mit der sie 2006 den Ingeborg-Bachmann-Preis gewann und die sie selbst ein „Metaphernschneegestöber“ nannte: „Eskimos haben, wie einfallslose Mitmenschen an dieser Stelle gern in die Konversation einwerfen, unzählige Wörter für Schnee. Vermutlich soll damit auf die abgestumpfte Naturwahrnehmung des Stadtbewohners hingewiesen werden.“ Sie habe keine Geduld mit den Nachbetern dieser banalen Behauptung, so Passig. „Die Eskimosprachen sind polysynthetisch, was bedeutet, dass selbst selten gebrauchte Wendungen wie „Schnee, der auf ein rotes T-Shirt fällt“ in einem einzigen Wort zusammengefasst werden. Es ist so ermüdend, das immer wieder erklären zu müssen.“

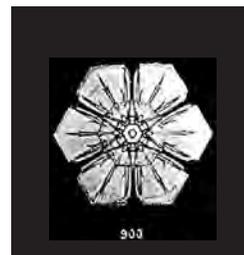
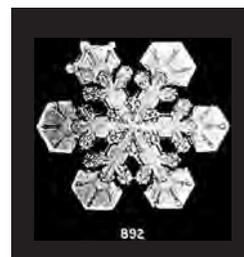
Ich habe vor einigen Jahren einen halben Winter in Ostgrönland verbracht. Es war mild. Es hat kaum geschneit. Ein paar Schneewörter habe ich mir aber gemerkt: *qiqumaaq* – Schnee, dessen Oberfläche gefroren ist, *katakataanaq* – harte Kruste von Schnee, die unter Fußstapfen nachgibt,

**Metamorphosen – nicht von Ovid, sondern des Winters. Schneenumwandlungen zu verstehen ist wichtig bei der Lawinenforschung und Skitourplanung.**

© A. Leiter (linke Seite)/  
H. Zak (unten)



Schneekristallbilder von 1902. Der Amerikaner Wilson Alwyn Bentley, 1865 geboren, fotografierte mit dem Mikroskop 5381 Schneekristalle, keines wie das andere.  
© commons.wikimedia.org



*maujaq* – weicher Schnee auf dem Boden. Umständlich, ja, aber von wegen polysynthetisch! Man könnte das einfach mit je einem deutschen Wort übersetzen: Harsch, Bruchharsch, Matsch.

Tatsächlich kennt auch das Deutsche jede Menge Wörter für Schnee: Locker-, Neu- und Pappschnee. Reif, Harsch, Firn, Sulz. Pulverschnee, Schwimmschnee, Schneebretter. Wechten, Altschnee, Faulschnee, Bruchharsch. Es gibt sogar ein Wort für den schneelosen Zustand: aper. Und weiter: Graupel, Griesel, Hagel. OK, Hagel zählt nicht. Aber warum eigentlich nicht? Was genau ist Schnee? Wie sehen Schneekristalle aus? Und dann wäre da noch das Eis. Glatteis, Blitzeis, Packeis, Inlandseis, Gletschereis, Eisberge, Speiseeis. Aber das ist eine andere Geschichte.

Wenn einer Gespür für Schnee hat, dann der Kathan Ludwig. Er kann den Schnee hören. „Wenn ich über Kunstschnee fahre, dann rumpelt es, der ist richtig hart. Naturschnee ist fein, da geht es sanft drüber.“ Ludwig Kathan ist von Beruf Pisten- gerätefahrer. Nacht für Nacht präpariert er im Winter die Pisten von Damüls. Er kennt sich aus mit

Schnee. Menschen wie ihn habe ich gesucht, um darüber zu reden, was das eigentlich ist: Schnee? Nach Damüls zu fahren, lag nahe: 2006 bekam der Bürgermeister des Ortes in Vorarlberg eine Urkunde überreicht, die bestätigte, Damüls sei das weltweit schneereichste, dauerhaft bewohnte Dorf. Im Mittel fielen fünf Jahre lang 9,30 Meter Neuschnee pro Saison. Was nicht bedeutet, dass über neun Meter Schnee lagen, es wurde nur jeden Tag gemessen, wie viel Schnee fiel. Dazu stapfte ein Einheimischer jeden Morgen um sieben Uhr zu einer waagrechten Metallplatte, maß den Schneefall seit dem letzten Morgen, schrieb es auf, und wischte den ganzen Schnee herunter. „Leider war der Mann dann über 80 Jahre alt und machte das nicht mehr. Und die elektronische Anlage misst nicht so genau“, sagt Pascal Keiser, Geschäftsführer von Damüls-Faschina Tourismus.

### Eine kleine Studie in Kristallbildung

Wenn es in den Wolken kälter ist als minus 12 Grad, gefrieren Tröpfchen an Staubeilchen. Eis ist schwerer als Wasser, und beginnt zu fallen. Lawi-

nenähnlich sammelt das Eiskörnchen beim Weg durch die Wolke Material, der Kristall wächst. Frische Schneeflocken sind immer – immer – sechseckig. Das hat mit Chemie und der Struktur von Wassermolekülen zu tun. Erstaunlicherweise heizen wachsende Schneekristalle: Sie geben beim Gefrieren Wärme ab. Da sie dann wieder teilweise schmelzen können, und durch die Lüfte gewirbelt werden, bricht ihnen hie und da ein Zacken aus dem Sechseck. Ihre Formenvielfalt übertrifft die weltweite Anzahl an Schneewörtern um ein Vielfaches.

Der Forscher Johann Heinrich Flögel fotografierte wohl als Erster Schneeflocken. In einem Haus in Ahrensburg wurden in den 1970er-Jahren historische Aufnahmen gefunden; und erst 2010 wurde entdeckt, dass sie unterm Mikroskop fotografierte Schneekristalle (sowie aufgeschnittene Insektenhirne) zeigten. Auf einem findet sich die Notiz, die Flocke sei am 1. Februar 1879 gefallen und er, Flögel, habe die Aufnahme mit 46-facher Vergrößerung gemacht. 1885 fotografiert der US-Amerikaner Bentley 5000 verschieden aussehende Schneekristalle. Gibt es zwei Sandkörner, die identisch sind? Gibt es zwei Schneekristalle, die identisch sind? Eine kaum zu beantwortende, ins Philosophische ragende Frage.

### Schneereich vor dem Arlberg

Aber warum schneit es ausgerechnet in Damüls so viel? Das Dorf liegt nicht sehr hoch, aber in Vorarlberg, was bedeutet: vor dem Arlberg und somit in einer Nordwest-Staulage. Das Wetter, der Wind, die Wolken voller Schnee kommen von Westen



Juwelen unterm Mikroskop: künstlich hergestellte, naturnahe Schneekristalle.

© M. Bacher/Neuschnee GmbH

se abgeschnitten!“ Schrecklich war der Winter von 1953. Bis Dezember lag kein Schnee. Dann ging es los: Am 8. Januar schneite es ohne Unterlass, zwei Meter Neuschnee fielen an einem Tag. Der konnte sich nirgends mehr halten, an den Bergen und Hängen im Bregenzerwald rutschte er zu Tal, eine Lawinenkatastrophe folgte der nächsten, binnen weniger Tage wurden fast 300 Menschen verschüttet, 125 starben und 500 Stück Vieh fanden den Tod. „Der Atem des Himmels“ heißt ein Film darüber, dabei hätte „Atem der Hölle“ doch besser gepasst.

Wilfried Madlener war zwanzig Jahre Bürgermeister von Damüls, und genauso lange bei der Lawinenkommission, „der schwierigste Job im Winter im Ort“. Man habe dabei immer einen Fuß im Gefängnis. „10 vor 7 Uhr musste klar sein, ob der Ort freigegeben wird. Denn dann fuhr der

## Gibt es zwei Schneekristalle, die *identisch* sind?

herangesegelt, treffen auf ein erstes Hindernis und lassen einfach los. In manchen Jahren haben sie dort sogar noch deutlich mehr als neun Meter Schnee. „Siebzehn und einen halben Meter!“, Kurt Schäfer erinnert sich gern an den Winter 1999. Schäfer ist Skilehrer, und das schon seit über fünfzig Jahren. Er hat viel Schnee gesehen in seinem Leben. Auch um 1970 herum „waren wir tagewei-

Schulbus. Und wenn gesperrt war, war es den Leuten auch nicht recht.“ Oft gab es Uneinigkeiten mit den Experten von Lech, „die hatten einfach immer weniger Schnee als wir. Ich habe immer andere Lawinenwarnstufen angegeben, die haben mir nie geglaubt. Dann habe ich sie mal eingeladen.“ Die Lecher sollten mal sehen, wie „viel Schnee“ aussieht.



Michael Bacher möchte mit weniger Wasser und Energie mehr und fluffigeren Schnee produzieren. Dafür hat er eine künstliche Wolke (Foto links) in Obergurgl aufgestellt.

© M. Bacher/Neuschnee GmbH

### Petrus und das Timing

Und obwohl es hier so viel schneit, haben auch die Damülser 90 Schneekanonen. „Das Problem ist das Timing: In den Ferien sollen die Pisten perfekt sein, aber Petrus hat oft einen anderen Zeitplan“, sagt Markus Simma, Geschäftsführer der Damülser Seilbahnen. 1990 ging es los mit den Kanonen, die waren und sind „umstritten und teuer“. Kunstschnee beeinflusst große Bereiche der Alpen direkt und indirekt, die Artenvielfalt der Pflanzen sei dadurch gefährdet, so der Ökologe Christian Newesely der Universität Innsbruck (siehe Interview).

Wenn Schnee nicht gleich Schnee ist – wie unterscheidet sich Kunstschnee von Frau Holles Schnee? Natur-Schneekristalle seien Unikate und durch die sechseckige Form weiter auseinanderfallend, luftiger, fluffiger. Aus der Schneekanone komme der Stoff in der Form eines gefrorenen Tropfens. Außerdem sei aufgrund der kompakteren Form Kunstschnee viel schwerer, „Pulverschnee wiegt etwa 100 Kilogramm pro Kubikmeter, Kunstschnee das Vierfache“.

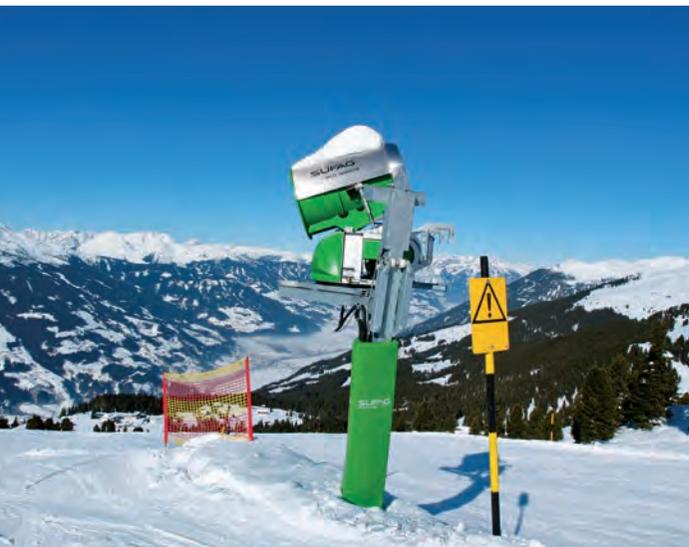
Das störte wiederum Michael Bacher. Sollte es nicht doch möglich sein, natürliche Schneekristalle künstlich herzustellen? Das fragte er sich als Mitarbeiter der Universität für Bodenkultur Wien, gemeinsam mit Kollegen der Technischen Universität Wien. „Für das Herstellen von Kunstschnee wird unglaublich viel Wasser bewegt und dafür ist wiederum sehr viel elektrische Energie notwendig.“ Und trotz allem komme aus den Schneekanonen nur Graupel heraus, und nichts fluffig

Leichtes. „Kein natürlicher Schnee, hoher Wasserverbrauch, viel Energie: für mich genug Gründe, um Schnee einmal anders herzustellen.“

### Der Wolkenmacher

Bacher erfand die Wolke neu. Genauer gesagt eine Wolkenkammer, die aussieht wie ein Ballon mit drei Meter Durchmesser. Darin lässt er „Kristalle wachsen. Richtige Schneekristalle, die sich zu größeren Schneeflocken formen und alle Eigenschaften natürlichen Schnees aufweisen.“ Und das funktioniert so: „Ein feiner Wassernebel liefert die Feuchtigkeit, um aus winzigen Eisplättchen größere Kristalle zu formen.“ Und wie in der Natur auch, sei dieser Schnee luftig leicht. Getestet hat er das – mit seiner Firma Neuschnee GmbH – im Tiroler Ötztal, in Obergurgl. So lassen sich laut Bacher mit einem Kubikmeter Wasser etwa 15 Kubikmeter Schnee produzieren. Das entspricht dem Achtfachen einer konventionellen Schneekanone.

Wir hätten uns daran gewöhnt, dass Pisten hart sind, sagt Bacher. Er hingegen träumt von Pulverschneepisten. Aber schätzen Pistenfahrer nicht ohnehin platt präparierte Abfahrten? Das sei wohl so, räumt Bacher ein. Doch die Gruppe jener, die das Tiefschneeglück abseits der Pisten sucht, nehme ja Jahr für Jahr tatsächlich zu. Da aber viele Skigebiete auch die Gefahren im alpinen Raum sähen, wolle er ihnen ein Instrument anbieten, „mit dem man unter kontrollierten Bedingungen, also ohne Lawinengefahr, eine schöne Tiefschneepiste fahren kann.“ Im Labor funktioniere die mo-



derne Frau Holle schon gut, nun gehe es um eine industrielle Anwendung im Skigebiet. Das Neuschneelabor sei teurer als konventionelle Schneekanonen, er sehe es als zusätzliche Option zu herkömmlichen Beschneiekonzepten. Und warum überhaupt Schnee? Warum forscht einer dazu? Bacher kommt ins Schwärmen: „Schnee ist ein herrliches Medium. Schnee ändert die Landschaft und er ändert die Wahrnehmung. Ein Spaziergang im Hochgebirge, bei Sonnenschein, auf frischem Neuschnee, ist wahrscheinlich gefährlich, aber auf jeden Fall eine Erinnerung, die bleibt.“

Herkömmliche Schneekanonen verbrauchen viel Wasser, dafür werden Speicherteiche gebaut. Auch in Damüls. Der Teich beim Lift Hohes Licht fülle sich allein durch Recycling: „Mitte Mai ist der von der Schneeschmelze wieder voll“, so Markus Simma, Geschäftsführer der Damülser Seilbahnen. Aber fehlt das Wasser nicht woanders, auf Almwiesen etwa? Simma lacht laut heraus: „Wir haben wirklich keine Wasserknappheit, von oben kommt eher zu viel. Nordstaulage eben. Oftmals hätten wir im Sommer lieber besseres Wetter.“ Im Winter freuten sie sich aber wieder darüber. „Die Schneemenge, die wir auf 1400 Metern haben, hat die Schweiz nicht auf 1800.“ Deswegen könne man nicht sagen, dass Skigebiete unterhalb von 1800 Metern wegen des Klimawandels in Zukunft in Schwierigkeiten geraten würden. „Wir sind optimistisch und sehen keinen Grund zum Zweifeln, net im geringsta.“

Anders sieht es in Bayern aus. Der Deutsche Alpenverein hat 2013 eine Studie zu den Auswirkungen des Klimawandels auf Skigebiete im bayerischen Alpenraum in Auftrag gegeben. Laut DAV sei davon auszugehen, „dass selbst bei einem weiteren Ausbau der Beschneieung in rund 20 Jahren nur noch 50 bis 70 Prozent dieser Skigebiete schneesicher sein werden.“

### Der perfekte Wintertag ...

Für den Liftbetreiber in Damüls hat ein perfekter Wintertag minus 6°C und er sollte windstill sein. An so einem guten Tag verbraucht er 10.000 Kubikmeter Wasser. Besser sind nur noch die Tage, an denen es von alleine schneit. Die Ansprüche an Schneelage und die Präparierung der Pisten seien enorm gestiegen, „wie man auch den Badestrand heute glatt und sauber erwartet“. Früher, als Jüngendlicher, sei er den ganzen Tag „am glichen Lift“ gefahren, einem Schlepplift. Und am nächsten Tag in der Schule ging es darum, wer am öftesten runtergefahren war. „Die Gäste waren froh, als sie keine Schlepplifte mehr benützen mussten. Nach den ersten Sesseln kamen die kuppelbaren Sessellifte, die das Einsteigen bequemer machen. Jetzt haben wir die Sitzheizung.“ Da seien Anschaffung und Instandsetzung mit 17.000 Arbeitsstunden sehr teuer. Ein Kubikmeter Wasser kostet 3 Euro, „wir brauchen 200.000 Kubikmeter im Jahr. Ein Pistengerät kostet in der Stunde 115 Euro. Die sind 9000 Stunden in der Saison im Einsatz.“ Und so kostet eine Tageskarte eben heute 46 Euro.

**Die klassische Winterausrüstung eines Skigebietes: Schneekanonen und Pistengerät.**

© B. Schaefer



**Viel Schnee vor der Hüttn:  
Vor dem Arlberg, also in  
Vorarlberg schneit es viel,  
so wie hier in Damüls.**

© B. Schaefer

Schwarze Jacken, schwarze Mützen, schwarzer Kaffee. Zehn Männer stehen in einer großen Garage, mit ihnen Ludwig Kathan. Sie warten. Um 17 Uhr geht es los. Dann rücken sie mit ihren Pistenraupen aus, bis zwei oder drei Uhr morgens. Kathan fährt jede Nacht dieselbe Piste, „da kennt man sich aus, vor allem bei wenig Sicht“. Am meisten Arbeit mache es, den Kunstschnee zu verteilen. Drei der Pistengeräte sind mit einem GPS-System zur Messung der Schneehöhen ausgestattet. Der Fahrer sieht genau, wo noch viel Schnee liegt, auch neben den Pisten, den schiebt er in die Mulden und auf die abgefahrenen Stellen. „So können wir mit gleich viel Schnee viel länger Ski fahren. Die Pisten werden gleichmäßiger voll mit Schnee und das Ausapern im Frühling geht schneller. Dann sind auch die Kühe zufrieden“, sagt Kathan. Die schönen Momente des Berufs? Der Kathan Ludwig, im Sommer Baggerfahrer, neigt nicht zu übersteigerter Romantik. Aber dann fällt ihm doch etwas ein. „Wenn es nachts schneit, fahren wir nicht, wir rücken erst zum frühen Morgen aus.

Wenn man dann so frühmorgens zum Ragazer Blanken raufkommt und gerade die Sonne aufgeht, alles blauer Himmel, der Schnee, die Sonne, des isch na traumhaft.“

Ein glänzender Seidenteppich mit Streichrichtung talaufwärts breitet sich hinter der Fräse der zehn Tonnen schweren Maschine aus. Es ist das Ergebnis einer langen, arbeitsreichen Nacht: für Skifahrer heute eine Selbstverständlichkeit – mit absurden Auswirkungen: „Wenn es auf die präparierte Piste nachts noch fünf Zentimeter draufsneit, was ja eigentlich ein Traum ist, dann reklamieren die Gäste, warum nicht präpariert wird.“ Wenn es so richtig schön glatt wird – „da hat man scho a Gaudi“, sagt Ludwig Kathan. „I denk mir halt, wenn morgens der erste Skifahrer rauskommt und die Piste so vorfindet, da freut der sich.“

Und wenn man nun nicht Ski fährt? Manche Gemeinden, so auch die Bergsteigerdörfer des Alpenvereins, setzen auf Wintersport ohne Lifte. Und so entdeckt man neu, fast wie ein Kind, wel-



chen Spaß man sonst noch im Schnee haben kann, ganz ohne Skizirkus. Naheliegend sind Skitouren, aber natürlich auch Langlaufen, noch so eine Wintersportart aus eigener Kraft, wie die Muskeln deutlich melden. Oder einfach mal rodeln, wie als Kind, und wie heute noch die Kinder in Berlin. Brav wandert man in den Alpen einen Berg hoch, zieht den Schlitten hinter sich her, isst auf der Alm einen Apfelstrudel und saust, wenn nicht jodelnd, dann doch juchzend, zu Tal. Vielleicht braucht es auch einen realistischeren, neuen Blick auf den Winter. „Autofahrer, Einheimische und Gäste wollen am liebsten schon eine geräumte und trockene Straße, während es noch schneit“, sagt der Damülser Werner Madlener. Seit 47 Jahren räumt der Bruder des Bürgermeisters mit Schneefräse und Schneepflug die Straßen im Ort frei, „bei Sturm, Regen und Schnee“. So sieht ein optimaler Wintertag also aus: die Pisten voll mit Schnee und die Straßen frei und trocken. Am besten also wäre wohl *qanniapaluk*: sehr leicht fallender Schnee, noch in der Luft.

Hat er manchmal auch genug vom Winter? „Eigentlich nie“, sagt Madlener. Denn wenn im Winter keine Touristen kommen, „dann haben wir ja auch im Sommer keine Arbeit, wir alle, die Handwerker, Bäcker, Hoteliers ... Mir lebat ja vom Schnee.“

Von mir aus darf es jetzt auch bald wieder schneien. Ich stand oft im Winter auf Berggipfeln, im kalten Leuchten der Wintersonne. Oder auch eingehüllt in konturloses Weiß. Ohne Halt, ohne Orientierung. Ich lebte einige Wintermonate in Grönland, ich überquerte den zugefrorenen Baikalsee in Sibirien. Ich zog mit Sami und ihren Rentierschlitten – und ihren motorisierten Ski-Doos – durch Lappland und schindete mich bei einem Hundeschlitten-Rennen im Norwegen. Winter hat mich schon als Kind fasziniert, als ich heimlich, weil verboten, Eiszapfen auf dem Nachhauseweg von der Schule schleckte. Ich liebe die Atemwölkchen, die wir im Winter vor uns hertragen als Sichtbarmachung unseres Lebendigseins. Wie so oft bei der Liebe: Erklären kann man es nicht.

**Kinderglück, das man als Erwachsener nicht vergisst: im Winter draußen sein, egal wie.**

© M. Burtscher

# Interview

*Skifahrer wissen: Der weiße Teppich, den Schneekanonen produzieren, hat wenig gemeinsam mit Schnee, der vom Himmel fällt. Daran haben wir uns längst gewöhnt.*

*Anders die Pflanzenwelt: Werden die Pisten mit Kunstschnee präpariert, hat das enorme Auswirkungen auf die Böden, wie der Ökologe Dr. Christian Newesely erklärt.*

**Barbara Schaefer** » Mögen Sie Schnee?

**Christian Newesely** » Schnee in seiner natürlichen Form ist das A und O eines Winters. Der Reiz einer verschneiten Winterlandschaft ist mit kaum etwas anderem vergleichbar. Ja: Schnee ist etwas Schönes.

**BS** » Wie kam es dazu, dass Sie sich mit Kunstschnee beschäftigen?

**CN** » Das Thema wurde in den Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts ökologisch immer interessanter, da der Anteil an beschneiten Pisten stetig zunahm. Als ich die Möglichkeit bekam, mich im Rahmen meiner Diplomarbeit und dann

neigt zudem aufgrund des darin enthaltenen freien Wassers zum Vereisen. Weiter geht es im Verlauf des Spätwinters, wenn die Schneeoberfläche taut sowie das Schmelzwasser in die Schneedecke einsickert oder bei der Präparierung hineingepresst wird und unmittelbar an der noch gefrorenen Bodenoberfläche Eisschichten bildet. Dadurch wird die Luftdurchlässigkeit der Schneedecke fast völlig unterbunden.

**BS** » Sie bemängeln, dass hart gepresster Kunstschnee nicht mehr isoliere, die Pflanzen darunter also geradezu erfrieren. Können Sie das bitte erläutern?

**CN** » Sie erfrieren nicht, man könnte eher sagen: Sie ersti-

## „Die Artenvielfalt wird deutlich reduziert“

mit meiner Dissertation damit zu beschäftigen, wurde mir klar: große Bereiche unserer Alpen werden dadurch direkt und indirekt beeinflusst.

**BS** » Der sogenannte Kunstschnee ist genaugenommen Eis in der Form von „Zwetschken“, wie Sie herausgefunden haben. Warum schadet er der Umwelt?

**CN** » Da die Zeit, die die Wassertropfen von der Mündung der Schneekanone bis zum Auftreffen auf den Boden haben, nur kurz ist, können sich keine Kristalle in Form der bekannten Schneesterne ausbilden. Es entstehen stark abgerundete Eispartikel. Diese lassen sich zu sehr kompakten Schneedecken verdichten. Das teilweise noch nicht gefrorene Wasser wirkt dabei zusätzlich als Schmierstoff. Stark verdichtete Schneedecken haben aber kaum noch Platz für Luftkammern. Die Luft in der Schneedecke ist aber für die Wärmeisolationfähigkeit verantwortlich.

**BS** » Und warum ist das wichtig?

**CN** » Je dichter der Schnee, desto größer ist die Gefahr, dass der darunterliegende Boden stark auskühlt. Dieses Phänomen kann zwar durch eine große Menge an Kunstschnee kompensiert werden, das ist aber zumeist aus wirtschaftlichen Erwägungen keine Option. Der dichte Schnee

cken. Pflanzen müsse ja auch im Winter mit geringer Schneedecke überleben, sie können sich daran anpassen. Problematisch werden die tiefen Temperaturen jedoch, wenn der Schnee keine Luft mehr durchlässt. Das Bodenleben verbraucht im Winter den Sauerstoff, der im Boden vorhanden ist. Die Vereisungen, die sich unmittelbar an der Bodenoberfläche bilden und von Skifahrern nicht wahrgenommen werden, unterbinden eine Sauerstoff-Nachfuhr aus der Atmosphäre. So sinkt die Sauerstoffkonzentration zum Teil auf ein Zehntel der Atmosphärenkonzentration. Erst die Kombination aus Sauerstoffmangel, damit verbunden erhöhter CO<sub>2</sub>-Konzentration, und Kälte führt zu einer Reduktion der Frosttoleranz der Pflanzen und in weiterer Folge zum Absterben.

**BS** » Und dann verödet ein ganzer Hang?

**Dr. Christian Newesely**, 54, begann nach einer Ausbildung als Elektrotechniker das Studium der Biologie an der Universität Innsbruck. Für seine Diplomarbeit und danach für seine Dissertation untersuchte er die Auswirkungen der Skipistenpräparierung mittels Kunstschnee auf den Temperaturhaushalt der Böden unter der Schneedecke und auf die Luftdurchlässigkeit der Schneedecken nach Präparierung.

**CN** » Nicht alle Pflanzenarten reagieren gleich auf diesen Stress, aber die Artenvielfalt wird deutlich reduziert. Eine große Artenvielfalt ist jedoch aufgrund der unterschiedlichen Durchwurzelungsstrategien der Pflanzen für die Stabilität der Böden von großer Bedeutung

**BS** » *Aber liegt das nicht eher am Präparieren, also an der Verdichtung generell? Passiert das nicht auch, wenn „Naturschnee“ gepresst wird?*

**CN** » Ja, das passiert unter konventionell präparierten Pisten auch. Der Schnee bleibt dort aber nicht so lange liegen, so dass die Auswirkungen viel geringer sind.

**BS** » *Haben Sie von den neuen Schneekanonen gehört, die in einer Art künstlicher Wolke tatsächlich Schneekristalle produzieren wollen? Wäre das eine ökologisch vertretbare Lösung?*

**CN** » Ja, davon habe ich gehört. Ich bin aber skeptisch, ob mit diesen Methoden genügend Schnee produziert werden kann. Immerhin werden Jahr für Jahr allein in Tirol Schneemengen produziert, mit denen man eine 2000 Kilometer lange vierspürige Autobahn einen Meter hoch belegen könnte.

**BS** » *Ist nach Ihrer Ansicht der Wintersport in einer Sackgasse?*

**CN** » Ja und nein. Der Fokus darf aber meiner Meinung nach nicht mehr ausschließlich auf die Erweiterungen von Skigebieten gelegt werden. Studien zeigen, dass der Skifahrer immer älter wird. Die Jugend ist nicht mehr so interessiert daran. Große Skigebiete bieten nicht umsonst immer mehr „Events“ an. Für Familien wird der Skisport oftmals aus finanziellen Erwägungen uninteressant. Ideen sind gefragt. Der Skisport bleibt aber sicherlich ein wesentlicher Teil des Wintersports.

**BS** » *Wintersportorte argumentieren, es gebe keine Alternative zur künstlichen Beschneigung, können Sie diese Argumente nachvollziehen?*

**CN** » Ja, und es wird in den nächsten Jahren und Jahrzehnten noch erheblich wichtiger werden. Dabei stellt sich aber die Frage, ob die derzeitige Art des Skisports mit präparierten Talabfahrten noch eine Zukunft haben wird. Schon jetzt können Pisten in niedriger Meereshöhe oft nicht mehr beschneit werden, weil es nicht kalt genug wird. Auch wenn moderne Schneekanonen bei Temperaturen knapp über dem Gefrierpunkt das gewünschte Weiß erzeugen können. Der Schnee wird bei andauernden Plusgraden nicht lange auf den Pisten liegenbleiben ...

**BS** » *Hat sich Ihr Verhältnis zum Winter durch Ihre wissenschaftliche Tätigkeit verändert?*

**CN** » Wenn man sich viele Jahre mit einem solchen Thema auseinandersetzt, dann wäre es vermessen zu behaupten, dass sich die Einstellung zu manchem nicht ändern würde. Man beginnt vieles zu hinterfragen und erkennt häufig, dass die Realität nicht immer mit den werbewirksamen Wunschvorstellungen des Wintertourismus in Einklang zu bringen ist. Der Wintertourist kennt die Landschaft nur im Winter – und manchmal ist das auch gut, denn viele Freunde der Berge wären nicht gerade begeistert zu sehen, wie sich so manche Landschaft als Folge der Errungenschaften des modernen Skisports im Sommer präsentiert.

**BS** » *Fahren Sie eigentlich Ski?*

**CN** » Ja, aber nicht mehr mit der Begeisterung, mit der ich als Kind und Jugendlicher auf den Brettl'n gestanden bin.



# BergKultur



Kleine Menschen auf dem Marzellferner in den Öztaler Alpen. Ein Moment, der den üblichen Erwartungen, die man an das Bild vom Bergsteigen hat, bildlich einen Strich durch die Rechnung macht. Und vielleicht gerade deshalb im Kopf hängen bleibt. Fotografiert im Jahre 1973 (!) von Jürgen Winkler, dem das Alpine Museum in München eine große Werkschau widmet.



# Der freie Blick

Jürgen Winkler, Fotograf. Ein Porträt

>> **Axel Klemmer**

*Er ist der Prototyp des „Bergfotografen“, des Bergsteigers mit der Kamera. In einer großen Retrospektive zeigt das Alpine Museum in München Bilder von Jürgen Winkler aus den Jahren 1951 bis 2016. Das wichtigste Motiv ist hinter den vielen Fotografien aber nur zu erahnen: ein unabhängiges Leben.*



Es war ein Missverständnis. Jürgen Winkler feiert eigentlich nicht Geburtstag. Zum Siebzigsten hatte er sich aber doch überreden lassen. Eine kleine Gesellschaft war zusammengekommen, ein paar Freunde, darunter andere Fotografen, die es gut meinten. „Wir waren in einem Café, da klappten sie einen Laptop auf und winkten mich heran.“ Was er auf dem Bildschirm sah, war eine Website – seine Website. Der Jubilar war von dem Geschenk überwältigt. Die Seite war „sehr gut gemacht“, erinnert er sich. Und dann? Hat er sie halt gehabt, die Seite. „Du musst dich damit beschäftigen und immer wieder was Neues reinstellen, haben die Kollegen mir gesagt.“ Eine Weile versucht er es. 2010 war das, und Jürgen Winkler war so etwas wie der letzte Berufsfotograf, der keine Website gehabt hatte. Er fotografierte ja noch nicht mal digital, sondern immer noch analog. Es war ein Missverständnis. Ungefähr ein Jahr lang stand die Seite im Netz, dann gab er sie auf. „Ich war wieder etwas los und froh darüber“, resümiert Winkler, der kein Technikverächter ist, der aber in dem Medium für sich keinen Gewinn erkannte, sondern nur lästige, unnötige Arbeit. Er erkannte Abhängigkeit. Und wenn es ein Ziel gibt, das der Mensch und Fotograf Jürgen Winkler leidenschaftlich verfolgt, dann ist das: Unabhängigkeit.

„Bergfotografen“ sind in der Regel Bergsteiger, die auf ihren Touren Fotos machen. Fast alle sind Autodidakten und haben Websites. Die Engagiertesten, die vom Verkauf ihrer Bilder leben, verzeichnen unter dem Menüpunkt „Kunden“ oder „Referenzen“ all die Magazine, Sportartikelfirmen und Tourismusverbände, in deren Auftrag sie fotografiert haben. Bei Jürgen, der die Fotografie noch als Handwerksberuf gelernt hat, wäre diese Liste zwar nicht kurz. Aber viele der Magazine, die seine Bilder veröffentlicht hatten, gibt es schon nicht mehr. Auftragsarbeiten für Werbekunden hat er ohnehin nur ganz selten gemacht. Und jetzt, mit 76 Jahren? Hat er das auch nicht mehr nötig.

Am 11. März 1940 wurde er in Berlin geboren. Kurz darauf begann eine dunkle Odyssee durch die deutsche Provinz. Die Erinnerung setzt an einem Tag des Jahres 1945 ein: mit dem Bild eines amerikanischen GI, der seine Maschinenpistole abfeuerte, und eines Panzers, der ihm folgte. Damals lebte Jürgen mit seiner Mutter im hessischen Frankenberg an der Eder; der Vater war in den

Krieg gezogen und nicht mehr zurückgekehrt. Rundherum Wald, eine grüne Idylle: „Ich liebte es, auf die Bäume zu klettern.“ Stundenlang saß der Schüler auf den Ästen, lernte Gedichte, las Goethes „Egmont“. Mit elf Jahren fotografierte er mit seiner Boxkamera eine Eiche, und mit 15 wusste er genau, was er später mal werden wollte: Fotograf. Sechs Wochen lang arbeitete er auf dem Bau – mit 15 Jahren –, dann hatte er das Geld für die erste „richtige“ Kamera, eine Rolleicord, zusammen.

Auf dem Fahrrad durchquerte er 1956 zum ersten Mal die Alpen, und während er später in Frankfurt das Fotografenhandwerk erlernte, wurde er Bergsteiger. Am Wochenende fuhr er in die Klettergärten des Rhein-Main-Gebiets, zum Beispiel ins Morgenbachtal, wo er 1961 dem fünf Jahre älteren Pit Schubert begegnete. Schon im nächsten Jahr knatterten die beiden auf einer 250er-Bücker mit Anhänger fürs Gepäck durch die Alpen, einen ganzen schönen Sommer lang, von Osten nach Westen. Sie kletterten unter anderem den Walkerpfeiler an den Grandes Jorasses und den gesamten Peuterey-Grat am Mont Blanc. Die Fotoausrüstung, eine Leica für Dias und die zweiäugige Rolleiflex-Mittelformatkamera für Schwarzweißbilder, schleppte Winkler auf den schwierigsten Touren im Rucksack mit – manchmal, ohne ein einziges Mal auf den Auslöser zu drücken. 1963 verkaufte er der Zeitschrift „Bergkamerad“ sein erstes Titelbild: Pit Schubert in der Wiesbachhorn-Nordwestwand. 15 Deutsche Mark bekam er dafür.

## Gewissermaßen Schicksal

Was folgte, war gewissermaßen Schicksal. Wäre Jürgen Winkler damals einem großen Architekten oder Modeschöpfer begegnet, wäre er heute vielleicht ein bekannter Architektur- oder Modefotograf. Aber es war der Alpinpublizist Walter Pause, der auf ihn aufmerksam wurde. Der Rest ist Alpingeschichte: Einer der gut schrieb, einer der gut fotografierte, beide mit derselben Begeisterung für große Berge. Eine Idee wurde geboren. Vier Sommer lang tourte Winkler durch die Alpen und fotografierte. Als er mit der Arbeit nicht schnell genug vorankam, machte er den Führerschein, kaufte vom Vorschuss des Verlags einen VW Käfer und baute den Beifahrersitz aus, um im Auto schlafen zu können – ja, in einem VW Käfer. 1970 erschien das Gemeinschaftswerk von Pause und

**Der Bergfotograf an seinem Arbeitsplatz. Jürgen Winkler auf den Führernadeln am Totenkirchl, Wilder Kaiser.**

*Alle Fotos: © J. Winkler*

Klare Linien, scharfe  
Kontraste – zeitlose  
„Action“-Fotografie an  
den Cinque Torri, 1975.



Winkler: der Text- und Bildband „Im extremen Fels“, der 100 große Kletterrouten in den Alpen präsentierte. Das Buch begründete Jürgen Winklers Prominenz in der Szene, es wurde „Kult“, war lange vergriffen und erlebte 2015 die lang erwartete Neuauflage.

Tatsächlich sind die in Bergsteigerkreisen berühmten Bilder der Wände und Pfeiler sorgfältige Architekturaufnahmen in Schwarzweiß mit dramatischen Akzenten von Wolken; „fotografisch nichts Besonderes“ nennt Winkler seinen Beitrag zu diesem Bergbuch-Klassiker.

### Zusammenbringen, was nicht zusammengehört

Als er 1998 in die Deutsche Gesellschaft für Photographie aufgenommen wird und zwei Jahre später auch noch die Goldmedaille der schweizerischen König-Albert-Stiftung für sein fotografisches Werk erhält – an die Zeremonie denkt er besonders gern zurück –, hat der gelernte Industrie- und Werbefotograf sich mit dem Etikett des „Bergfotografen“ arrangiert. Denn tatsächlich hat er ja vor allem alpine Motive fotografiert, in Schwarzweiß und Farbe: streng komponierte, niemals ins Kitschige, ins „Bunte“ kippende Berglandschaften und Menschen, die sich in den überwältigenden Szenerien bewegen – als Wanderer und Kletterer, mit Seil, Steigeisen, Eispickel und Ski.

Auch Winklers „Action“-Fotos sind sorgfältig gestaltet, die Linien klar, die Kontraste sehr oft scharf. Die Spannung zwischen extremer Nähe und Ferne, Schärfe und Unschärfe, zieht den Betrachter hinein in die wilde Umgebung, lässt ihn Ausgesetztheit und Kälte spüren.

„Bergsteigen und Fotografieren passen nicht zusammen“, sagt Winkler, der 1974 die Bergführerprüfung ablegte, „in der Regel muss ich entscheiden, ob ich das eine oder das andere tue.“ Wo er, oft genug, beides miteinander vereinte, entstanden manche Ikonen des neuzeitlichen Alpinismus. Titelbilder, Doppelseiten, Portfolios: Man sah sie natürlich in Zeitschriften wie „Alpinismus“ und „Bergsteiger“, in der „Bergwelt“ und in den „Mitteilungen“ des Deutschen Alpenvereins, daneben aber auch in „Merian“ und „Geo“, in Foto-Fachmagazinen und vielen Bildbänden. Eine ganze Generation von Bergsteigern ist mit diesen Bildern groß geworden.

Doch zurück ins Jahr 1970. Neben dem „Extremen Fels“ ragt ein weiterer Meilenstein aus seiner Vita heraus – ein sehr großer noch dazu: Jürgen Winkler ist zum ersten Mal in Asien, als Teilnehmer und offizieller Fotograf der Expedition zum Nanga Parbat (8125 m), bei der Reinhold und Günther Messner über die 4500 Meter hohe Rupalwand den Gipfel erreichen und nur Reinhold den Abstieg auf der anderen Seite des Berges überlebt.

Schon im Jahr darauf ist Winkler wieder in Nepal unterwegs und kurz darauf am Kilimandscharo. Die Berg- und Skischule des Deutschen Alpenvereins hat eine neue Geschäftsidee entwickelt: Fernreisen zu den Bergen der Welt für Bergsteiger und Wanderer; später wird man Trekking dazu sagen. Winkler gehört zu den ersten Tourenleitern, er ist gewissermaßen der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Schicksal, auch das. Bis 2007 unternimmt er mehr als 100 Reisen und Expeditionen, vor allem in den Himalaya und in die Anden, immer mit den Kameras im Gepäck. Schon 1976 erscheint der Bild- und Textband „Nepal“, 1989 folgt der Prachtband „Himalaya“, für den er den Europäischen Bergbuchpreis erhält.

Aus der Ferne bringt er nicht nur spektakuläre Bergmotive mit. Ob im Himalaya und Karakorum, in den Anden oder in Ostafrika: Immer sind es die Menschen am Fuß der hohen Berge, denen er zuerst begegnet. Jürgen Winklers Porträts – er be-



trachtet sie als seine wichtigsten Bilder – sind Zeugnisse einer offenen Kommunikation ohne Worte. Fern der oberbayerischen Wohlstandsoasen, in denen er seit 1971 lebt, findet er Menschen mit ganz vertrauten Sorgen, Freuden und Unzulänglichkeiten. Der „edle Wilde“ ist kein Thema, das ihn interessiert, fremde Kulturen zu verklären, liegt ihm fern. Sein Menschenbild ist differenziert. Auch in Bhutan, dem malerischen Land mit dem viel zitierten „Bruttosozialglück“, erlebt er inmitten der anziehendsten Umgebungen die Diskriminierung von Minderheiten.

Gute Porträtfotografie, meint Winkler, geschehe nur im gegenseitigen Einverständnis. Richte man die Kamera auf eine Person, die das nicht will, dann sei das immer ein aggressiver Akt. Der Jäger mit der Kamera, der seine Motive „erwischt“, dem ein guter „Schuss“ gelingt – das ist nicht seine Art. „Das Anvisieren, besonders mit einem langen Objektiv, hat schon viel Ähnlichkeit mit dem Anlegen einer Schusswaffe“, sagt er. Auf viele Aufnahmen hat er leichten Herzens verzichtet.

Wer ihn nach fotografischen Vorbildern fragt, dem antwortet er mit Achselzucken und Kopfschütteln. Natürlich kennt und schätzt er die Werke all der berühmten Berufskollegen, die keine „Bergfotografen“ waren: August Sander, Albert Renger-Patzsch, Ansel Adams, Henri Cartier-Bresson und viele andere. Beeinflusst habe ihn der eine

oder andere bestimmt, aber „nachgemacht“ habe er keinen. Und heute? Die zeitgenössische Bildsprache betrachtet er mit wechselndem Interesse, die Worte „neu“ oder „modern“ kommen ihm dabei nicht über die Lippen. Was heute in Magazinen, Bildbänden und auf Websites zu sehen ist, verrät oft großen technischen Aufwand, sowohl beim Aufnahmegerät als auch bei der gefälligen Nachbearbeitung am Bildschirm. Die Ausrüstung ist sagenhaft umfangreich, sehr teuer, und sie ist, anders als in analogen Zeiten, nach zwei Jahren überholt. Wer als Profi überleben will, muss sich ranhalten, und das geht in Zeiten bodenlos niedriger Bildhonorare im redaktionellen Journalismus nur mit Werbeaufträgen, deren Ergebnisse in den Fachmedien nachverwertet werden. So sieht die marktconforme „Bergfotografie“ auch aus: auf Hochglanz getrimmt, digital gefiltert, in den Bildinhalten austauschbar, oft gezwungen, bemüht oder einfach nur brav. Auf- und untergehende Sonnen, Sonnensterne, Blumen, lachende, gut gekleidete Models beim Sprung über den Bergbach: So etwas verkauft sich immer noch gut.

Jürgen Winkler, wäre er heute 30 oder 40, hätte es in diesem Umfeld schwer. Nicht nur, weil er „ein schlechter Geschäftsmann“ ist, wie er ohne Bedauern von sich selbst sagt. Sondern weil ihn diese Art der verkaufsfördernden „Buntfotografie“ niemals interessiert hat. Übrigens, sein am besten

**Belichtung braucht Zeit – Jürgen Winkler nimmt sie sich. Mit der Digitalkamera zeichnet er Farben und Bewegungen auf.**

**Thema: Höhenbergsteigen. Mit seiner Aufnahme des Pequeño Alpamayo in der bolivianische Condoriri-Gruppe schuf Winkler eine Ikone des Alpinismus.**

verkauftes Bild ist schwarzweiß. Eine Münchner Agentur hatte 1998 für eine Werbekampagne der Firma Polartec nach einem passenden Motiv gesucht, das Thema: Höhenbergsteigen. Winkler erinnerte sich an die Aufnahme des Pequeño Alpamayo, die er 1976 in der bolivianischen Condoriri-Gruppe gemacht hatte. Die Agentur war begeistert, sie illustrierte damit Anzeigen in vier Ländern und auch die PR-Kampagne für den großen IMAX-Film „Mount Everest – Gipfel ohne Gnade“. Der Fotograf war zuerst konsterniert, dann belustigt: „Ich habe gesagt, das sei ja gar nicht der Mount Everest, es sei noch nicht mal der Himalaya. Ganz egal, sagten sie mir, wir nehmen das Bild trotzdem.“ 6000 Deutsche Mark hat Jürgen Winkler dafür bekommen, und wer anmerkt, für so eine große Sache hätte eigentlich mehr herauspringen müssen, dem antwortet er vielleicht: „Meinst du? Ich fand, das war viel Geld. Hm.“

Werbung nach Auftrag hat der gelernte Werbefotograf nur ganz selten fotografiert. Auch sein am meisten veröffentlichtes Bild – das Zelt auf dem Uomo di Cagna, dem sagenhaften Wackelstein auf Korsika – entstand aus purer Lust am kuriosen Gegenstand. Dieses Foto schaffte es übrigens bis ins Erotikmetier: Es war im Männermagazin „Lui“ und in der legendären „Praline“ zu sehen, daneben in Zeitschriften wie „Häuser“ oder dem Hochglanzmagazin „Sports“ sowie 1988 im Jahrbuch des „Stern“.

Und wo bleibt die Kunst? Jürgen Winkler spricht das K-Wort selten aus, und wenn er es tut, dann meistens ironisch. Wer es wirklich wissen möchte, dem liefert er eine eigene Definition: „Kunst ist, wenn man die Fehler im Bild mit Absicht macht.“

Also, welche Aufgabe hat „Bergfotografie“? Schöne Landschaften in vorteilhaftem Licht zu zeigen? Zum Konsum sportlicher und touristischer Angebote zu animieren? Als Animator hat sich Jürgen Winkler nie begriffen. Seit den 1970er-Jahren macht er auch Aufnahmen vom banalen Alltag im zivilisierten Gebirge. Er fotografiert Straßen, Parkplätze, Autobahnbrücken und Verkehrsschilder, Seilbahnen, Sendemasten und Dixi-Klos: alles was moderne Menschen eben so brauchen, um die Natur, oder was sie dafür halten, zu genießen. Diese Darstellungen erregen oft Unverständnis – aber warum? Weil man die Motive aus eige-

ner Anschauung kennt? Sie sind ja nicht nur jeder-mann vertraut, sondern auch viel einfacher vor die Kamera zu holen als Sonnenaufgänge nach kalten Biwaknächten oder Impressionen aus schwierigen Kletterrouten. In der Irritation über Winklers „andere Bilder“ offenbart sich die Gewöhnung an die gängige PR-Ästhetik, die längst zum kommerziellen Mainstream geworden ist. Dass Infrastrukturen aussehen, wie sie eben aussehen, ist kein Verschulden des Fotografen, der sie zeigt. Der weder als bezahlter Dienstleister noch als Kläger auftritt, sondern eher als Anthropologe mit Sinn für Humor und einem guten Auge für menschliche Wunderlichkeiten – und mit einer unabhängigen Haltung, die in den Bildunterschriften pointiert in Worte gefasst wird.

Ja, Jürgen Winkler fotografiert nicht nur. Alle Texte in seinen großen Bildbänden, ausgenommen die „Anden“ (2004), stammen aus seiner Hand. Er ist ein Mensch, der betrachtet und reflektiert. Der seine Gedanken in Bilder, aber auch in Worte fasst. Weil er etwas zu sagen hat.

## Unbelastet neue Wege gehen

Vor vier Jahren, als seine Website längst offline war, hat er sich doch noch eine Digitalkamera gekauft. Das Kameragehäuse ist aus Plastik, das Objektiv ist fest verbaut und hat einen 16-fachen Zoombereich. Auf jedem Foto-Workshop wäre er damit unter all den hochgerüsteten Amateuren der Loser. Von den vielen Bedienelementen seiner Kamera schätzt er eine ganz besonders: die Lösch-taste. Das Aufnahmeformat hat Jürgen Winkler im Lauf seines Fotografenlebens immer weiter verkleinert: vom Großbild (13 x 18 und 9 x 12 cm, Linhof) über das Mittelformat (6 x 6 cm, Rolleiflex) und das Kleinbild (24 x 36 mm, Leica) bis zum digitalen Sensor mit Bilddiagonale 1 Zoll (8 x 13,2 mm). Der Altmeister der analogen Bildbearbeitung in der Dunkelkammer fotografiert heute ausschließlich im „Amateur“-Format JPEG, niemals arbeitet er mit „professionellen“ RAW-Daten. Seine Motive sucht er nicht, er findet sie – am liebsten in der nächsten Umgebung, im Alpenvorland zwischen Isar und Loisach. Er fotografiert so viel und so begeistert wie kaum je zuvor. Unbelastet von komplizierter Logistik, körperlicher Anstrengung und den Gefahren des Alpinismus, die er weit hinter sich gelassen hat.



## STANDPUNKT. JÜRGEN WINKLER 1951–2016

21. 7. 2016 | 5. 2. 2017  
Alpines Museum des  
Deutschen Alpenvereins  
Praterinsel 5,  
80538 München  
www.alpines-museum.de  
Dienstag bis Sonntag und  
Feiertage 10–18 Uhr



# Rockin' the rocks

Über die Vielfalt von Bergmotiven in der populären Musik

>> **Michael Domanig**

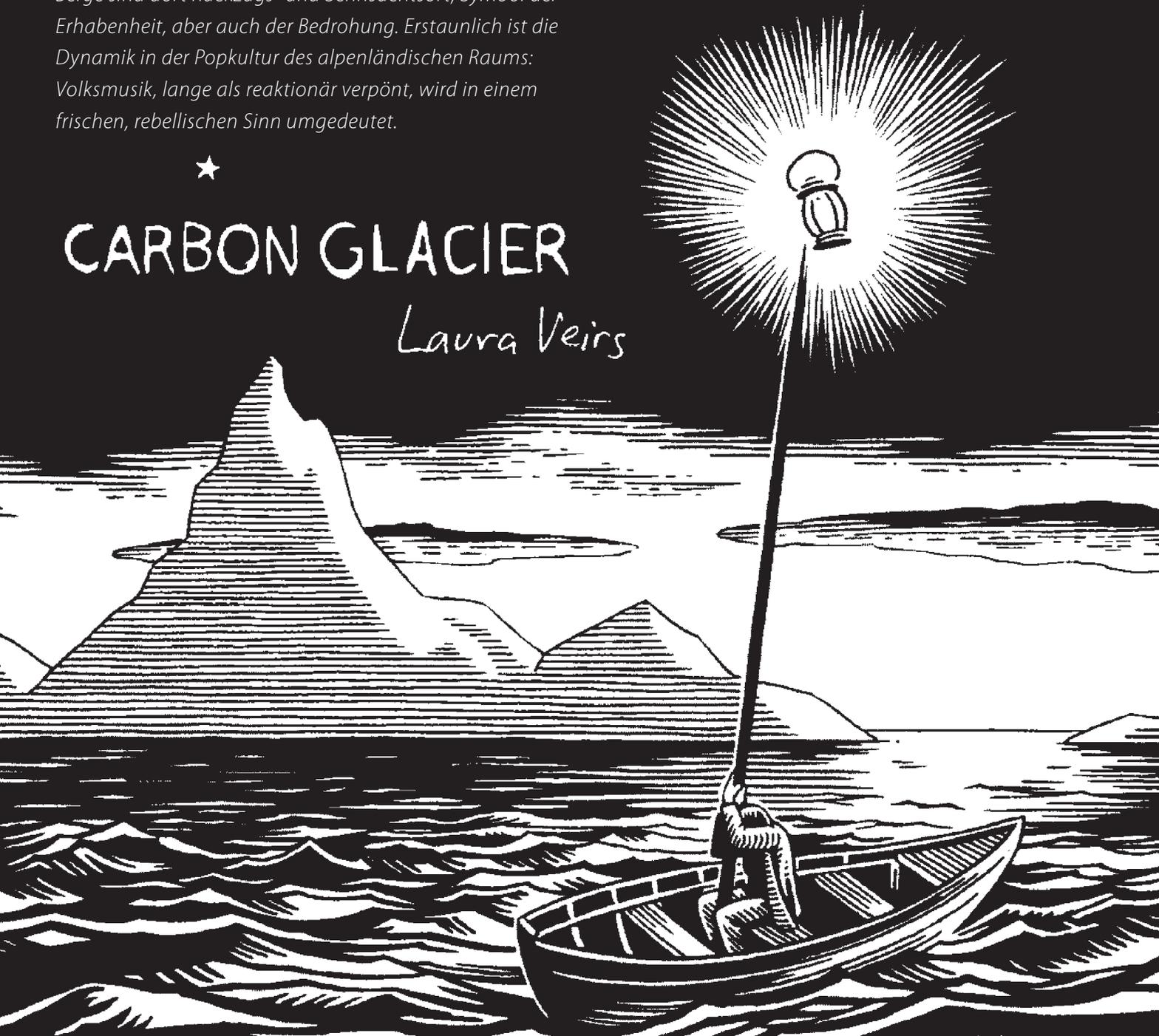
*Berge wirken starr und unveränderlich – scheinbar ein Widerspruch zum popmusikalischen Dogma der steten Bewegung und Erneuerung. Bei näherer Betrachtung eröffnet sich im zeitgenössischen Pop dennoch ein wahres Kaleidoskop an Bergbezügen:*

*Berge sind dort Rückzugs- und Sehnsuchtsort, Symbol der Erhabenheit, aber auch der Bedrohung. Erstaunlich ist die Dynamik in der Popkultur des alpenländischen Raums: Volksmusik, lange als reaktionär verpönt, wird in einem frischen, rebellischen Sinn umgedeutet.*



## CARBON GLACIER

Laura Veirs



Wasser ist als Motiv und Metapher in der populären Musik omnipräsent: In zahllosen Liedern trifft man auf das Meer, auf Schiffe, Wellen und Flüsse, auf strömenden Regen und fließende Tränen. Mit der popkulturellen Ideologie von Dynamik, Energie und rasanter Veränderung harmoniert das wandelbare Element prächtig.

Berge hingegen sind (scheinbar) statisch, sie stehen immer am selben Platz, verändern sich nach menschlicher Wahrnehmung kaum. Kurz: Sie sind als Motiv in der modernen Popmusik weniger naheliegend – zumal deren unzählige massen- und subkulturelle Spielarten ja eher im urbanen Raum wurzeln. Doch bei näherer Betrachtung wird rasch deutlich, wie facettenreich Bergbezüge im Pop sein können. Ein kleiner, bewusst unchronologischer Streifzug durch die internationale Popmusik und den alpenländischen Raum soll diese Vielfalt andeuten.

## Die Sehnsucht nach dem Berg

Das Bild vom Berg als Sehnsuchts- und Zufluchtsort ist in der populären Musik weit verbreitet, in den USA beispielsweise im Folk und Country – Genres, die als eher „ländlich“ und naturverbunden gelten. Hier stehen die Berge oft für Heimat und Heimweh, für die Rückkehr nach Hause nach langen, unsteten Wanderjahren. Das vielleicht bekannteste Beispiel ist John Denvers Country-Welt-Hit „Take Me Home, Country Roads“ (1971): Darin führen die Landstraßen heimwärts, „to the place I belong“, nämlich in die mütterlichen Berge: „West Virginia, mountain mamma“. Das Leben dort sei „alt“, heißt es im Text, aber doch „jünger als die Berge“, die hier also für Beständigkeit, eben für ein Heimatgefühl, stehen. Nicht ohne Grund ist das Lied seit 2014 eine der offiziellen Hymnen des US-Bundesstaats West Virginia.

Die Vorstellung vom mütterlich beschützenden Berg findet sich auch beim einflussreichen amerikanischen Country- und Folk-Musiker Townes Van Zandt: Sein zweites Album aus dem Jahr 1969 trägt den vielsagenden Titel „Our Mother the Mountain“, wobei das an sich tröstliche Bild hier im Kontrast zur unheilswangeren Atmosphäre des Titelsongs steht.

Bei vielen Künstlern vermitteln die Berge hingegen pure Nostalgie, die Sehnsucht nach der „guten alten Zeit“ – so etwa bei der Country-Rock-

Band „Alabama“ und ihrem Hit „Mountain Music“ (1982), in dem es heißt: „Oh, play me some mountain music / Like grandma and grandpa used to play“.

Ein verklärtes Bild, denn die alten, oft mündlich überlieferten „mountain ballads“, die in traditioneller US-Volksmusik (Folk, Bluegrass) eine wichtige Rolle spielten, vermittelten keine heimelige, romantische Atmosphäre: Sie erzählten eher vom harten Leben in den Bergen, etwa den Appalachen, oder der gefährlichen Arbeit der Bergleute.

Die Zeiten haben sich, nicht nur musikalisch, geändert. Der zivilisationsmüde Stadtbewohner von heute verbindet mit den Bergen weniger Mühsal und Gefahr, eher Ruhe und Erholung – und vielleicht auch den unerfüllbaren (?) Wunsch, zu einem freien, einfachen, naturnahen Leben zurückzukehren. Ein perfektes Beispiel bietet die US-Rockband „Granddaddy“ mit ihrem Lied „Nature Anthem“ (2004), das nur aus folgenden Zeilen besteht: „I wanna walk up the side of a mountain / I wanna walk down the other side of the mountain / I wanna swim in the river and lie in the sun / I wanna try to be nice to everyone“. Dass der Text am Ende von einem Kinderchor wiederholt wird, ist kein Zufall, geht es hier doch um die Sehnsucht nach kindlicher Unschuld und Unbeschwertheit.

## Vom Ewigen und Erhabenen

Der Wunsch, dem Alltag zu entfliehen, kommt häufig auch in psychedelischer, rauschhafter Musik zum Ausdruck. Der Berg wird dabei zum mystischen Ort der Grenz- und Traumerfahrung. In „Spanish Caravan“ (1968) beschreibt die berühmte Rockband „The Doors“ etwa die unstillbare Sehnsucht nach iberischen (Traum-)Landschaften: „Silver and gold in the mountains of Spain / I have to see you again and again“.

Von einer rauschartigen Bergerfahrung erzählt, Jahrzehnte später, auch US-Sängerin Laura Veirs (eine studierte Geologin, deren Musik wiederholt auf Berge und Gletscher Bezug nimmt): In ihrem Lied „Phantom Mountain“ (2007) verschwimmen am Gipfel eines Berges die Grenzen zwischen Wahrheit und Trugbild.

Bei vielen Musikern nehmen Berge eine spirituelle, quasi-religiöse Dimension an: Sie werden zu Symbolen des Ewigen und Erhabenen, zu heiligen Orten. Dieses Motiv findet man etwa in „Wasn't Born To Follow“ (1968), einem der bekannt-

Mystisch verbrämte Natur- und Bergmotive durchziehen das Werk der amerikanischen Folksängerin und studierten Geologin Laura Veirs: So ist ihr gefeiertes Album „Carbon Glacier“ (2004) nach einem Gletscher am Nordhang des Mount Rainier im US-Bundesstaat Washington benannt.

© P & C Bella Union 2004



Als „Rocky Mountain High“ hat John Denver hier die gleichermaßen erhebende Wirkung dieses Gebirgszugs in seinem berühmten Song aus dem Jahr 1972 beschrieben. Seit 2007 ist das Lied eine der offiziellen Bundesstaatshymnen von Colorado.

Rechts: Die düstere Aura des „Schicksalsbergs“ aus dem „Herr der Ringe“-Universum fasziniert viele Metal- und Rockbands. In den Verfilmungen von Peter Jackson dienten die neuseeländischen Vulkane Mount Ngauruhoe und Mount Ruapehu als Vorlage für den „Mount Doom“.

© commons.wikimedia.org,  
Foto: W. Wiggum (links)/  
G. Piolle (rechts)

testen Lieder der US-Folkrock-/Psychedelic-Band „The Byrds“: Zu den mystischen Naturbildern im Text – juwelengleich schimmerndes Wasser, Blätter, die schillern wie Prismen – zählt eben auch der „sacred mountain“, der heilige Berg. Zugleich steht das Lied, das im Kultfilm „Easy Rider“ (1969) erklingt, prototypisch für die Gegenkultur der 1960er-Jahre, für den Wunsch nach Freiheit, Naturerfahrung und Spiritualität.

Von erhebenden Berggefühlen erzählt auch der bereits erwähnte John Denver in seinem Folk-Rock-Klassiker „Rocky Mountain High“ (1972), seit 2007 eine von zwei offiziellen Bundesstaatshymnen in Colorado: Am Berg, heißt es darin, könne man zu Gott sprechen und seiner „beiläufigen Antwort“ lauschen. Nebenbei wird vor der Zerstörung der Berge durch den Menschen gewarnt.

Das Bild vom „ewigen“ Berg kehrt im Pop immer wieder. Besonders schön gelang das zuletzt der bislang weitgehend unbekanntem englischen Experimental-Elektronik-Band „The Grubby Mitts“: Ihr Titel „The Mountain & I“ (2015) besteht nur aus einer beschwörend geflüsterten Zeile: „*We sat together / The mountain and I / Till only the mountain remained*“. Auch wenn der Mensch verschwindet: Der Berg bleibt.

### Düstere Metallgebirge

Mächtige Berge erscheinen dem Menschen jedoch oft auch düster und bedrohlich. Diese Form der Bergmetaphorik ist besonders in den dunklen und härteren Gefilden der Popkultur, in Metal

und Hard Rock mit all ihren Subgenres, verbreitet. Hier dienen Berge etwa als Metapher für Größe und Härte, für (männlich konnotierte) Kampfkraft und Unbesiegbarkeit. Beispielhaft genannt sei die US-Metalband „Manowar“ mit ihrem Lied „Mountains“ (1984): Darin vergleicht sich das lyrische Ich mit einem gewaltigen Berg, der den Himmel „durchstößt“, ein Sinnbild der Tatkraft und Entschlossenheit. Die Nummer „Mountains of Might“ (1997) der norwegischen Black-Metal-Band „Immortal“ trägt die – unheilvolle – Macht der Berge sogar schon im Titel.

Generell wirkt die unheimliche, „unheilige“ Aura bestimmter – realer wie fiktiver – Fels- und Gebirgsformationen auf viele Metalbands faszinierend. So hat sich etwa die norwegische Gruppe „Dimmu Borgir“ nach einem Lavafeld in Island benannt, das sich durch seine bizarren, an düstere Ruinen gemahnenden Steinformationen auszeichnet („Dimmuborgir“ bedeutet „Dunkle Burgen“ oder „Dunkle Städte“). Die schwedische Gruppe „Amon Amarth“ heißt wiederum nach dem elbischen Namen des Schicksalsbergs aus dem „Herr der Ringe“-Mythos von J. R. R. Tolkien: Im gleichnamigen Song (1998) wird beschrieben, wie sich Krieger zu diesem Vulkan aufmachen: „*So dark and silent it stands there / (...) So grim and fearful in might*“. Das Bild vom abweisenden, furchteinflößenden Berg entspricht hier der Brutalität des Kampfgeschehens.

Der Rückgriff auf Tolkien und die düsteren Gebirgslandschaften in Mitteleuropa ist bei vielen Me-



tal- und Hard-Rock-Bands zu finden, so bereits bei den Genre-Urvätern „Led Zeppelin“: Ihr Lied „Misty Mountain Hop“ (1971) spielt auf das Tolkien'sche „Nebelgebirge“ an, auch wenn der Text eher um die Nebel des Drogenkonsums kreist.

Höchst real sind hingegen die Schrecken, die von der bekannten Alternative-Metal-Formation „System of a Down“ in „Holy Mountains“ (2005) beschrieben werden: Die US-Band mit armenischen Wurzeln thematisiert hier den türkischen Genozid an den Armeniern. Der „heilige Berg“ im Titel ist der Ararat, der – obwohl heute auf türkischem Staatsgebiet gelegen – für viele Armenier ein zentrales nationales und spirituelles Symbol darstellt.

### **Volksmusik, nein danke! Oder?**

Besonders intensiv ist die Verbindung „Berge und Musik“ naturgemäß im alpenländischen Kulturraum, wie nun an Beispielen aus Österreich, Bayern und Südtirol aufgezeigt werden soll. Im Fokus steht neben textlichen Bergbezügen auch der Wandel im Umgang mit regionalen Volksmusiktraditionen. Gerade in Österreich nehmen die Berge als Grundpfeiler des nationalen Selbstverständnisses eine wichtige Rolle in der Musik ein. Bekanntlich beginnt schon die Bundeshymne mit den Worten „Land der Berge ...“. Auch Rainhard Fendrichs „I Am From Austria“ (1989), oft als „heimliche Bundeshymne“ bezeichnet, spielt mit Bildern von schmelzenden Gletschern und Wasser, das „talwärts rinnt“.

Die stark kommerziell geprägte Welt von volkstümlicher Musik und Schlager ist ohne Bergmotive ohnehin undenkbar – wobei hier ein romantisch-verklärter Bergbezug dominiert. So etwa bei Hansi Hinterseer, der in Liedern wie „Tiroler Berge“, „Mich rufen die Berge“ oder „Komm mit mir in die Berge“ und den zugehörigen Videos alpine Idyllen voll Klischee- und Sehnsuchtsbildern evoziert.

Daneben wurde im Alpenraum natürlich immer auch die reiche Tradition echter Volksmusik gepflegt. Doch anders als etwa in den USA, wo Folk und Country die moderne Popmusik stark beeinflussten, spielte Volksmusik in der alpenländischen Populär- und Jugendkultur lange Zeit eine untergeordnete Rolle. Im Gegenteil, viele junge Musiker versuchten sich bewusst davon abzugrenzen, etwa indem sie englischen und US-Vorbildern nachstrebten. Einer der Hauptgründe für diese Abneigung war zweifellos die politische Vereinnahmung von Volkskultur und -musik im Nationalsozialismus. Jahrzehntlang verkörperte „muffige“ Volksmusik für junge Musiker all das, wogegen es zu rebellieren galt: konservatives bis reaktionäres Gedankengut, Rückständigkeit, Abschottung gegenüber gesellschaftlichen Veränderungen.

### **Das Spiel mit dem Klischee**

Wenn in der regionalen Popkultur überhaupt ein Bezug auf Volksmusik und Bergmotivik erfolgte, dann meist in ironisch gebrochener und somit distanzierter Form: Paradebeispiel ist „Der Watz-

In „Holy Mountains“ spielt die US-Band „System of a Down“ auf den Berg Ararat an, der vielen Armeniern als Nationalsymbol gilt, wiewohl er heute auf türkischem Staatsgebiet liegt. Zugleich thematisiert das Lied den Genozid an den Armeniern.

Links: Die unheimlich wirkenden Steinformationen des isländischen Lavafeldes Dimmuborgir, zu Deutsch „dunkle Burgen“ oder „dunkle Städte“, haben die norwegische Dark-Metal-Band „Dimmu Borgir“ zu ihrem Namen inspiriert.

© commons.wikimedia.org,  
Foto: Gohnarch (links)/  
A. Köhler (rechts)



Satirischer Dauerbrenner: „Der Watzmann ruft“ macht sich über Bergklischees und deren touristische Ausschachtung lustig.

Mitte: Für die Ausstellung „Alpenliebe“ an der Großglockner-Hochalpenstraße hat Hubert von Goisern das Album „Steilklänge“ (2014) mit Musik aus sechs Alpenländern zusammengestellt.

Ihr fünftes Album „Kiah Royal“ (2014) hat die bayerische Formation „LaBrassBanda“ live und unverstärkt eingespielt – in einem Kuhstall.

© Bellaphon records/  
www.hubertvongoisern.com/  
www.labrassbanda.com

mann ruft“ von Wolfgang Ambros, Manfred Tauchen und Joesi Prokopetz: Was 1972 als gelesene Mitternachtseinlage in der Wiener Arena begann, wurde als Hörspiel, Konzeptalbum (1974) und Bühnenstück zum Dauerbrenner, bis zur großen Abschiedstournee 2016. Das „Rustical“ wirft einen satirischen Blick auf touristisch vermarktete Alpenklischees: den verhängnisvoll lockenden Berg, die sündige „Gailtalerin“ und Männer, die unbedingt „auf“ müssen.

Das Motiv „Der Berg ruft“ wurde Mitte der 1990er-Jahre vom bayerischen Dance-Duo „K2“ ebenso ironisch-albern wieder aufgegriffen: Billig klingende Techno-Beats trafen, kommerziell erfolgreich, auf den Zillertaler Hochzeitsmarsch, Rap- und Reggae-Elemente sowie Tonschnipsel von Karl Valentin und Gerhard Polt. Eine ähnliche Stoßrichtung hatte schon das österreichische Dancefloor-Projekt „Edelweiss“: Zwischen 1988 und 1993 gelangen mehrere Hitsingles wie „Raumschiff Edelweiss“, eine Mischung aus elektronisch verfremdeten Jodlern und der Titelmelodie von „Raumschiff Enterprise“.

Später feierte auch DJ Ötzi mit ironisch gebrochenen Alpen-Klischees enorme Verkaufserfolge („Anton aus Tirol“, 1999), ebenso wie aktuell der steirische „Volks-Rock’n’Roller“ Andreas Gabalier: Dieser verbindet „alpine“ Versatzstücke wie Lederhose und Trachtenhemd mit Sonnenbrille und Gelfrisur, Ziehharmonika mit Rock-Rhythmen. Auf dem Album „Mountain Man“ (2015) inszeniert er sich, mit brachialem Augenzwinkern, gar als alpiner Superheld.

Doch abseits alpiner Klischees bzw. deren krampfhafter ironischer Brechung hat sich in den letzten Jahren ein erstaunlicher Wandel vollzogen, was volksmusikalische Bezüge in der heimischen Popkultur anbelangt: Inzwischen arbeiten zahlreiche Bands und Solokünstler mit Melodien, Harmonien und Instrumenten, die in alpenländischen Volksmusiktraditionen wurzeln – und kombinieren sie scheinbar selbstverständlich mit zeitgenössischen Musikstilen.

## Die Ära der neuen Offenheit

Gänzlich neu ist die Verbindung von Volksmusik mit anderen Genres oder politisch-sozialkritischen Inhalten nicht: Schon in den 1970er- und 1980er-Jahren gab es verwegene Experimente (wie beim Tiroler Komponisten Werner Pirchner), kritisches Volksmusik-Kabarett, etwa bei der „Biermösl Blossn“, oder Grenzüberschreitungen Richtung Jazz, Rock und Weltmusik, beispielsweise bei „Haindling“ aus Bayern.

Heute ist die Vielfalt an Künstlern, die Volksmusik-Elemente in einem innovativen Sinn umdeuten, aber wohl größer denn je. Von einer einheitlichen „Szene“ kann man angesichts höchst unterschiedlicher Ansätze und Hintergründe zwar kaum sprechen, Kategorien wie „Neue Volksmusik“ sind umstritten. Dennoch gibt es einen gemeinsamen Nenner: Ablehnung von Schubladendenken, Offenheit für andere Stile und Kulturen.

Am radikalsten geht dabei vielleicht das oberösterreichische Duo „Attwenger“ vor: Sozialisiert in der Linzer Underground-Szene, greifen Markus Binder und HP Falkner seit 1990 bewusst auf die freche, anarchische Dimension ungeschliffener Volksmusik zurück – und konfrontieren sie mit Punk-Schlagzeug und verzerrtem Akkordeon, Noise-Rock und Hip-Hop, Balkan-Blasmusik und moderner Elektronik. Dazu kommen experimentelle Mundart-Texte, geprägt von Wiederholungen, Wortspielen und dadaistischer Lautmalerei, aber auch von explizit politischen Inhalten. Schon früh überwandten „Attwenger“ neben stilistischen auch geografische Grenzen, wie ihre Auftritte in Simbabwe, Pakistan, Vietnam oder Sibirien beweisen.

Auch für das Schaffen von Hubert von Goisern ist der Austausch mit anderen Musikkulturen zen-

## Kleine Bergmusik-Playlist

**Townes Van Zandt:** Our Mother the Mountain  
**Grandaddy:** Nature Anthem  
**Laura Veirs:** Phantom Mountain  
**Fleet Foxes:** Blue Ridge Mountains  
**John Denver:** Rocky Mountain High  
**Manowar:** Mountains  
**System of a Down:** Holy Mountains  
**Ambros / Tauchen / Prokopetz:** Der Berg  
**Attwenger:** kaklakariada  
**Hubert von Goisern:** Drawig  
**Herbert Pixner:** Tschango  
**LaBrassBanda:** Frankreich  
**Kofelgschroa:** Sog ned  
**Rebel Musig:** 's Lem in de Berg

tral. Als junger Mann lebte der Oberösterreicher längere Zeit in Südafrika, Kanada oder den Philippinen, und bis heute ist sein musikalisches Selbstverständnis das eines Weltenbummlers: Elemente alpenländischer Volksmusik, vom archaischen Jodler bis zur „Steirischen“, treffen auf Rock und vielfältige internationale Einflüsse, etwa aus Afrika, Brasilien oder, wie auf dem 2015er-Album „Federn“, den Südstaaten der USA. Vom selben Geist getragen war auch die „Linz Europa Tour“ (2007

Band am Chiemsee wie für die weite Welt. Frontmann Stefan Dettl ist auch Mitbegründer der bayerischen Zeitschrift „MUH“, die seit 2011 eine globalisierte, kritische Heimatverbundenheit ohne Heimattümelei transportiert – genau wie die Musik vieler junger Bands.

Dazu zählen auch „Kofelgschroa“: Die Gruppe, benannt nach dem Hausberg ihres Heimatortes Oberammergau, lässt Blechblasinstrumente und Akkordeon hypnotisch-repetitiv wie elektroni-

## *It's a hard life in the mountains*

## *Owa no vü härter ohne sie*

bis 2009): Grenzüberschreitende Schiffsreisen auf der Donau und anderen Flüssen führten Goisern mit lokalen Musikern zusammen. Seine enge Verbundenheit zu den Bergen, zu ihrer beschützenden, aber auch mystisch-erhabenen Dimension, hat der im Salzkammergut aufgewachsene Künstler übrigens immer wieder bekundet.

Beim Südtiroler Multiinstrumentalisten Herbert Pixner, als Virtuose an der Steirischen Harmonika bekannt, liegt der Bergbezug sogar noch näher: Er stammt von einem Bergbauernhof im Passeiertal. Auch Pixner experimentiert erfolgreich im Spannungsfeld zwischen Volksmusik und internationalen Einflüssen, wie schon der Titel des Albums „bauern\_tschäss – Power'n Jazz“ (2010) andeutet. Ob Landler, Blues oder Tango: Scheuklappen gibt es keine.

### **Barfuß statt Haferlschuh**

Neben Volksmusik und Mundart erfährt im Pop zum Teil auch die Tracht eine positive Neubewertung: Ein markantes Beispiel sind „LaBrassBanda“ aus dem Chiemgau, die live gerne in Lederhosen auftreten – allerdings barfuß statt in Haferlschuhen, was bei Traditionalisten Kritik auslöste. Stilistisch kreuzen die studierten Musiker bayerische Blasmusik mit Jazz, Balkan-Brass, Dub, Reggae oder Techno. Diese alpin-urbane Offenheit kommt im Titel ihres 2009er-Albums „Übersee“ gut zum Ausdruck: Er steht ebenso für den Heimatort der

sche Clubmusik klingen, begleitet von oft rätselhaften, Mantra-artigen Mundarttexten. In Oberammergau geht seit 2013 übrigens auch das „Heimatsound“-Festival in Szene, ein Forum für genau diese neuen Strömungen der alpenländischen und bayerischen Popkultur.

Und so ließe sich die Liste an Grenzgängern zwischen Tradition und Innovation noch lange fortführen: von der Osttiroler Formation „Franui“ und ihren gefeierten Arbeiten zwischen schräger Blasmusik und Klassik bis hin zum ladinischen Poptrio „Ganes“, vom „holstunarmusigbigbandclub“ aus Vorarlberg bis zu „Django 3000“ mit ihrem bayerischen Balkan-Beat.

Das letzte Wort soll aber der „Rebel Musig“-Crew aus dem Brixental gehören: Ihr Sound speist sich zwar nicht aus Volksmusik, sondern aus Reggae, Hip-Hop, Ska und Funk. Gesungen wird allerdings in breiter Unterinntaler Mundart – und der Bezug zu den heimatlichen Bergen ist stark.

Frontmann John Dere (oder „John Dizzy“), der für seine gewitzten Texte gegen Anpassung und Leistungsdruck sogar von Autor Felix Mitterer gelobt wurde, bezeichnet sich nicht umsonst als „einzig freilebenden Tiroler Berglöwen“. Im Lied „s'Lem in de Berg“ vom Album „Radio Freie Mittelstation“ (2010) zieht er eine lakonische brixentalerisch-englische Bilanz, die wohl jedem Bergliebhaber aus dem Herzen spricht: „*It's a hard life in the mountains / Owa no vü härter ohne sie*“.

# Die Tücken des Normalwegs

Alpine Bildsatiren zu Irrung, Hemmung und Übersprung

>> **Martin Scharfe**



*Die Betrachtung ironischer Bilder oder Bildergeschichten, die vom Weg handeln – vom Glück der Wegbegehung, von ihrer Störung, von ihrem Scheitern –, ist auf besondere Weise aufschlussreich und lohnend. Denn diese Bildsatiren sind stets doppelbödig: auf kaum einem anderen Lebensgebiet scheint die metaphorische Bedeutung so nahezuliegen – sie klebt gewissermaßen an den Schuhsohlen des Berggängers.*

Heinrich Heine brachte das seinerzeit auf seine unnachahmlich feine ironische Weise zum Ausdruck, nachdem er auf seiner Wanderung durch den Harz (im September 1824) bemerkt hatte, dass er vom Weg abgekommen war. „Ich mochte mich wohl eigentlich verirrt haben“, lesen wir. „Man schlägt immer Seitenwege und Fußsteige ein und glaubt dadurch näher zum Ziele zu gelangen. Wie im Leben überhaupt, geht's uns auch auf dem Harze.“<sup>1</sup> Recht witzig ist, dass die *metaphorische* Bedeutung, die Lebensbedeutung der Rede vom richtigen Weg, vom Verirren, vom Ziel-Erreichen hier als Grundlage und Ausgangspunkt genommen ist, während wir doch in der Regel dazu neigen, von der *realen* Szene auszugehen, wie wir sie etwa gezeichnet vor uns sehen, und dann erst einen ‚übertragenen‘ Sinn anzuheften.

Der Karikatur-Kunst ist es freilich nicht vergrönt, metaphorisch zu bleiben: sie muss die Sprach-Bilder, sie muss die Rede im sogenannten übertragenen Sinn in *wirkliche* Bilder übersetzen. Gerade dieser Zwang aber, dem sie unterliegt, gibt uns die Freiheit, ihre Bilder nicht nur als wirkliche Bilder zu lesen, sondern *auch* als Metaphern – als Hinweise also auf scheinbar weit Entlegenes: die reale Welt mit Fingerzeig auf das Entferntere, auf das – je nachdem – Höhere oder Tiefere.

Für den Alpinismus stand, bei Licht besehen, das Finden des richtigen Weges stets im Zentrum seiner Bemühungen; ja, man wird vielleicht sogar sagen dürfen: Die vornehmste Aufgabe des Alpinismus war und ist, selbst da noch einen Weg zu finden, wo eigentlich keiner ist. Deshalb darf es uns nicht wundern, dass die Bewältigung des Weges in der einen oder anderen Weise ein Hauptmotiv der alpinistischen Karikatur bildet. Das zu erkennen ist freilich nicht ganz einfach. Denn der

Weg an sich lässt sich schlecht zeichnen; er wird vielfach erst erkennbar durch Szenen der Wegbenützer, die sich auf ihm abspielen. Ich will mich im Folgenden auf drei Typen solcher Szenen konzentrieren und nenne sie: Verwirrung, Hemmung und Übersprung.

### Verwirrung

Die Aufgabe, den richtigen Weg zu finden, hatte stets – und hat immer noch – mit der Möglichkeit zu kämpfen, ihn zu verfehlen. Sowohl das Leben im Allgemeinen kennt die Gefahr des Verirrens wie auch die reale Fortbewegung im Raum. Die Kulturgeschichte des Verirrens ist eine so spannende wie aufschlussreiche Angelegenheit und trotz einiger Vorstudien noch längst nicht zur Genüge erschlossen<sup>2</sup>; vor allem die geradezu stürmische Entwicklung der elektronischen Orientierungs- und Navigationssysteme in jüngster Zeit erfordert neue Aufmerksamkeit. Doch dies lässt sich auch jetzt schon mit Sicherheit sagen: Es wäre töricht, das Verirren für abgeschafft zu halten; ein kurzer Blick in die Meldungen der Tageszeitungen und des Netzes belehren uns rasch eines Besseren.

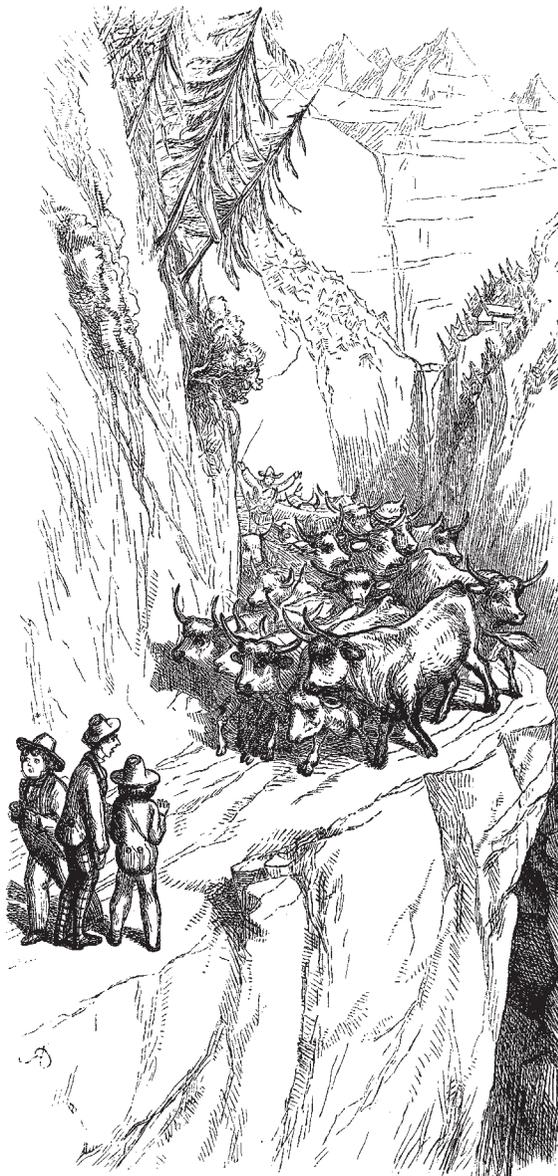
Es waren und sind vor allem die unklaren, die sich widersprechenden Auskünfte über den richtigen Weg, seine Richtung, seine Länge, seine Beschaffenheit und seine Schwierigkeit, die für Verwirrung sorgen. Sebastian Schrank etwa hat diese typische Situation um das Jahr 1980 gezeichnet als Szene, in der vier Berg-Männer einen verdutzten Auskunftsheischenden irritieren, indem sie mit den Armen in die unterschiedlichsten Rich-

<sup>1</sup> Heinrich Heine: *Die Harzreise (1824)*. In: ders.: *Reisebilder. Vollständige Ausgabe*. Bremen 1981, S. 7–88; hier: S. 42.

<sup>2</sup> Zwei neuere Studien liegen vor mit Martin Scharfe: *Wegzeiger. Zur Kulturgeschichte des Verirrens und Wegfindens*. Marburg/L. 1998; Kathrin Passig, Aleks Scholz: *Verirren. Eine Anleitung für Anfänger und Fortgeschrittene*. Berlin 2010.

Abb. 1: Verwirrende Auskunft. Illustration von Sebastian Schrank.

Abb. 2: Das Ende einer Tour. Was tun?  
Holzstich von Richard Doyle, 1854.



WHAT ARE THEY TO DO NOW?

tungen weisen<sup>3</sup> (Abb. 1). Es ist nicht schwer, Vorformulierungen zu finden – etwa Chavals Straßenszene, in der zwei Männer einen ganz offenkundig ortsfremden Reisenden in unterschiedliche Richtungen schicken wollen.<sup>4</sup> Und rasch gerät man an

<sup>3</sup> Vgl. Franz Xaver Wagner: *Alpines Alphabet. Satirische Stichworte für Bergsteiger und Skifahrer. Mit 26 Zeichnungen von Sebastian Schrank.* München 1980, S. 109.

<sup>4</sup> Vgl. Chaval: *Zum Heulen. Gesammelte Cartoons II.* Zürich 1974, S. 87. – Chaval ist der Künstlername des französischen Zeichners Yvan Le Louarn (1915–1968).

noch viel ältere Szenenentwürfe – etwa an Grandvilles Illustration der Nachtreisenden, die sich vergeblich bemühen, die Inschriften eines Wegweisers zu entziffern, oder gar an Eduard Mörikes phantastische Erzählung „Der Schatz“ von 1836, in der sich der Wegzeiger zum Entsetzen des Reisenden hinter seinem Rücken dreht!<sup>5</sup>

Das sind nun wahrlich Szenen, die uns an panische Traumschrecken erinnern; ohnehin erkennen wir bald, dass die Situation der alpinen Verwirrung und Verirrung historisch verknüpft ist mit der ehrwürdigen Tradition der archetypischen Szene: Herkules am Scheideweg.<sup>6</sup> Allein schon wegen solcher Verknüpfung lässt sich die Bildsatire des Berggängers, der widersprüchliche Auskünfte erhält auf seine Frage nach dem richtigen Weg, nie in reinen und heiteren Humor auflösen – allemal ist sie von einem wenigstens leichten Grauen durchzittert.

### Das unverhoffte Ende des Weges

Das gilt in noch viel stärkerem Maße vom hoffnungsvoll begangenen Weg, der plötzlich versperrt ist – eine Situation, die ihre ganze Dramatik ja erst im alpinen Terrain, das kein Ausweichen ermöglicht, entfaltet.

Die klassische Szene hat der Engländer Richard Doyle gezeichnet, 1854: der Aufstieg der drei Reisenden Brown, Jones und Robinson auf einem Weg zwischen senkrecht aufragender Felswand und klaffendem Abgrund findet ein jähes, ein verzweifertes Ende durch eine abwärts stürmende Rinderherde, die von einem Hirten (man erkennt ihn gerade noch um die Felsecke) mit hochgereckten Armen und Stecken zur Eile angetrieben wird – zwei der Männer, die gleich überrannt und in die Felsschlucht des tobenden Wildbachs hin-

<sup>5</sup> *Der Einfachheit halber darf ich wegen der Quellenachweise anführen M. Scharfe: Wegzeiger (wie Anm. 2), S. 42–44.*

<sup>6</sup> Vgl. dazu die klassischen Studien Erwin Panofsky: *Herkules am Scheidewege und andere antike Bildstoffe in der neueren Kunst.* Leipzig, Berlin 1930; Wolfgang Harms: *Homo viator. Studien zur Bildlichkeit des Weges.* München 1970; Reinhart Schleier: *TABULA CEBETIS oder „Spiegel des Menschlichen Lebens / darinn Tugend und untugend abgemalet ist“.* Studien zur Rezeption einer antiken Bildbeschreibung im 16. und 17. Jahrhundert. Berlin 1973.

abgestoßen zu werden fürchten müssen, bleiben zunächst wie angewurzelt stehen, der dritte aber hat sich schon zur Flucht entschlossen und den Rückzug angetreten<sup>7</sup> (Abb. 2). Eindrucksvoll bedrohlich wirkt die Masse der bulligen Tiere, die die Bergreisenden zum Rückzug zwingen.

Es ist natürlich kein Zufall, dass der Zeichner, um die Situation der Unausweichlichkeit (im wahren Sinne des Wortes!) und der totalen Blockade drastisch zum Ausdruck zu bringen, die Szene der Konfrontation des Menschen mit dem *Tier* gewählt hat, das ihn mit seiner massigen Vernunftlosigkeit und animalischen Kraft in die Panik treibt: eine Urszene gewissermaßen<sup>8</sup>, die auch andere Künstler gereizt hat – etwa Max Klinger, der auf einer Grafik aus dem Jahr 1880 einen drohend lau-ernden Tiger eine Felskluft verriegeln lässt<sup>9</sup>: „In grauvoller Größe taucht am Abschluß eines schmalen Engpasses die Riesengestalt eines Tigers empor, furchtbar, unentrinnbar, jeden Ausweg versperrend.“<sup>10</sup>

Dieser Hinweis auf den künstlerischen Einfall Klingers kann vollends deutlich machen, dass Doyles Bildszene zu oberflächlich aufgefasst wäre, wenn sie als reine Humoreske verstanden würde: der Hinterhalt (in jeder Hinsicht!) ist die eigentliche Pointe. Deshalb ist wohl stets intellektuelles Misstrauen angebracht angesichts jener fatal gefälligen Versuche, Situationen der schreckenden Blockade zu entdämonisieren und ihren panischen Gehalt zu verharmlosen, indem etwa, um



Abb. 3: Fantastischer Gemsenritt. Holzstich 1870.

Gelächter zu erzeugen, mit Geschlechtsstereotypen<sup>11</sup> oder mit Mentalitätsverdächtigungen<sup>12</sup> gespielt wird.

### Überschuss und Übersprung

Ganz gewiss verdiente die unerwartete und plötzliche Beendigung des Fortkommens – wie sie als bedrückendes Grundthema wohl seit jeher in Traum und Sage erscheint – weiteres Nachsinnen. Denn die Hemmung, die heute vor allem als psychisches Phänomen vorzukommen scheint – als sogenannte mentale Blockade –, ist doch nach wie vor auch ein physisches Thema – wie in jener vielfach schillernden, durchaus auch Stereotypen hätschelnden Karikatur, die eine junge modisch gekleidete Frau zeigt, die mit dem Stöckelschuh in einem Steinspalt steckengeblieben ist und deshalb mit dem Mobiltelefon um Hilfe gerufen hat; der zur Hilfe herbeigeeilte Bergwachtler befreit sie endlich mit dem Meißel aus ihrer Steingefangenschaft.<sup>13</sup> Gerade auch die Extreme des Versteigens

7 Richard Doyle: *The Foreign Tour of Messrs Brown, Jones, and Robinson, Being the History of What They Saw, and Did, in Belgium, Germany, Switzerland, and Italy*. London 1854, S. 42. – Das von Doyle lithographierte Titelblatt weicht in Großschreibung und Zeichensetzung vom in Lettern gesetzten ab. Das Werk selbst ist eine Bildergeschichte in 80 Tafeln.

8 Wenn es erlaubt ist, den Begriff Urszene von der von Sigmund Freud seit 1897 festgehaltenen engeren Bedeutung abzulösen. Vgl. dazu die kompakten Erläuterungen in J. Laplanche, J.-B. Pontalis: *Das Vokabular der Psychoanalyse* (1967). 11. deutsche Aufl. Frankfurt am Main 1992, S. 576–578.

9 Abb. in Dieter Gleisberg u. a.: *Max Klinger 1857–1920*. Leipzig 1992, S. 176 (Abb. 164: „Erste Zukunft“ in der Serie „Eva und die Zukunft“).

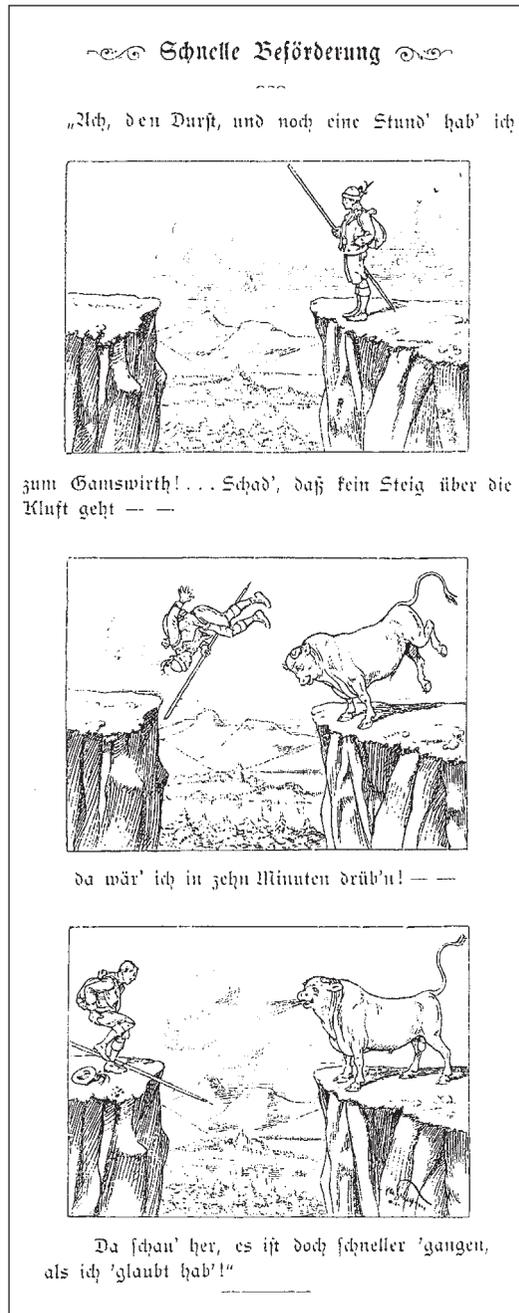
10 Max Schmid: *Max Klinger*. 5. Aufl., bearbeitet von Julius Vogel. Bielefeld 1926, S. 56.

11 Vgl. z. B. Helmut Zebhauser: *Alpine Karikaturen. Mit Beiträgen von Alfred Steinitzer und Fritz März*. München 1988, S. 111: *Begegnung von Dame und Kuh*.

12 Vgl. ebd. S. 113: *Die Memmenhaftigkeit des Bergwanderers, der sich verstiegen hat, ist in der Unterschrift „Ach, wenn ich doch bei meiner Mama wär!“ unterstellt*.

13 Zeichner: Georg Sojer. Vgl. Nils Theurer: *Mit Helm, Charme und spitzer Feder*. In: *Panorama. Das Magazin des Deutschen Alpenvereins* 63/2011, Heft 2, S. 60–64; Abb. auf S. 60.

Abb. 4: Schnelle und sichere Beförderung über eine Felsenkluft. Illustration um 1900.



(als einem abrupten Zu-Ende-Kommen in totaler Hemmung) und des Abstürzens (als einem abrupten Zu-Ende-Kommen in totaler Dynamik)<sup>14</sup> verlangten eine ausführlichere Betrachtung.

<sup>14</sup> Vgl. dazu Martin Scharfe: *Stolpern und Stürzen*: In: Petra Naumann (Hg.): *Sturz in den Himmel. Kulturwissenschaftliche Betrachtungen zur Karikatur der Moderne*. Marburg/L. 2002, S. 49–63.

Die ist hier nicht möglich. Paradoxerweise aber scheint der gründlichere Blick auf ein scheinbar völlig anderes, auf ein wenigstens an der Vorderfront unbekümmert-heiteres und bedenkenlos-lustiges Motivbündel in ähnlich unerwartete Untiefen und Abgründe<sup>15</sup> der Bergsteigerseele hinabzuweisen. Es geht um die abgelegensten Zufälle und absurdesten Techniken, welche die Zeichner erfinden, um Szenen zu gestalten, in denen ein *wirklicher* Abgrund, ein nach menschlichem Ermessen unüberwindbarer Spalt auf überraschende, ja fantastische und gewiss auch lustige Weise überwunden wird. Es dürfte uns nicht wundern, wenn wir feststellten, dass bei solchem Geschäft gerade diejenigen Zeichner, die keine intimere Beziehung zum alpinen Gelände entwickelt haben, die unbefangenste (und damit vielleicht auch die treffendste) Fantasie an den Tag bringen – als märchenhaften Überschuss über die Realität.<sup>16</sup>

Da war fast zu erwarten, dass das als unberechenbar geltende Tier sowohl den Weg hemmen (wie wir gesehen haben) als auch – um es so zu sagen – erst zustande bringen kann. In der Text- und Bildsatire „Schultze und Müller in der Schweiz“, erschienen im Jahre 1870, begegnen die beiden sich reichlich naiv gebenden Touristen einem

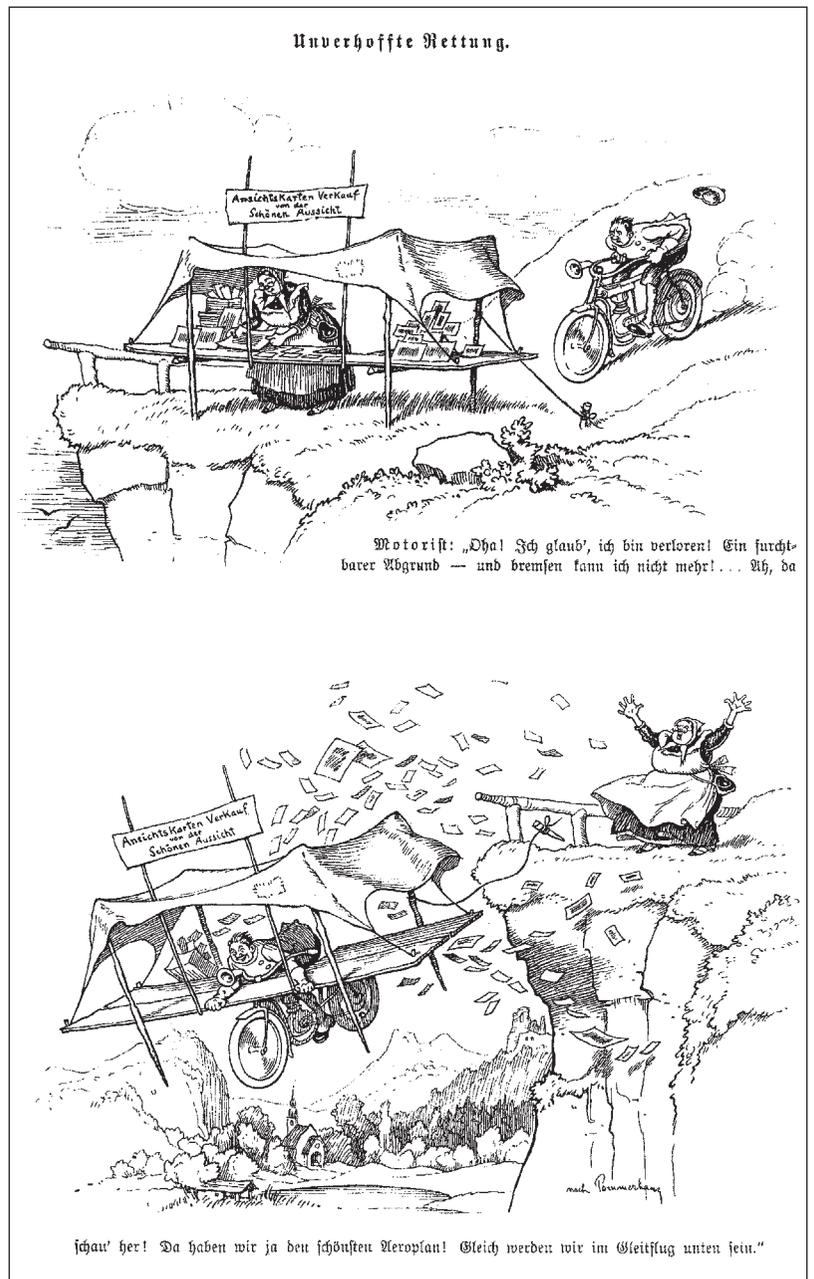
<sup>15</sup> Mit dem Doppelsinn des Wortes *Abgrund* (zumal in der verstärkenden Mehrzahlform *Abgründe*) spielte sowohl der Titel der Ausstellung im Alpinen Museum München (2011, vgl. Anm. 13) als auch jener der zugehörigen Publikation: *Abgründe. Klettercartoons und Rockcomix von Sebastian Schrank, Schorsch Sojer und Erbse Köpf – mit Texten von Peter Brunnert*. Kötting 2011.

<sup>16</sup> Man kann nicht wirklich sagen, das Thema der alpinistischen Karikatur sei genügend behandelt; die Literatur ist überschaubar. Vgl. nach wie vor Helmut Zebhausers Überblick von 1988: *Alpine Karikaturen* (wie Anm. 11) und seine schöne Materialsammlung: *Höhenrausch. Der Alpinismus in der Karikatur*. Rosenheim 1983. Außerdem die Aufsätze: *Kein Biotop für Humor? Bergsteigen im Spiegel von Witz, Satire, Karikatur* (Elmar Landes: Vorwort; Fritz März: *Bergsteigen im Spiegel der Karikatur – Ein Versuch*; Helmut Zebhauser: *Karikatur – Parodie des Bergsteigens und Bergsteigen als Parodie des Lebens*.) In: *Berg '85. Alpenvereinsjahrbuch = „Zeitschrift“* Band 109. München 1984, S. 203–205, 206–215, 216–218; Bernd Stübing: *Abgrund des Lächerlichen. Alpinismus karikiert*. In: P. Naumann (Hg.): *Sturz in den Himmel* (wie Anm. 14), S. 65–78.

ganzen „Rudel Gemen“ samt dem „Gemen-König“. „Wie ich mir umdrehe“, berlinert Müller, „glitsche ich aus und kollere Seine Majestät gerade auf den Rücken. Der vor Angst nimmt einen furchtbaren Satz und springt mit mir über einen Abgrund von 4000 Fuß!“<sup>17</sup> (Abb. 3). Ähnlich wunderleistend ein Stier, der in der Bilderkurzgeschichte „Schnelle Beförderung“ den zögernden Bergsteiger samt seinem Alpenstock von hinten anstößt, über die breite Felsenklüft schleudert und damit den Weg zum Gamswirt verkürzt<sup>18</sup> (Abb. 4).

So sind also allerhand muntere Stücklein zu betrachten; und stets hat der Zeichner einen Einfall, der das zunächst unüberwindlich scheinende Hindernis bewältigen lässt – sei es mit Hilfe besonderer und meist skurriler Vorrichtungen<sup>19</sup>, sei es mit Hilfe unserer irgeleiteten Fantasie, die sich über alle physikalischen Gesetze hinwegträumen darf.<sup>20</sup> Vor allem aber wirkt die Überraschung des Unerwarteten wie in der kleinen Bildergeschichte vom abwärts rasenden Motorradfahrer, dem vor dem tödlichen Abgrund die Bremsen versagen: er stürzt in den überdachten Verkaufsstand der Ansichtspostkartenverkäuferin und verwandelt diesen in ein rettendes Gleitflugzeug<sup>21</sup> (Abb. 5).

Da ist schön mitzuerleben, wie der Todesschrecken unmittelbar umschlägt in märchenhaft heitere Erleichterung, ja Erlösung. Gerade in der vordergründig-spaßhaften Zurückweisung der Realität liegt indessen das eigentlich Beunruhigende: wir wissen doch, dass das Wunder Mangelware ist, und dass das Wünschen – im Unterschied zur trotzig behauptung des Märchens – im wirklichen



17 Schultze und Müller in der Schweiz. *Humoristische Reisebilder*. Leipzig o. J. (1870), S. 28.

18 In: *Die Bergkraxler. Lustige Abenteuer aus den Bergen*. München o. J. (1902), S. 62 f.

19 Vgl. z. B. ebd. „Die Patent-Touristen“, S. 8 f., oder „Künstlicher Absturz“, ebd. S. 58.

20 Vgl. z. B. „Die scharfen Steigeisen“, ebd. S. 19; früher schon die fantastische Spaltüberwindung des Turners Barrenheimer: *Münchener Bilderbogen Nr. 109* (erschieden bei Braun und Schneider, gezeichnet 1852/53 von Ignaz Stölzle), Abb. leicht zugänglich in H. Zebhauser: *Alpine Karikaturen* (wie Anm. 11), S. 31.

21 Vgl. „O diese Autos!“ Aus den „*Fliegenden Blättern*“. München o. J. (1929), S. 73 f.

Leben selten geholfen hat. So können wir unser unbekümmertes Bildermärchen vom traumhaften Übersprung auch als verdecktes Stoßgebet begreifen: als intensiven Wunsch, dass der Schreckenstraum uns erspart bleibe und das zu befürchtende Unheil gerade *nicht* eintreffen möge. Wie so oft verbirgt sich auch hier hinter dem Anheimelnden das Unheimliche – nur undeutlich zu erkennen wie der Schatten hinter einer hellen Leinwand.

Abb. 5: Unverhoffte Rettung. Illustration aus den 1920er-Jahren.

# Autorinnen und Autoren

**Martin Achraier**, geb. 1968, aus der Wildschönau in Tirol. Studium in Innsbruck, nach verschiedenen Forschungsprojekten seit 2006 als Archivar und Historiker im Österreichischen Alpenverein tätig, seither mehrere Veröffentlichungen zur Vereinsgeschichte.

**Max Bolland**, geb. 1976, staatlich geprüfter Berg- und Skiführer und Diplom-Sportwissenschaftler, lebt mit Lebensgefährtin und Tochter in Neubeuern im Inntal. Der Profibergführer bringt auch seine Freizeit am liebsten in den Bergen der Welt, mit besonderer Vorliebe für Kletterreisen rund um den Globus. Als Bergführer leitet er die Alpin- und Wanderschule Erlebnis Berg ([www.erlebnis-berg.com](http://www.erlebnis-berg.com)).

**Tom Dauer**, geb. 1969, wuchs in Mexico City und München auf. Als Autor und Filmemacher arbeitet er am liebsten in den Gebirgen der Welt, weil er dort Leidenschaft und Beruf miteinander verbinden kann. Er klettert seit drei Jahrzehnten und fühlt sich in langen alpinen Routen am wohlsten. Veröffentlicht Beiträge und Bücher zum Thema Berge, Alpinismus und Abenteuer, verfasst Drehbücher und führt Regie bei Dokumentarfilmen. Tom Dauer lebt auf einem Einödhof zwischen München und dem bayerischen Alpenrand.

**Robert Demmel**, geb. 1963, Redakteur beim Magazin „Alpin“, ist seit gut drei Jahrzehnten Bergsteiger aus Leidenschaft. Mit seinem stark beeinträchtigten Sohn Ben versucht er seit beinahe ebenso langer Zeit, diese Leidenschaft zu teilen.

**Michael Domanig**, geb. 1982, arbeitet als Lokaljournalist für die Tiroler Tageszeitung. Sein Studium der Politikwissenschaft an der Universität Innsbruck schloss er mit einer Diplomarbeit über politische und gesellschaftskritische Populärmusik in Österreich ab. Mit zeitgenössischer Popkultur setzt er sich auch als Autor des Musikblogs „H(eard) I(t) T(hrough) The Bassline“ auseinander. Er ist Mitbegründer des losen Literaturkollektivs „Der Schreibclub“ – und begeisterter Wanderer.

**Gerhard Fitzthum**, geb. 1955; ausgebildeter Philosoph, der nach seiner Promotion über Ökologische Ethik (1991) auf die freie Wildbahn wechselte: als Wanderführer und Journalist. Spezialisiert auf die Themen Wandern und Radfahren schreibt er vor allem für das Reiseblatt der F.A.Z., aber auch für andere deutsche und internationale Tourismusmedien. Darüber hinaus arbeitet er als Autor für den Rundfunk. Zuletzt veröffentlichte er die Essaysammlung „Auf dem Weg. Zur Wiederentdeckung der Natur“ (2014).

**Stephanie Geiger**, geb. 1977 in Murnau und dort aufgewachsen, studierte an der Ludwig-Maximilians-Universität in Mün-

chen katholische Theologie, Germanistik, Politologie und Soziologie und promovierte an der Uni Passau über die Europäische Governance. Nach zehn Berufsjahren in Berlin ist sie 2016 wieder in ihre bayerische Heimat zurückgekehrt. Wenn es die Zeit zulässt, ist sie mit Ski oder Mountainbike, mit Seil, Pickel und Steigeisen in den heimischen Bergen und den Bergen der Welt unterwegs. Darüber schreibt sie u. a. in F.A.Z., Welt am Sonntag, NZZ, Die Presse.

**Susanne Gurschler**, geb. 1969 in Meran (Südtirol), lebt in Innsbruck. Sie studierte Germanistik und Fächerkombination (Philosophie, Geschichte, Politikwissenschaft) an der Universität Innsbruck. Seit 1998 arbeitet sie als freie Journalistin und Autorin. Zahlreiche Publikationen, zuletzt „111 Orte in Tirol, die man gesehen haben muss“ (Emons Verlag). [www.susannegurschler.at](http://www.susannegurschler.at)

**Ingrid Hayek**, Vizepräsidentin des Österreichischen Alpenvereins, ist ihr ganzes Leben auf zwei Beinen und ihr halbes Leben auf zwei Rädern in den Bergen unterwegs. Sie möchte nicht im Konflikt Mountainbiken und Wandern zerrieben werden, sondern ein lebendes Bindeglied sein, denn sie findet ihre Zeitgenossen von Natur aus freundlich, sympathisch und hilfsbereit. Entweder hat sie unglaubliches Glück oder die Mitmenschen sind einfach das, wofür man sie hält und womit man ihnen begegnet.

**Stefan Herbke**, 1967 in München geb., lebt seit 2005 in Beilngries im Altmühltal. Früher war er viel privat, mittlerweile ist er aber nur noch beruflich in den Bergen unterwegs, im Sommer zu Fuß oder mit dem Mountainbike, im Winter mit Ski oder Schlitten. Mittlerweile gibt es diverse Wander- und Skitourenführer von ihm, dazu gibt es keinen Skiatlas, in dem er nicht zahlreiche Skigebiete ausführlich beschrieben und vorgestellt hat. [www.bergbild.info](http://www.bergbild.info)

**Kathrin Herzer** hat in Heidelberg und Salzburg Biologie mit dem Schwerpunkt Meeresbiologie studiert. Seit einigen Jahren lebt sie im Stubaital, hat sich mit der Hochgebirgsökologie angefreundet und ist Naturschutzreferentin der Alpenvereins-Sektion Stubai.

**Georg Jäger**, 1963 in Innsbruck geboren, wuchs in der Gemeinde Sellrain auf. Er studierte Geografie und Geschichte an der Universität Innsbruck (Sponsion 1985, Promotion 1989, Habilitation 2004), wo er auch seit dem Jahr 1994 beschäftigt ist. Zwischen 2012 und 2015 hat Georg Jäger drei Bücher über das Sellrain veröffentlicht: „Gletschermilch und Kirschsuppe. Karges Leben an der Melach“, „Sommerfrische und Gipfelwind. Reisen und Wanderungen im Sellrain 1815–1925“ sowie „Alpingeschichte kurz und bündig. Region Sellrain!“.

**Matthias Keller**, geb. 1973, studierte Sportwissenschaften und Anglistik in Köln. Der begeisterte Kletterer war zunächst lange Jahre als Jugendnationaltrainer für den DAV tätig, 2007 wechselte er in die Bundesgeschäftsstelle. Seitdem lebt er mit Frau und Tochter in München und leitet heute das DAV-Ressort Leistungssport. Wenn er nicht klettert, frönt er ausgiebig dem Berg- und Ausdauersport in seinen verschiedensten Spielarten.

**Axel Klemmer**, geb. 1963, ist Diplom-Geograf und beschäftigt sich seit Beendigung des Studiums in München auch beruflich mit den Bergen, früher als Redakteur bei alpinen Fachzeitschriften („Bergsteiger“ und „Berge“), heute als freier Autor. Mehr als das Bergsteigen und die Bergsteiger interessiert ihn das Gebirge selbst: als Wohn-, Wirtschafts- und Verkehrsraum, als Sport- und Konsumtempel, als Wohlstandsbastion und Fluchtborg.

**Nicholas Mailänder**, geb. 1949, Bergsteiger und Kletterer, Diplompädagoge, Redakteur bei ALPIN-Bergwelt 1989–1991, 1991–1999 beim DAV zuständig für den Arbeitsbereich Klettern und Naturschutz, seit 1999 freier Schriftsteller und Journalist; 2008–2012 Geschäftsstellenleiter des Kuratoriums Sport und Natur. Mailänder veröffentlichte zahlreiche Publikationen zu alpinhistorischen Themen, so 2003 „Hart am Trauf – 100 Jahre Klettern auf der Schwäbischen Alb“ und 2006 „Im Zeichen des Edelweiß – die Geschichte Münchens als Bergsteigerstadt“.

**Bernadette McDonald**, geb. 1951, lebt in den kanadischen Rocky Mountains. Sie leitete viele Jahre als Direktorin das Banff Mountain Film Festival und das von ihr gegründete Banff Mountain Book Festival. Als Autorin veröffentlichte sie mehrere Bücher zu alpinistischen Themen, die mit renommierten Preisen ausgezeichnet und in mehrere Sprachen übersetzt wurden. [www.bernadette-mcdonald.ca](http://www.bernadette-mcdonald.ca)

**Wilfried Noisternig**, Dr., geb. 1959 in Matrei a. Br., Arzt für Allgemeinmedizin in Navis, neben seinem Beruf ist vor allem die Fotografie seine große Leidenschaft, die Kamera eine ständige Begleiterin in Freizeit und auf Reisen. Seit 2002 Vertiefung in die künstlerische Fotografie durch Teilnahme an diversen Seminaren und Workshops.

**Dominik Prantl**, Jahrgang 1977, würde nur zu gerne neue Wege zu gehen. Leider ertappt sich der Journalist und Wirtschaftsgeograf viel zu häufig dabei, dass er doch nur eingetretene Pfade folgt.

**Florian Ritter**, geb. 1980, ist Landschaftsplaner sowie Agrar- und Umweltpädagoge. In seiner Dissertation befasste er sich mit dem Anpassungsbedarf des hochalpinen Wegenetzes in Folge des Klimawandels. Auch heute hat er gern sowohl privat (als Nutzer) als auch beruflich (als Autor) mit dem alpinen Wegenetz zu tun. Ritter lebt mit seiner Familie in Wien.

**Martin Roos**, geb. 1967, Biochemiker, arbeitet seit zwanzig Jahren als freier Wissenschaftsjournalist und schreibt vorwiegend über Medizin. Zum Thema leistungssteigernde Wirkstoffe

(LsW) hat er auf Basis der aktuellen Studienlandschaft eigene Einschätzungen formuliert. Roos' Analysen spiegeln seine Meinung wider, auch zum Werk und Wirken einzelner Persönlichkeiten. „Likes“ verteilt er eher zögerlich. Zwar nahm er als SZ-Reporter auf der Capanna Margherita zur Wahrung der Arbeitsfähigkeit vor Jahren selbst Acetazolamid. Statt zum „besten Freund“ reichte es jedoch nur zu einer netten Flüchtigkeitsbekanntschaft. [tinyurl.com/MartinLinked](http://tinyurl.com/MartinLinked)

**Barbara Schaefer**, geb. 1961 in Heidenheim, studierte in München und Bologna Germanistik und Theaterwissenschaften. Sie arbeitete als Feuilletonistin in München und als Redakteurin der Zeitschrift BERGE in Weyarn. Trotz aller Liebe zu den Alpen zog sie 1997 nach Berlin. Sie bereist von der Großstadt aus die Berge der Welt; als freie Autorin und als Tiroler Bergwanderführerin. Gar nicht so absurd, findet sie, schließlich waren es Stadtmenschen, die die Berge erschlossen.

**Martin Scharfe**, Dr. phil. habil., Volkskundler, Universitäts-Professor für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft. Geb. 1936 in Waiblingen (Württemberg). Zunächst Volksschullehrer. Dann Studium der Volkskunde, Kunstgeschichte, Soziologie etc. in Tübingen. Promotion 1968, Habilitation 1981. Hochschultätigkeit in Tübingen (1968–1985) und Marburg (1985–2001). Gastprofessuren in Stockholm, Graz und Innsbruck. Lebt und arbeitet in Marburg an der Lahn.

**Hannes Schlosser**, geb. 1951, freier Journalist und Fotograf. Die Entwicklung des Alpenraums mit ihren ökologischen, ökonomischen, sozialen und politischen Aspekten zählt dabei zu seinen Arbeitsschwerpunkten. Als Redakteur betreut er die Zeitschrift „Die Alpenkonvention – nachhaltige Entwicklung in den Alpen“ von CIPRA-Österreich (seit 2006) sowie die 20-teilige Buchreihe „Alpingeschichte kurz und bündig“ des AV-Projekts Bergsteigerdörfer (2008–2016).

**Luis Töchterle**, geb. 1950, lebt im Stubaital und war 33 Jahre lang hauptberuflich für den Österreichischen Alpenverein tätig. Als begeisterter Fliegenfischer kennt er das reiche Leben intakter Fließgewässer. Seit den 1980er-Jahren engagiert er sich für den Erhalt der Stubaiäcker Bäche. Erst wollten hier die Österreichischen Bundesbahnen Speicherkraftwerke errichten, seit 2004 hat die TIWAG das Stubaiäcker Wasser im Visier. Auf seine Initiative entstand der Stubaiäcker WildeWasserWeg, ein mehrfach ausgezeichnetes Projekt, das den touristischen Wert von Wasserfällen und wilden Bachstrecken sichtbar macht.

**Heinz Zak**, geb. 1958, aus Scharnitz/Tirol begann in den Kalkkögeln zu klettern. Der ehemalige Hauptschullehrer für Englisch und Physik/Chemie zählt zu den bekanntesten Bergfotografen und Extremkletterern in Europa. Darüber hinaus hat er sich als Slackliner der ersten Stunde einen Namen gemacht. Neben seiner Tätigkeit als Autor und Fotograf hält Heinz Zak regelmäßig Fotokurse, als Bergführer (seit 2011) leitet er Outdoor-Seminare und Klettercamps. [www.heinzzak.com](http://www.heinzzak.com)

Nachdrucke von Beiträgen, auch auszugsweise, oder Bildern aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte, auch bezüglich der Beilagen und Übersetzungen, bleiben vorbehalten. Die VerfasserInnen tragen Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.

Ältere Jahrgänge des Jahrbuchs (Zeitschrift) des Alpenvereins (und viele andere Periodika) finden Sie online auf den Internet-Seiten der Universitätsbibliothek Innsbruck und der Österreichischen Nationalbibliothek unter [www.literature.at](http://www.literature.at) (1870–1998) (mit Volltextsuche) und unter [www.anno.onb.ac.at](http://www.anno.onb.ac.at) (1872–1937).

© 2016

Herausgeber: Deutscher Alpenverein, München, Österreichischer Alpenverein, Innsbruck, und Alpenverein Südtirol, Bozen  
Jahrbuchbeirat: Georg Hohenester (DAV), Friederike Kaiser (DAV), Melanie Grimm (DAV), Gerold Benedikter (ÖAV), Ingrid Hayek (ÖAV), Evi Brigl (AVS), Ingrid Beikircher (AVS)

Inhaltliches Konzept, Text- und Bildredaktion: Anette Köhler, Tyrolia-Verlag, Innsbruck

Grafisches Konzept: Gschwendtner & Partner, München

Layout und digitale Gestaltung: Studio HM, Hall in Tirol

Coverabbildungen: Sellrain-Impressionen: Lüsener Fernerkogel (vorne oben, © J. Pfatschbacher); auf dem Weg zur Potsdamer Hütte (vorne unten, © M. Burtscher). Umschlagrückseite: Aufstieg zur Schöntalspitze, © J. Pfatschbacher

Abbildung Seite 2/3: Cumulus über dem Acherkogel © M. Burtscher

Zitat Seite 7 aus: Robert MacFarlane, Berge im Kopf – Die Geschichte einer Faszination, AS Verlag, Zürich 2011

Lithografie: Artlitho, Trento (I)

Druck und Bindung: L. E. G. O., Vicenza (I)



Dieses Buch wurde auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt. FSC (Forest Stewardship Council) ist eine internationale Non-Profit-Organisation, die sich für eine ökologische und sozialverantwortliche Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.

Alpenvereinsmitglieder erhalten mit diesem Band die AV-Karte Nr. 31/2 Stubai Alpen/Sellrain im Maßstab 1:25.000 (10. Ausgabe 2016), ISBN 978-3-928777-73-5

Alleinvertreib für Wiederverkäufer: Tyrolia-Verlag, Exlgasse 20, A-6020 Innsbruck, [www.tyrolia-verlag.at](http://www.tyrolia-verlag.at)

ISSN 0179-1419

ISBN 978-3-7022-3548-2 (gedrucktes Buch)

ISBN 978-3-7022-3583-3 (E-Book)